

Denkmalpflege in Bremen

18

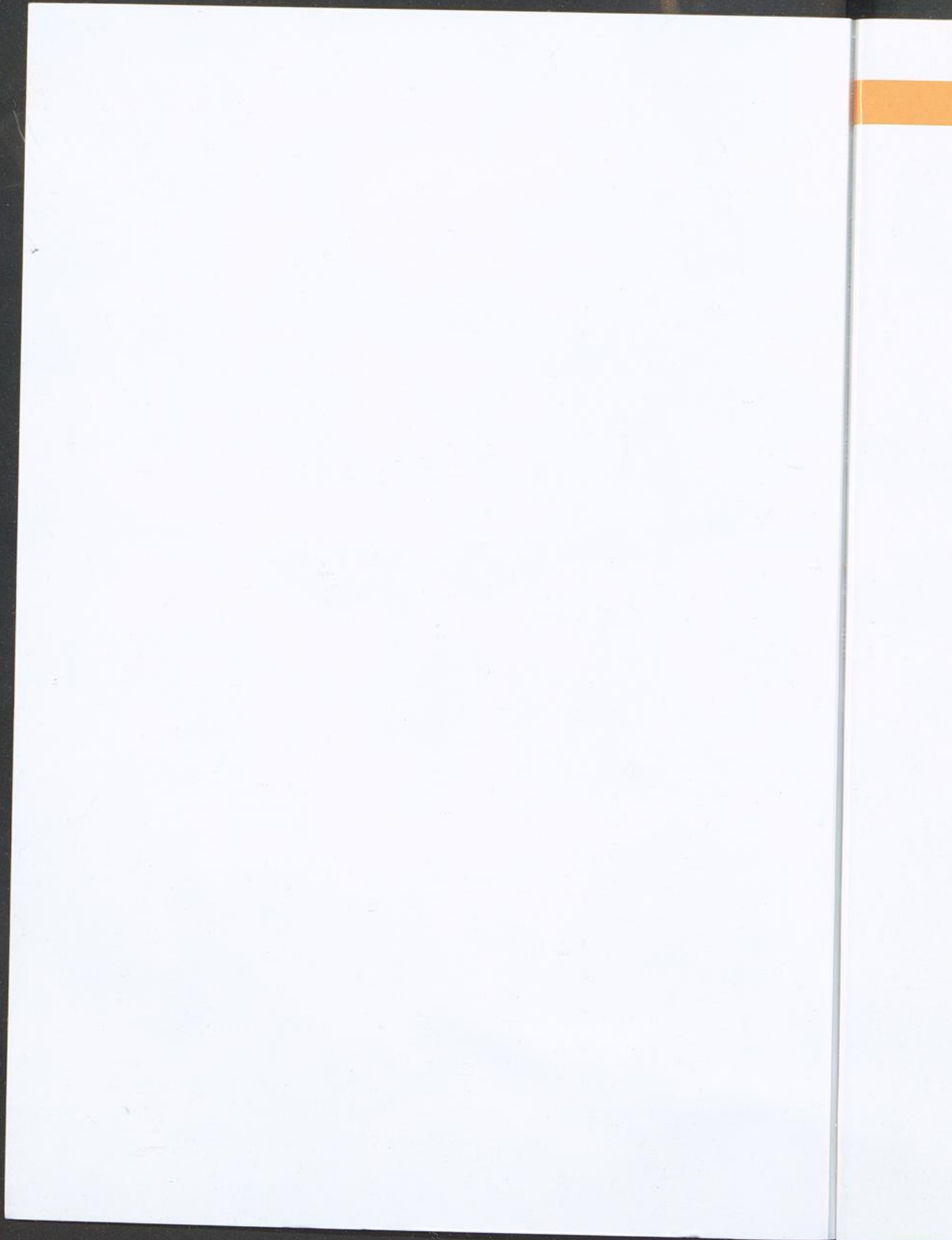
2021



Schriftenreihe des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen

Gotik

EDITION TEMMEN



Schriftenreihe des Landesamtes für
Denkmalpflege Bremen

Herausgegeben von Prof. Dr. Georg Skalecki

Heft 18

2021

Denkmalpflege in Bremen

Heft 18



Prof. Dr. Georg Skalecki (Hg.)

EDITION TEMMEN

Herausgeber:
Prof. Dr. Georg Skalecki,
Landeskonservator

Redaktionsteam:
Karin Geiss M.A.
Jessica Hänsel M.A. M.Sc.
Uwe Schwartz M.A.

Landesamt für Denkmalpflege
Sandstraße 3
28195 Bremen

office@denkmalpflege.bremen.de
www.denkmalpflege.bremen.de

© EDITION TEMMEN 2021
Hohenlohestraße 21
28209 Bremen
Tel. 0421-34843-0



info@edition-temmen.de
www.edition-temmen.de

2022-00504

Printed in Hong Kong

ISBN 978-3-8378-1060-8

Autorenverzeichnis

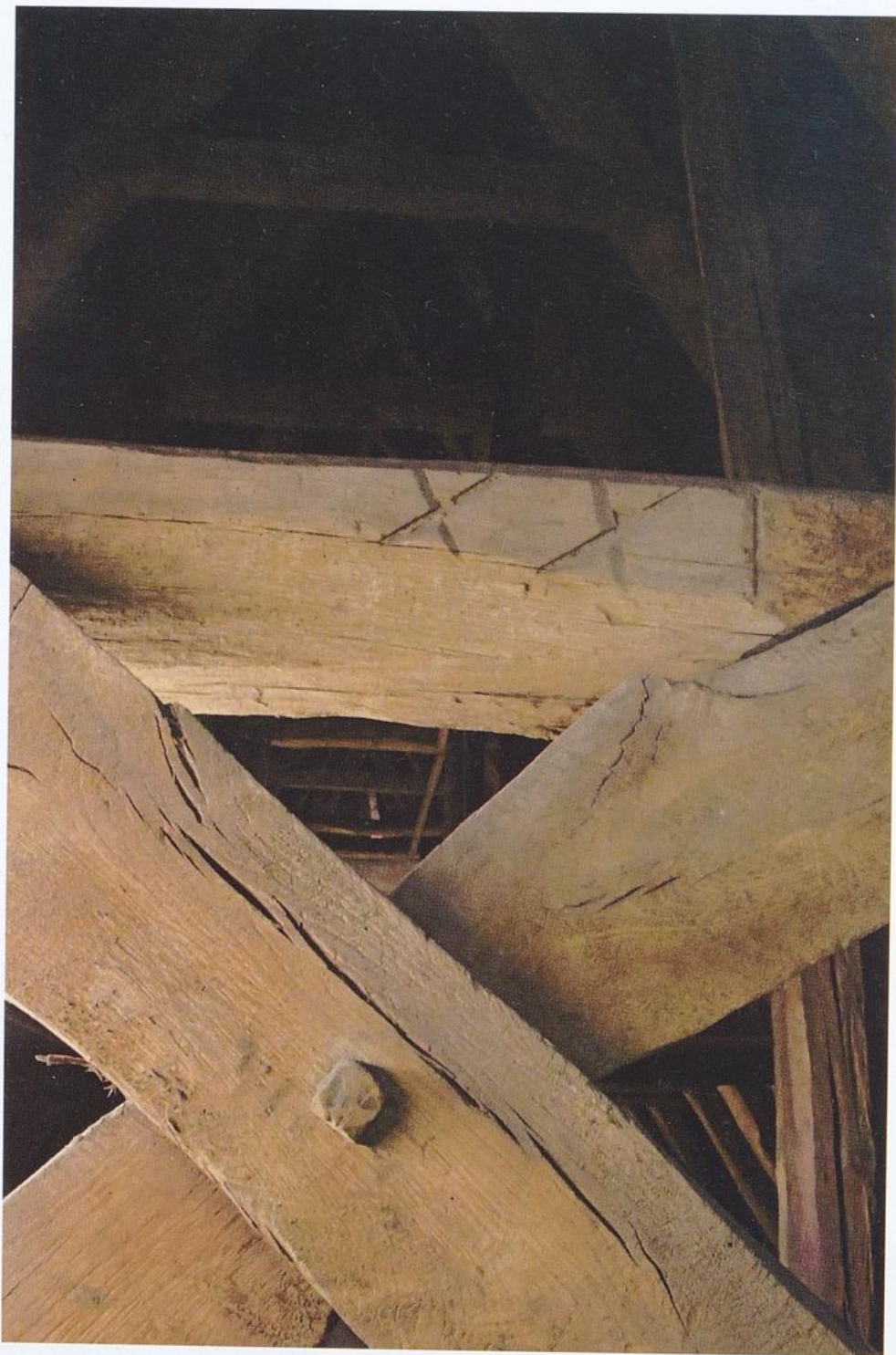
Jessica Hänsel M.A. M.Sc.
Marianne Ricci M.A. M.Sc.
Uwe Schwartz M.A.
Prof. Dr. Georg Skalecki
Dipl.-Ing. Ottmar Struwe
Dr. Achim Todenhöfer
alle Landesamt für Denkmalpflege Bremen
Dr. Dieter Bishop, Landesarchäologie Bremen
Dr. Jürgen Pätzold, Universität Bremen,
MARUM und Fachbereich Geowissenschaften

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet
diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie;
bibliografische Daten sind im Internet
unter www.dnb.de abrufbar.

Abbildungsnachweis auf Seite 153

Inhalt

	Vorwort	7
Georg Skalecki	Die Kirche Unser Lieben Frauen in Bremen – Ein frühgotischer Zentralbau von 1220	8
Achim Todenhöfer	Die ehemalige Franziskanerklosterkirche St. Johann im Schnoor	44
Jessica Hänsel	Verborgene gotische Gewölbe in Bremen	74
Uwe Schwartz	Bürgerhäuser der Gotik in Bremen	92
Dieter Bishop	Archäologie des sogenannten Balleer'schen Hauses am Markt	105
Jürgen Pätzold	Die Verwendung von Naturwerksteinen beim Bau des gotischen Bremer Rathauses	122
 Berichte aus der Praxis		
Ottmar Struwe	Das unbekannte Kleinod – Zur Umnutzung der ehemaligen Kleingüterabfertigung am Zollamt Hansator	137
Marianne Ricci	Hoch zu Ross – das Bismarck Denkmal in Bremen	139
Ottmar Struwe	»Bauschaum rettet Baudenkmal.« Von der Fassadensanierung eines Wohnblocks in Bremerhaven	143
 Neue Unterschutzstellungen		
Jessica Hänsel	Drei neue Geschichtszeugnisse der ehemaligen Bremer Wollkämmerei unter Denkmalschutz	146



Vorwort

Unsere Reihe »Denkmalpflege in Bremen« hat es sich zum Ziel gesetzt, neben aktuellen Berichten aus dem Alltag der Denkmalpflege, auch die steingewordene Geschichte Bremens zu beleuchten. Dafür haben wir mehrfach bestimmte »Epochen« mit ihrem Denkmalbestand in den Fokus gerückt und oft die spezifisch bremische Bedeutung herausgestellt. So wurde zuletzt die in Bremen ungewöhnlich ausgeprägte Reformbewegung genauer betrachtet. Gerade die Zeit des Historismus und des frühen 20. Jahrhunderts haben Bremen ihren Stempel aufgedrückt, das Stadtbild geprägt und wesentlichen Baubestand hinterlassen, was vielfältig analysiert wurde. Bremen besaß darüber hinaus in der Renaissance und der Hanse-Zeit überregionale Bedeutung, weshalb auch diese Phase schon in einem eigenen Heft gewürdigt wurde. Die Frühzeit von »Brema« und die frühe reichsweite Bedeutung von Erzbistum und Stadt waren ebenfalls schon mehrfach Thema, so 2006, 2014 und natürlich im Sonderheft zum Europäischen Kulturerbejahr 2018 (in Heft 16 von 2019), in dem die Bedeutung von Dom und Missionsstützpunkt besonders bis zum 12. Jahrhundert thematisiert wurde.

Die Zeit nach 1220, die Gotik, wurde bisher immer nur am Rande behandelt, ein Grund, ihr in diesem Band besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Die Blütezeit des Erzbistums war mit dem 12. Jahrhundert nicht vorbei, im Gegenteil, unter Erzbischof Gerhard II. gab es noch einmal eine fruchtbare politische, wirtschaftliche und künstlerische Allianz. Seit dem 9. Jahrhundert, als Bischof Ansgar aus dem zerstörten Hamburg nach Bremen flüchtete,

stritten die Domkapitel von Hamburg und Bremen immer wieder über den Anspruch des Hauptsitzes. 1223 entschieden Papst und Kaiser, dass Bremen der Metropolitansitz des Erzbistums sein soll, was zwar bis dahin gelebte Praxis war, nun aber auch offiziell anerkannt wurde. Der Dom wurde ausgebaut, und mit der Marienkirche Unser Lieben Frauen entstand ab 1220 als programmatischer Neubau über Vorgängerbauten die erste gotische Kirche in Bremen und zugleich eine der ersten gotischen Kirchen in Deutschland. Die Betrachtung dieses wichtigen Baus steht deshalb auch am Anfang unseres Heftes, eine Würdigung 800 Jahre nach Einzug der Gotik. Mit der Franziskanerklosterkirche St. Johann wird eine weitere gotische Kirche behandelt und wissenschaftlich profund in den Kontext der Bettelordensarchitektur eingeordnet. Oftmals können die Bauten selbst nicht immer sprechen, und man ist auf Spuren und Reste im Verborgenen angewiesen, weshalb »Verborgene gotische Gewölbe«, verlorene Profanbauten allgemein und das gotische Balleer'sche Haus am Markt in Einzelbetrachtungen vorgestellt werden, letztere ein Beitrag vom Gastautor Dieter Bishop, Landesarchäologie Bremen. Ein zweiter Gastautor, der Geologe Jürgen Pätzold, vermittelt einen wertvollen Einblick in die Naturwerksteine am gotischen Rathaus aus materialkundlicher Sicht. Die Rubriken »Berichte aus der Praxis« und »Neue Unterschutzstellungen« runden das aktuelle Heft ab, dem wir eine große Leserschaft wünschen.

Der Herausgeber

Georg Skalecki

Die Kirche Unser Lieben Frauen in Bremen – Ein frühgotischer Zentralbau von 1220*

Die Ausgangslage

Der Domherr und Chronist Magister Adam von Bremen (*1040/1050 – †1081/1085) verfasste um 1075 die ›Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum‹, eine der bedeutendsten frühmittelalterlichen Quellen zur Mission und Kirchenentwicklung des Nordens. Beschrieben sind darin die Geschichte des Doppel-Erzbistums Hamburg-Bremen mit Sitz in Bremen und seine Beziehungen zum skandinavischen Raum. In diesem Dokument finden sich Nachrichten über die Verhältnisse im europäischen Norden sowie über die lokale Entwicklung. So erfährt man, dass Unwan, 1013 bis 1029 Erzbischof in Bremen, außerhalb der Bremer Bischofsburg eine Pfarrkirche St. Veit erbauen ließ: »... etiam basilica sancti Viti extra oppidum construi...«¹ Als Baudatum wird heute mehr oder weniger willkürlich die Mitte seines Pontifikats, das Jahr 1020 angenommen, um ein konkretes Datum für eine Jubiläumsfeier benennen zu können. Damit konnte 2020 die 1000-jährige Nennung einer Kirche St. Veit von der Kirchengemeinde Unser Lieben Frauen zu Bremen begangen werden. Dies war ein Anlass für den Verfasser, sich aus Sicht des Bauhistorikers und Denkmalpflegers einmal intensiver mit den Bauwerken dieser Gemeinde auseinanderzusetzen. Die St. Veit Kirche wechselte im Laufe ihrer Geschichte das Patrozinium, wurde um 1220 eine Marienkirche und ist heute die Evangelische Pfarrkirche Unser Lieben Frauen im Zentrum von Bremen (Abb. 1).

Bei der Beschäftigung mit dieser Kirche stellt man zunächst fest, dass sie bisher in der überregionalen Forschungsliteratur wenig oder zumindest zu wenig Beachtung gefunden hat, obwohl der heute noch bestehende Bau des frü-

hen 13. Jahrhunderts eine auffallende und bemerkenswerte Grundriss- und Raumform zeigt, die längst das Interesse der allgemeinen kunsthistorischen Forschung verdient gehabt hätte. Dies liegt unter anderem daran, dass die regionale Forschung zu wenig dafür getan hat, dieses Bauwerk in seiner Bedeutung überregional bekannt zu machen. Daran änderten auch die verdienstvollen Inventarbände von Rudolf Stein nichts, die dieser ab 1960 als städtischer Denkmalpfleger herausgab, in denen aber der kunsthistorische Kontext und die Einordnung der Bauwerke in überregionale Zusammenhänge meist zu kurz kamen.² Viele Autoren gingen mit Datierungs- und Ableitungsfragen sehr nachlässig um und behaupteten lapidar, der bestehende Bau Unser Lieben Frauen sei nach 1229 zu datieren, da er in der Nachfolge westfälischer Hallenkirchen zu sehen sei. Sie erkannten nicht, dass die Bremer Kirche einen anderen Typus von Hallenkirche vertritt als die besagte Gruppe westfälischer Bauten. Fatalerweise wurde aufgrund der Ableitungssystematik auch übersehen, dass der Bremer Bau älter sein muss als die vermeintlichen Vorbilder in Westfalen. Er ist daher als ein originäres Werk mit einer ganz außergewöhnlichen Form anzusehen, die später im Detail zu analysieren ist. In der regionalen, eher heimatkundlichen Literatur suchte man stets nach Vorbildern für Unser Lieben Frauen und gelangte so zu Spätdatierungen und unzutreffenden Ableitungen, die sich schließlich verfestigten.³ Man traute leider immer in der Art einer lokalen Bescheidenheit voller Selbstzweifel sowie infolge einer Unterschätzung der hiesigen Arbeiten dem Standort Bremen wenig zu. Dies wird verstärkt von der Forschung anderer Regionen und der überregionalen Sicht, die gerne Bremen im Mittelalter als randständig

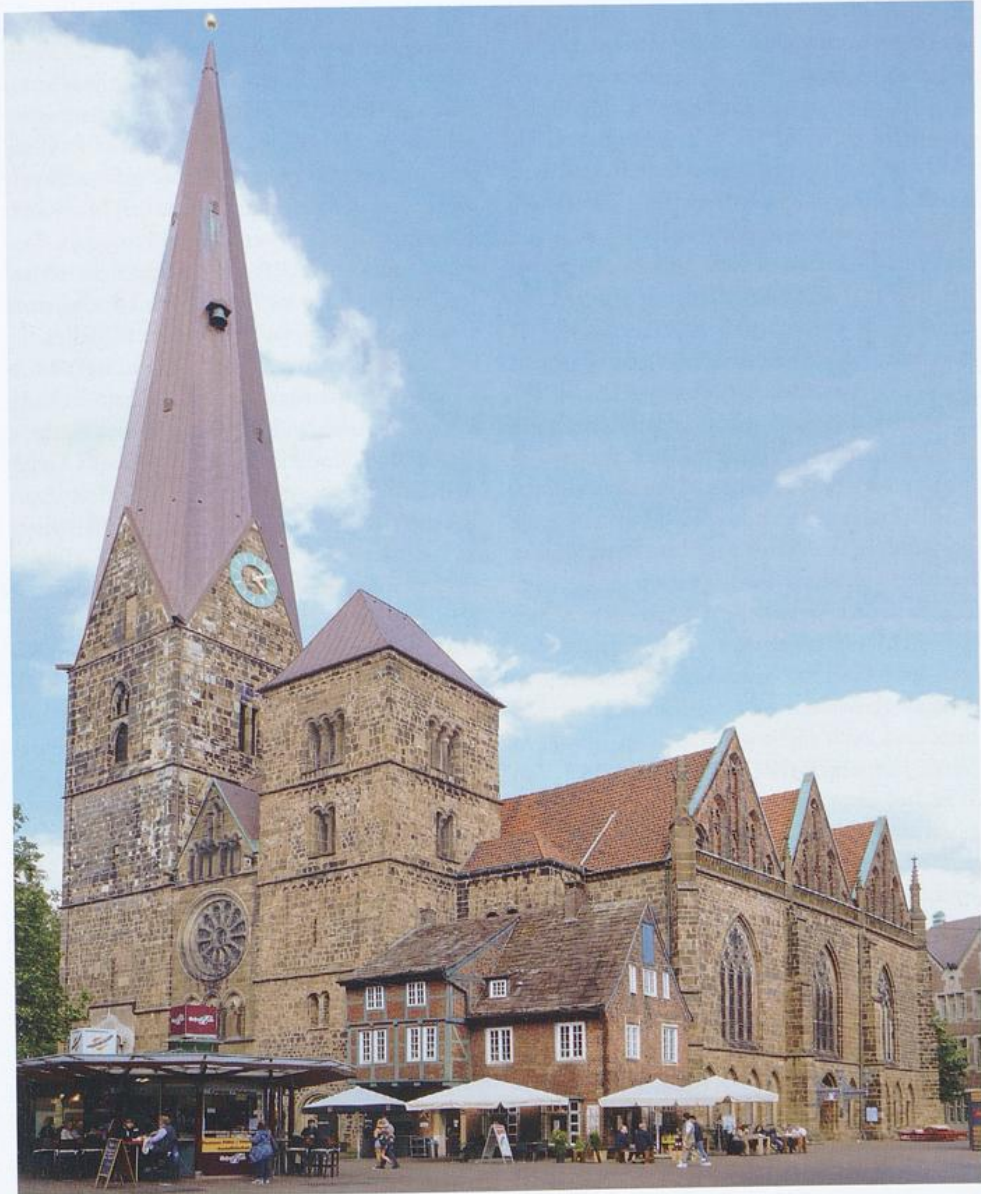


Abb. 1: Unser Lieben Frauen: aktuelle Ansicht von Südwest

bezeichnen, wo wenig zu erwarten sei. Dabei ist das Erzbistum Bremen ein bedeutendes Oberzentrum gewesen, in dem sich auch besondere künstlerische Ideen entwickelt haben dürften. Die weitreichenden Beziehungen der hoch bedeutenden Erzbischöfe mit stets besten

Kontakten zum Reich ermöglichten auch hier größere überregionale, gar internationale bauliche Entwicklungen bis hin zu eigenständigen besonderen Leistungen. Die Möglichkeit, bedeutende Künstler könnten auch hier tätig gewesen sein, sowie das Potenzial einer hiesigen

Schöpferkraft wurden und werden stets als gering eingeschätzt. Neue Erkenntnisse, auf die später noch einzugehen ist, machen aber deutlich, dass Bremen in karolingischer, ottonischer und in frühgotischer Zeit ein wichtiges kirchliches und auch ein bedeutendes künstlerisches Zentrum war. Wie ein roter Faden wird sich durch diesen Beitrag die Frage ziehen, wieso schaut niemand nach Bremen, warum werden die Rolle und die künstlerischen Leistungen Bremens häufig übersehen? Ein großes Manko ist, dass sehr viele der glänzenden baulichen Zeugnisse oder zumindest der baulichen Details verloren gegangen sind, ob durch den Bildersturm der Reformation, rigorosen Umgestaltungswillen der zwischenzeitlichen Blütejahrhunderte, besonders des 17. und des 19. Jahrhunderts, oder die rücksichtslose Aufbruchsstimmung nach dem Zweiten Weltkrieg.

Für Unser Lieben Frauen gab es immerhin einen wissenschaftlichen Ansatz, die Besonderheit des gotischen Bauwerks herauszuarbeiten, der jedoch bisher kaum zur Kenntnis genommen und auch nicht weiterverfolgt wurde. In seiner kunsthistorischen Magisterarbeit von 1992 hat Uwe Böltz eine erste grundlegende Einordnung der Kirche versucht, deren Ergebnisse 2002 publiziert wurden.⁴ Daran anknüpfend sollen nun neue wichtige Gedanken zur Stellung der Kirche im bauhistorischen Kontext entwickelt und veränderte Datierungsansätze dargelegt werden.

Bevor man sich dem bestehenden frühgotischen Bau widmet, sollen die Vorgeschichte und die Vorgängerbauten der Bremer Kirche Unser Lieben Frauen betrachtet und auch dazu neue Erkenntnisse vorgetragen werden.

Bau I

Durch jüngere Untersuchungen, die der Verfasser zum Bremer Dom vorgelegt hat, sind wir über die karolingischen und ottonischen Bauphasen der Domkirche inzwischen besser informiert.⁵ Besonders der Bau von 860, der Ansgar-Dom, war ein für seine Zeit bemerkenswertes

Bauwerk, da er als dreischiffige Basilika mit Westquerhaus und wahrscheinlich einer Westkrypta für das Grab des als heilig verehrten Bistumsgründers Willehad wichtige, inzwischen als zeittypisch erkannte architektonische Merkmale aufwies. Aufgrund zahlreicher Forschungsergebnisse der jüngeren Zeit zu vergleichbaren Standorten wissen wir inzwischen auch, dass gerade im 9. und 10. Jahrhundert die Domkirchen mit ihren vielfältigen Funktionen eines Erzbistums ausgelastet waren und daher für die Laien im unmittelbaren Umfeld eigene Kirchen erbaut wurden. Daneben kann es Taufkirchen, Domklosterkirchen, Kapitelkirchen, Grabkirchen und Pfarrkirchen an einem Kathedralstandort gegeben haben.⁶ Gerade für die beliebte Heiligenverehrung und den Reliquienkult in der Karolingerzeit entstanden Pilgerstätten mit Heiligengräbern innerhalb vieler Kathedralen oder bedeutender Klosterkirchen. So auch im Bremer Dom im von Erzbischof Ansgar erbauten Westquerhaus, wohin die Menschen in der Erwartung von Hilfe und Heilung pilgerten.⁷ Ansgar selbst hat seinen Umbau des Domes, die Präsentation der Reliquien des Willehad, den regen Besuch und besonders die vielen Wunder, die Pilgern beim Besuch des Grabes des Heiligen im Bremer Dom zuteil wurden, beschrieben.⁸

Im 9. Jahrhundert existierte auch in Bremen eine sogenannte Domgruppe, bestehend aus der Kathedralkirche, wohl einem Baptisterium und der von 806 bis 860 zunächst als Grabkirche genutzte Kirche St. Willhadi. Diese wurde dann, da innerhalb des Dombezirks gelegen, wahrscheinlich zur Domklosterkirche umgenutzt. Und es wäre nicht ungewöhnlich, wenn an einem bedeutenden Standort wie Bremen, das seit 847 als Erzbistum mit besonderen Aufgaben betraut war und engste Kontakte zu Kaiser und Reich hatte, schon bald eine zur Domgruppe gehörige, aber außerhalb des engen Dombereichs gelegene Pfarrkirche erbaut worden wäre. Das Bistum war von Karl dem Großen persönlich 787 gegründet worden und hatte sich schon kurz danach vom Erzbistum Köln, dessen Suffraganbistum es zunächst war,

emanzipiert. Dagegen protestierte der Kölner Erzbischof heftig, dennoch war Bremen 847 zum eigenständigen Erzbistum des Nordens aufgestiegen. Es hatte damit eine wichtige reichspolitische Aufgabe zu erfüllen, diente als eine Art Relaisfunktion für die kirchlichen und politischen Expansionsbestrebungen in der Art eines ›Rom des Nordens‹, wie es im 11. Jahrhundert hieß: »Brema ex illius virtute instar Romae divulgata.«⁹

Gleichzeitig hatte sich in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts vor der Bischofsburg ein Markt entwickelt, eine Ansiedlung mit einem Ufermarkt mit einem großen und befestigten Flusssanleger für den Handel.¹⁰ 888 folgte offiziell die Übertragung der Markt-, Münz- und Zollrechte durch den Kaiser. Bremen war schnell wichtiger Handelsplatz geworden, die Bevölkerung wuchs und siedelte sich um Dom und Markt an. Aus der Kenntnis des Bausehens an bedeutenden karolingischen Bistumsplätzen und der besonderen Entwicklung der Stadt Bremen würde man daher unbedingt

eine eigene Pfarrkirche für die Bewohner unterhalb des mit anderen Aufgaben ausgelasteten Doms erwarten, also einen bisher unbekanntem Vorgängerbau zu St. Veit (Abb. 2).

Zur Prüfung dieser Hypothese soll das Patrozinium näher betrachtet werden, denn die Widmung an einen Heiligen ist oftmals durch regionale Beziehungen und zeitbedingt gewählt worden, besonders wenn es sich nicht um einen der fränkischen Hauptheiligen handelt. Die Kirche Unser Lieben Frauen war bis 1220 St. Veit geweiht. Der Heilige Vitus, oder Veit, soll im 3. Jahrhundert gelebt haben. Seine Verehrung unter den Karolingern begann im Zuge des aufkommenden Reliquienkults dieser Jahrhunderte. In der Abtei Saint-Denis bei Paris, die in merowingischer Zeit gegründet und 750 zur Königsabtei und Grablege der Frankenkönige erhoben wurde, sind zunächst Reliquien des Vitus aufbewahrt und verehrt worden. In einem neuen Westbau vor der Kirche fanden Pippin der Jüngere und seine Gemahlin Bertrada, die Eltern von Karl dem Großen, 768 ihre

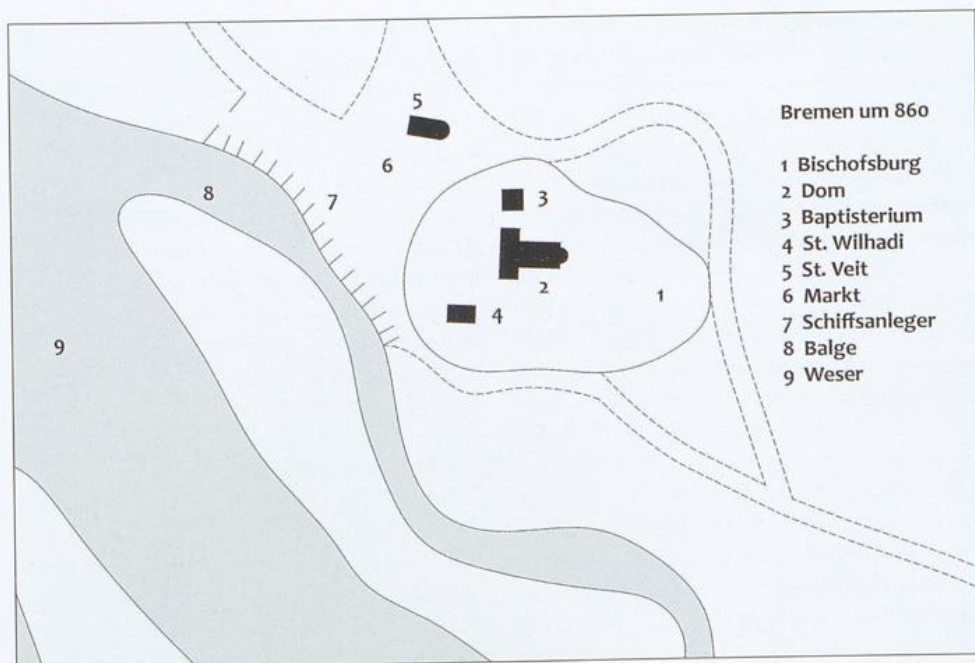


Abb. 2: Vermeintlicher Ortsgrundriss um 860

letzte Ruhestätte. Dieser westlich der Hauptkirche vorgelagerte Grabbau entwickelte sich sofort zum Pilgerort.¹¹ Karl, seit 800 Kaiser Karl der Große, gründete 815 als Klosterstützpunkt für den Osten seines Reiches die Abtei Corvey an der Weser, schenkte ihr Vitus-Reliquien aus Saint-Denis und ließ die Klosterkirche dem Heiligen Vitus weihen.¹² Genau zu dieser Zeit leitete der spätere Bremer Erzbischof Ansgar die Klosterschule in Corvey. Er hatte zuvor in der berühmten karolingischen Reichsabtei Corbie in der Picardie seine Ausbildung genossen und sollte nun in der von den karolingischen Herrschern verfolgten Missionspolitik eine wichtige Rolle übernehmen. Aus dem St. Veit Kloster von Corvey wurde Ansgar zunächst Bischof des 834 neu gegründeten Bistums Hamburg, das die Aufgaben des bereits seit 787 bestehenden Bistums Bremen unterstützen sollte. Hamburg wurde jedoch schon 845 vollkommen zerstört, Ansgar musste fliehen und übernahm im sicheren Bremen den gerade vakanten Bischofsstuhl. Unter ihm wurde 847 dieses jetzt bestehende Doppelbistum Hamburg-Bremen mit dem Hauptsitz in Bremen zum Erzbistum erhoben. Ansgars bauliche Tätigkeit am Dom ist schon erwähnt worden, und es kann nur Ansgar gewesen sein, der das Veit-Patrozinium in Bremen installierte. Aufgrund der bekannten Verbindungen nach Corvey, wo die Reliquien dieses Heiligen verehrt wurden, kann man davon ausgehen, dass von Ansgar die erste St. Veit Kirche in Bremen bereits im 9. Jahrhundert gegründet worden war. Später, im 11. Jahrhundert, bestanden keine engeren Beziehungen mehr nach Corvey, und es gab zu Anfang des 11. Jahrhunderts unter Erzbischof Unwan keinen besonderen Anlass mehr, gerade diesen Heiligen hier mit einer Kirchenneugründung zu ehren.

Das heißt: Die baulich-funktionalen Abläufe an einem Erzbistumsstandort, die Erfordernisse an einem bereits großen Fernhandelsort und die besondere Nähe Ansgars zum Heiligen Vitus lassen die Vermutung zur Gewissheit werden, dass um 860 eine erste St. Veit Kirche existiert haben muss. Ob diese erste St. Veit Kirche

bereits am heutigen Standort errichtet worden war und wie sie ausgesehen haben mag, kann vorläufig nicht mit Sicherheit gesagt werden. Gewissheit könnten nur umfangreiche Bauforschungsmaßnahmen und archäologische Untersuchungen des Bodens bringen. Unsystematische Untersuchungen im Jahr 1965 nördlich des Kirchenstandorts hatten Knochenreste zutage gebracht. Bekannt war, dass dort ein Friedhof bestanden hat, jedoch nicht, wann er angelegt wurde. Eine Probe aus einem der Gräber konnte nach der C-14-Methode auf 840/940 n. Chr. datiert werden¹³ und könnte damit die Hypothese eines Vorgängerbaus von 860 bestätigen, denn es wird an dieser Stelle kein Grab bzw. keinen Friedhof ohne eine Kirche gegeben haben. Damit wird ein Bau I St. Veit um 860, gegründet von Erzbischof Ansgar, sehr wahrscheinlich am ehesten ein kleiner Saalbau an der Stelle der heutigen Kirche gewesen sein.

Bau II

Für die Jahre des Pontifikats Unwans, 1013 bis 1029, gibt es dann die erste bekannte Nennung einer Kirche St. Veit, die oben bereits zitiert wurde. Neben der Lagebeschreibung »*extra oppidum*« wird auch erwähnt, dass für die Baumaßnahme von St. Veit, wie auch für den Bau anderer Kirchen im gesamten Sprengel, Bäume der angeblich immer noch bestehenden heidnischen Haine benutzt worden seien. Diese Textstelle schließt nicht aus, dass es bereits zuvor eine Kirche an diesem Standort gegeben haben kann. Zum anderen folgerte man in einer Fehldeutung dieser Quelle, dass diese Kirche St. Veit vollständig aus Holz gebaut gewesen sei. Auch hier behindern die Selbstzweifel der regionalen Forschung, ob denn im 11. Jahrhundert hier schon eine Steinkirche gebaut worden sein kann, eine objektive Deutung. Dabei heißt es bei Adam: »... ita ut ex lucis, quos nostri paludicolae stulta frequentabant reverentia, faceret ecclesias per diocesim renovari.«¹⁴ Die Bäume der heidnischen Haine wurden für die Renovierung von Kirchen in der Diözese genutzt und

auch für die Kirche St. Veit. Das in der Quelle erwähnte Holz benötigte man reichlich für Dachstuhl, Decken und Baugerüste. Die Größe und die Bedeutung von Stadt und Erzbistum waren im 11. Jahrhundert so angewachsen, dass eine Holzkirche innerhalb der schon stark angewachsenen Stadt absolut unwahrscheinlich ist, zumal die Möglichkeit, an Steine für einen Bau zu gelangen, zweifelsohne gegeben war. Im direkten Umfeld von Bremen gab es zwar keine Steinbrüche, doch Wesersandstein ist nachweislich bereits seit der Zeit um 800 über den Fluss transportiert worden. Gerade für den vom Bremer Erzbischof verantworteten Neubau einer Pfarrkirche wird man ganz sicher Steine besorgt haben können. Es ging Adam von Bremen in seiner Chronik wohl eher um die Botschaft der Existenz heidnischer Haine im 11. Jahrhundert in der Region und dass diese geschlagen und für christliche Kirchen genutzt worden seien. Aus der Beschreibung des Adam geht ebenso hervor, dass die Erbauung einer Pfarrkirche außerhalb der Bischofsburg natür-

lich eine Angelegenheit des Erzbischofs war, der sicherlich, seine Stellung nutzend, für ein angemessenes steinernes Bauwerk gesorgt hat.

Wissenschaftliche archäologische Untersuchungen an der Kirche sind bisher nicht durchgeführt worden. Lediglich beim Einbau einer Heizung müssen Mauerzüge im Mittelschiff gesichtet worden sein, die bedauerlicherweise nicht von Fachleuten ausgewertet wurden und nur als vage Skizze in eine Grundrisszeichnung von Siegfried Fliedner Eingang gefunden haben.¹⁵ Fliedner rekonstruierte eine Saalkirche, für die auch aus anderen Gründen einiges spricht (Abb. 3). Die Kirche des frühen 11. Jahrhunderts hat sicher in der Achse hinter dem Südturm gelegen und war eine einfache Saalkirche von dann etwa neun Metern Breite, da ihre Südwand wohl an der Stelle der südlichen Außenmauer des Baus des frühen 13. Jahrhunderts verlief, wohingegen die von Fliedner beobachteten Fundamente der nördlichen Außenmauer sich etwa in der Mitte des heutigen Mittelschiffes befanden und in der Flucht des

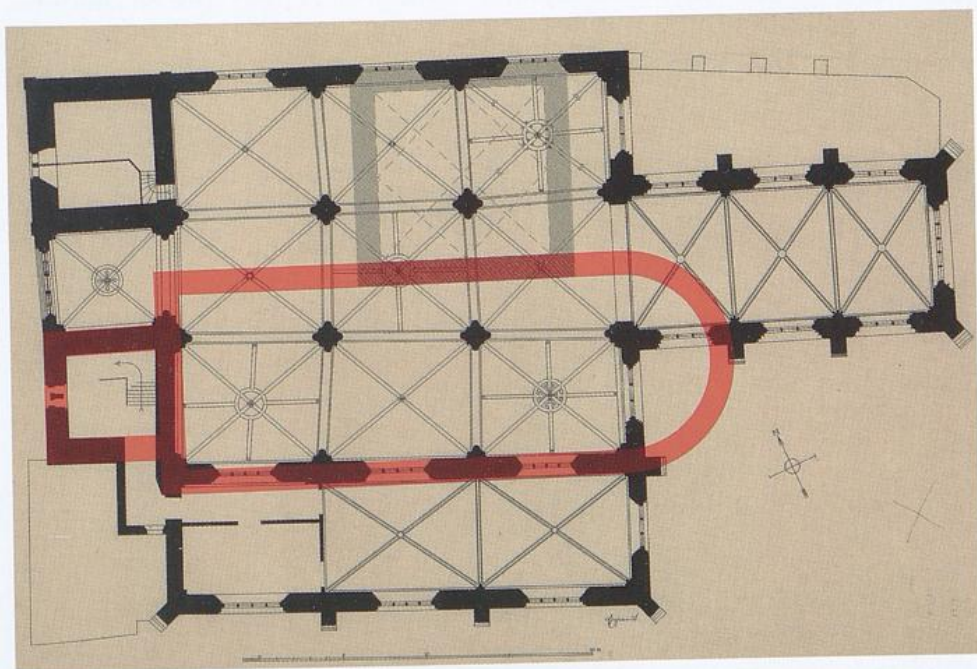


Abb. 3: Unser Lieben Frauen, Grundriss Bau II um 1013/1029



Abb. 4: Unser Lieben Frauen, Südturm

später angebauten und noch zu betrachtenden Karners lagen. Der axial vor diesem Saal liegende Südturm ist zweifelsfrei der älteste noch bestehende Teil der heutigen Kirche. Die Meinungen, wann er erbaut wurde, gehen auseinander. Stein will ihn zeitgleich mit dem Saal von Erzbischof Unwan, also in den Zeitraum 1013/1029 datieren, während Fliedner/Kloos und Bölts ihn als späteren Anbau der Zeit um 1100 sehen.¹⁶ Bölts begründet seine Spätdatierung mit den Würfelkapitellen des vierten Geschosses, die mit Kreislinien dekoriert sind und die er mit Kapitellen der ehemaligen Domwestfassade vergleicht, die unter Erzbischof Liemar kurz vor 1100 entstanden war. Diesem Vergleich und der Datierung der Würfelkapitelle um 1100 kann zugestimmt werden, jedoch zeigt der Südturm von St. Veit in den Geschossen unterschiedliche Formen (Abb. 4). Die drei Obergeschosse besitzen sehr einheitlich jeweils ein Mittelfeld mit seitlich flankierenden Eckfeldern sowie einen Rundbogenfries. Auch ist dort eine gleichmäßige und handwerklich hochwertige Steinbearbeitung zu beobachten. Das Unter-

geschoss hingegen ist ungegliedert und besteht aus einem anderen Steinmaterial, relativ grob behauenen Porta-Sandsteinen, die mit Findlingen durchmischt sind. Unterhalb des Zwillingsfensters des Untergeschosses ist eine deutliche Zäsur in der Bearbeitung erkennbar. Daraus sollte der Schluss gezogen werden, dass der Südturm im oberen Bereich verändert wurde und somit aus zwei unterschiedlichen Zeitstellungen stammt. Es bleibt nur die Folgerung, dass das Untergeschoss der Rest eines wahrscheinlich nicht so hohen Turmes eines älteren Baues ist, der bei einem Umbau um 1100 in den Obergeschossen verändert bzw. aufgestockt wurde. Der Turm stand nach seiner Aufstockung an vier Seiten frei, wie man an der Nordseite im heute verbauten und nicht einsehbaren Dachbereich des später eingefügten Zwischenbaus erkennen kann. Die Ostseite überragte das Kirchenschiff. Alle Seiten sind eindeutig auf Außenansicht gearbeitet und zeigen gleichermaßen aufwendige Gestaltungselemente, Gesimse und Friese (Abb. 5).

Halten wir an dieser Stelle ein Zwischenergebnis fest: Es existierte höchstwahrscheinlich ein Vorgängerbau St. Veit aus der Zeit um 860, entstanden unter Erzbischof Ansgar. Die gesicherte Baugeschichte beginnt dann mit Bau II, veranlasst von Erzbischof Unwan in der Zeit zwischen 1013 und 1029. Dieser Bau war als Saalkirche in Stein ausgeführt und besaß einen vorgestellten Westturm, von dem Reste im Untergeschoss des um 1100 veränderten und heute noch bestehenden Südturms erhalten sind.

Anbau an Bau II – Karner

Wie ging es dann weiter? An dieser Stelle muss man sich einem mysteriösen Teil der Kirche widmen, dem sogenannten »Beinkeller«, für den es unterschiedliche Deutungsversuche gibt. Stein interpretiert ihn als eine Art Kryptenraum des 11. Jahrhunderts, was der Verfasser für ausgeschlossen hält.¹⁷ Die Kirche des Unwan reichte mit ihrer Nordwand wohl genau bis zum Keller (Abb. 6). Außenkrypten, in der Regel ohnehin

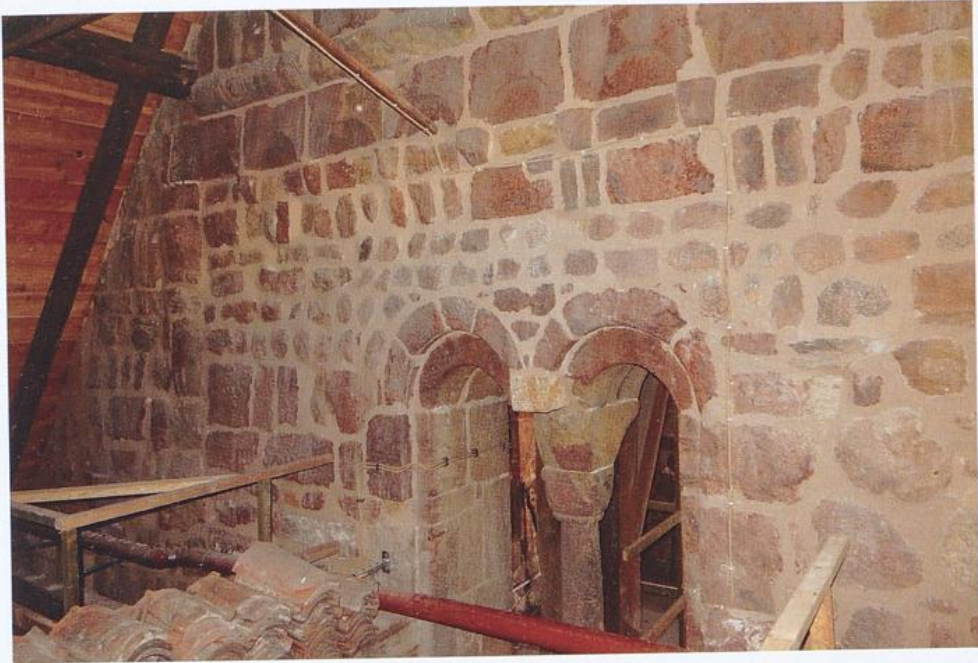


Abb. 5: Unser Lieben Frauen, Südturm Nordseite

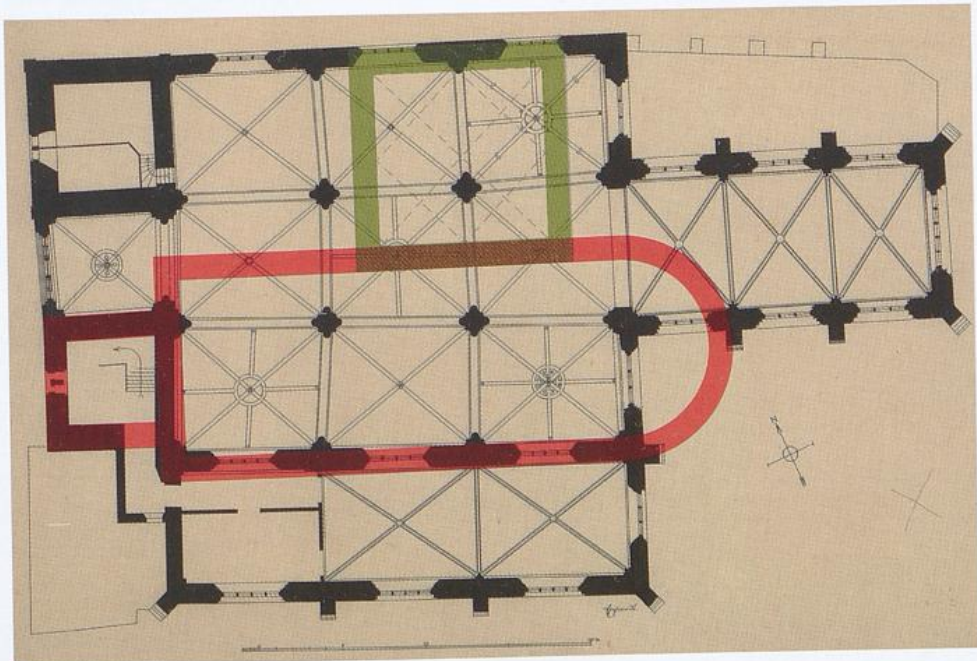


Abb. 6: Unser Lieben Frauen, Grundriss Bau II mit Karner um 1100



Abb. 7: *Unser Lieben Frauen*, erhaltenes Untergeschoss des Karners um 1100

nur bei höherrangigen Kirchen wie Kloster- oder Bischofskirchen vorhanden, befinden sich am Scheitel von Chor und Apsis oder um diese herum.

Auch die Hypothese von Manfred Rech, es habe sich um ein profanes Gebäude mit Lagerkeller gehandelt, ist abzulehnen.¹⁸ Naheliegender ist die inzwischen allgemein anerkannte These, dass es sich um das Untergeschoss eines ehemaligen Karners handeln muss. Eine spätere Nutzung des Raums als Beinkeller lässt sich urkundlich bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen, belegt ist auch ein nördlich angrenzender Friedhof. Gestützt wird diese These durch Vergleichsbeispiele von quadratischen oder zentral angeordneten Karnern.¹⁹ Diese finden sich freistehend auf einem Friedhof oder angebaut an eine Pfarrkirche. Das Untergeschoss wurde stets als Aufbewahrungsraum für die Knochen aus aufgehobenen Gräbern genutzt (Abb. 7). Die beengten Friedhöfe waren immer wieder rasch neu belegt worden, und die Gebeine aus den alten Grabstellen wurden platzsparend im Beinkeller gestapelt, während im Obergeschoss

die Totenmessen gehalten wurden. Auf dem Friedhof, der, wie oben erwähnt, nördlich von St. Veit wohl schon seit dem 9. Jahrhundert bestand, baute man nördlich an die Kirchenaußenwand eine Karnerkapelle an. Das erhaltene Untergeschoss zeigt einen quadratischen, durch eine Mittelstütze in vier Joche geteilten Raum mit Kreuzgratgewölben, das Obergeschoss ist nicht erhalten.

Fehlt noch eine logische Datierung dieses Anbaus. Es ist eher unwahrscheinlich, dass er zeitgleich mit Bau II der St. Veit Kirche von Erzbischof Unwan entstand. Alle Architekturformen sind indifferent und lassen sich zeitlich nicht einordnen. Die Wandmalereien im Beinkeller sind eindeutig später, wohl erst um 1400 entstanden. Um weiterzukommen, muss kurz auf Bau III vorgegriffen werden, den unmittelbaren Vorgänger des heutigen gotischen Kirchenbaus aus dem frühen 13. Jahrhundert. Bau III muss im Verlauf des 12. Jahrhunderts die Karnerkapelle verdrängt haben. Da man aber von einer gewissen Nutzungsdauer des Karners ausgehen sollte, müsste diese Kapelle

enger an den Kirchenbau des Unwan datiert werden. Es drängt sich die Zeit des Turmumbaus auf. Vielleicht ist in dieser Umbauphase auch die Karnerkapelle an das bestehende Kirchengebäude angebaut worden, das heißt um 1100. Somit wären wir mit diesem kleineren Bauvorhaben in der Zeit, in der gerade der große ottonische Domneubau in Bremen zum Abschluss kam. Es ergibt sich folgender Zeitablauf: ein von der Gestalt unbekannter Bau I um 860, Bau II, eine steinerne Saalkirche mit Turm um 1013/1029, Erhöhung und Umbau des Turmes sowie Anbau einer Karnerkapelle um 1100.

Bau III

Nun ist der bereits erwähnte Bau III zu beschreiben, ein tief greifender Um- bzw. Neubau. Nach einer gewissen Zeit der Nutzung der Karnerkapelle entstand ein größerer und mehrschiffiger Kirchenneubau, der den Abbruch des

Karners notwendig machte. Dabei konnten Teile des Vorgängers der Kirche genutzt werden. Von der Saalkirche behielt man mindestens die Fundamente der Südwand und baute in der gleichen Flucht eine neue südliche Außenwand eines Südseitenschiffes. Die Nordwand der alten Kirche und die Obergeschossauswände des Karners entfernte man vollständig und baute in der Flucht der Nordwand der Kapelle eine neue nördliche Außenwand (Abb. 8). Zwischen diesen nördlichen und südlichen Außenwänden errichtete man eine dreischiffige Basilika, wohl im gebundenen System, da das Maßverhältnis der jeweiligen Breite der Seitenschiffe zum Mittelschiff etwa 1:2 und nicht, wie in älteren karolingischen Kirchen oftmals üblich, 1:3 beträgt. Auch der karolingische Bremer Dom des Ansgar von 860 besaß noch das Verhältnis 1:3, während der ottonische Neubau des Doms ab 1041 konsequent nach dem modernen gebundenen System errichtet wurde und das Verhältnis 1:2 zeigt. Bei Vernachlässigung gewisser Ungenauigkeiten wäre ein dreijochiges Mittelschiff

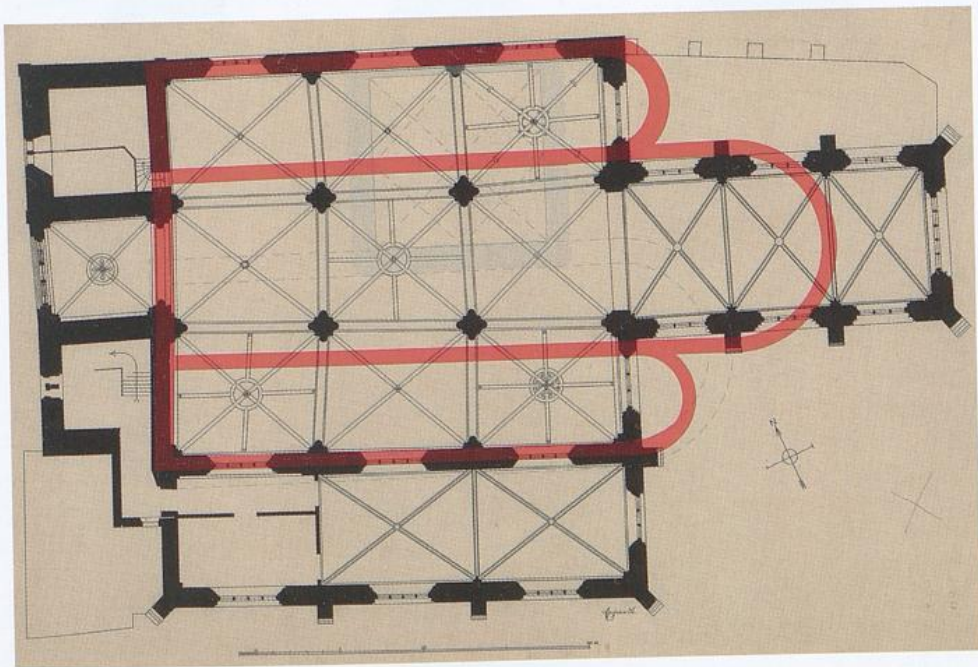


Abb. 8: Unser Lieben Frauen, Grundriss Bau III um 1160

mit jeweils sechsjochigen Seitenschiffen für St. Veit Bau III denkbar. Man kann davon ausgehen, dass St. Veit Bau III eine Pfeilerbasilika war. Bei den vermuteten Breiten der Schiffe und einer Dreijochigkeit des Mittelschiffes wäre der nordöstliche Pfeiler exakt über dem Mittelpfeiler des darunterliegenden Karnerkellers zu stehen gekommen und hätte somit keine eigene Gründung benötigt.

Die Baubefunde sind schwer zu interpretieren, viele Störungen zu beobachten. An der Nordwand sind Spuren erkennbar, die man der Nordwand des Karners zuweisen möchte (Abb. 9). Allerdings reicht dieser Abschnitt der andersartigen Steinverarbeitung über den Keller hinaus. Was hier also im Einzelnen aus welcher Bauphase stammt, kann zurzeit nicht genau gesagt werden. Es bleibt zu vermuten, dass beim Neubau dieser basilikalischen Kirche Materialien

der Karnerkapelle wiederverwendet wurden, man sonst aber in der Flucht des Karners eine neue Nordwand errichtete, die wiederum in Teilen beim späteren gotischen Neubau Verwendung gefunden hat. In der nördlichen Außenwand erkennt man heute an der unverputzten Kirche eine horizontale Baufuge, die als Traufe des niedrigeren Seitenschiffes von Bau III gedeutet werden kann.

Bei der Betrachtung des Inneren fallen an den beiden Ostwänden der Seitenschiffe, die 1960 ihren Putz verloren haben, niedrige und schmale vermauerte Bögen auf, die ein wichtiges Indiz für die Gestalt dieses basilikalischen Baus geben (Abb. 10). Diese Bögen führten jeweils in östlich angrenzende Annexe. Fundamentarbeiten zum Neubau einer Sakristei 1963, die ebenfalls nicht wissenschaftlich begleitet wurden, geben Aufschluss, worum es sich hier



Abb. 9: Unser Lieben Frauen, Nordaußenwand, Fotogrammetrie

handelte. Es wurde ein halbrundes Fundament entdeckt, ein Beweis, dass die Seitenschiffe in flachen Apsiden geendet haben und schmaler waren. Ein Querhaus gab es nicht. In der Achse des Mittelschiffs dürfen wir einen verlängerten Chor, wohl ebenfalls mit einer Apsis, annehmen. Diese Form einer dreischiffigen, querschifflosen Basilika mit einem dreifach gestaffelten apsidialen Ostabschluss findet sich zahlreich seit spätmerowingischer Zeit, besonders in der karolingischen Baukunst. St. Veit ist zwar vom Erzbischof verantwortet worden, war jedoch nur eine Pfarrkirche. Deshalb sind Vergleiche mit Dom- oder Klosterkirchen nicht angebracht. Dennoch sei erwähnt, dass zum Beispiel der Dom zu Paderborn von 799 oder die Klosterkirche zu Werden von 875 jeweils eine querschifflose Ostanlage mit drei Apsiden besaßen. Fliedner/Kloos wiesen auf St. Cäcilien in Köln hin, die ebenfalls Ähnlichkeiten mit St. Veit zeigt.²⁰ In Köln existieren bzw. existierten weitere Apsidenlösungen, an St. Pantaleon, St. Ursula und unweit von Köln an Kornelmünster, alle jedoch mit Nebenapsiden an Querarmen.²¹ Und genau diese Lösung besaß auch der Bremer Dom von 1041, nämlich Apsiden an den Querarmen.²²

Eine Datierung und die Frage nach dem Anlass zu Bau III von St. Veit bereiten allerdings Schwierigkeiten. Mit ziemlicher Sicherheit ist Bau II zwischen 1013 und 1029 erbaut worden. Zu vermuten ist, dass um 1100 der Turm erhöht und zur gleichen Zeit der Karner angefügt wurde. Eine gewisse Zeit wird der Karner sicherlich bestanden haben. Bei der folgenden Betrachtung von Bau IV, der bis auf einige Veränderungen noch weitestgehend bestehende Kirche, wird für sie ein Baubeginn ab ca. 1220 festzustellen sein. Bau III muss also zeitlich dazwischenliegen. Bei einer gewissen Veränderungsdynamik kann man vermuten, dass mindestens zwei Generationen, sprich rund 60 Jahre, zwischen den jeweiligen Umbauten gelegen haben, womit für Bau III der Zeitraum um 1160 wahrscheinlich wird. Wilhelm Dilich hat in seiner Chronik ›Urbis Bremae‹ von 1603 das Baujahr der Kirche mit 1160 be-

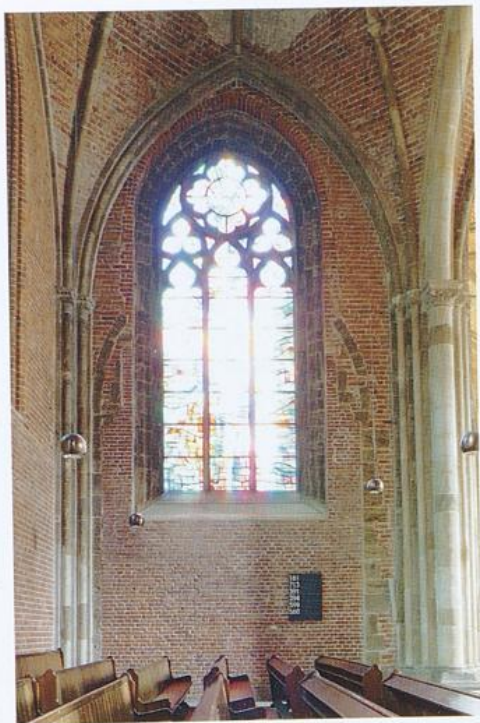


Abb. 10: Unser Lieben Frauen, Nordostwand mit vermauertem Bogen zur Apsis

nannt, wobei es dieser Quelle an Zuverlässigkeit mangelt.²³ Ob es der Wunsch nach einem moderneren Gebäude war oder ob es einen anderen Anlass für einen Neubau gab, muss offenbleiben. Allerdings sind an der oberen Ostseite des Südturms Spuren einer enormen Hitzebelastung zu erkennen, der Stein wirkt ausgeglüht. Da sich im angrenzenden Langhaus des bestehenden Baus des 13. Jahrhunderts keine Entsprechungen finden, auch nicht über den Gewölben, diese Brandspuren aber am Turmteil von 1100 zu erkennen sind, wäre ein Brand in den Zeitraum zwischen 1100 und 1220 zu terminieren. Da, wie noch auszuführen sein wird, für den tief greifenden Umbau nach 1220 ein eindeutiges anderes Motiv als eine Brandkatastrophe herangezogen werden kann, könnte dieser vermeintliche Brand der Anlass für den Neubau von Bau III gewesen sein. Damit lässt er sich allerdings immer noch nicht absolut

datieren. In Ermangelung anderer Möglichkeiten könnte man dem bei Dilich genannten Datum von 1160 folgen. In die zeitliche Abfolge passt das Jahr, die Architekturformen sprechen ebenfalls nicht dagegen. Bau III fiel damit in das Pontifikat von Erzbischof Hartwig I., der von 1148 bis 1168 das Amt innehatte. Hartwig stammte aus dem Hause der Grafen von Stade, wuchs jedoch bei Magdeburg auf und wurde an der dortigen Kathedrale Domherr. Der zu dieser Zeit noch bestehende ottonische Vorgängerbau des Magdeburger Doms besaß eine Ostlösung mit drei Apsiden. Damit soll nicht impliziert werden, St. Veit Bau III folge dem Magdeburger Dom, zumal der Bremer Dom ebenfalls die Querhaus-Apsidenlösung besaß, doch standen Hartwig bereits seit Jugendjahren die Formen der Apsiden von Magdeburg vor Augen. Als er 1148 die Erzbischofswürde in Bremen übernahm und damit auch Verantwortung für St. Veit bekam, fand er solche Architekturformen auch am hiesigen Dom vor.

Bau IV – Das historische und kulturelle Umfeld

1219 trat ein neuer Erzbischof in Bremen sein Amt an, dessen Wirken weitreichende Folgen für das Erzbistum und auch direkte Auswirkungen auf die Baugestalt des Doms und der Kirche St. Veit haben sollte. Gerhard II., ein ambitionierter, durchsetzungsstarker und kunstbegeisterter Mann, wirkte fast 40 Jahre mit großem Erfolg. Er stammte aus der bedeutenden westfälischen Adelsfamilie der Edelherren von Lippe, unter seinen Geschwistern waren vier Äbtissinnen und zwei Bischöfe.²⁴ Gerhard war es, der, neben der Wahrnehmung seiner ambitionierten kirchenpolitischen Geschäfte, sofort mit Modernisierungsmaßnahmen am Dom begann und dazu ganz offensichtlich auswärtige Künstler von hohem Niveau nach Bremen berief. Seine Aktivitäten sind unter dem Gesichtspunkt zu sehen, seinen kirchenpolitischen Anspruch mit Architektur und Kunst zu unterstreichen und seinen beanspruchten Rang nach

außen zur Schau stellen zu wollen. Ein sehr wichtiges Ziel erreichte er bereits 1223. Der im Grunde seit dem 9. Jahrhundert währende Kapitelstreit zwischen den Domkapiteln von Hamburg und Bremen wurde zugunsten von Bremen entschieden. Der Papst bestätigte, dass Bremen der einzige Metropolitansitz und Hamburg nur nachgeordnetes Domkapitel des Erzbistums sei. Damit wurde festgeschrieben, was seit Ansgar gelebte Praxis war. Bremen besaß nun aber auch offiziell den Rang der Metropole und benötigte umso mehr den dazugehörigen Glanz.

Sicherlich wird Gerhard unmittelbar nach seinem Amtsantritt 1219 begonnen haben, zur Untermauerung seiner Ziele auch den architektonischen und künstlerischen Ausbau seiner kirchlichen Institutionen in Bremen voranzutreiben. Es ist im Mittelalter immer üblich gewesen, politische oder kirchliche Ambitionen und Machtstreben unmittelbar, oft sogar als Erstes zeichenhaft nach außen hin mit neuen architektonischen Projekten zu begleiten. Mit demonstrativen Bauvorhaben machte man auf seine vorhandene oder auch nur auf die angestrebte Bedeutung aufmerksam, unterstrich sie mit architektonischen Mitteln. Mit diesem Anspruch trat auch Gerhard II. 1219 sein Amt in Bremen an, und er muss sofort seine Beziehungen genutzt haben, um auswärtige, hochqualifizierte Bauleute, Bildhauer und andere Künstler nach Bremen zu holen. Wahrscheinlich handelte es sich um englische bzw. westfranzösisch/angevinische Künstler, wie noch gezeigt wird. Er setzte zunächst das schon begonnene Projekt der Einwölbung des bis dahin flach gedeckten Doms des 11. Jahrhunderts, welches schon unter seinem Vorgänger begonnen worden war, fort, und er ließ umgehend vor die ottonische Giebelfassade des Doms eine mächtige frühgotische Zweiturmfassade mit einer großen Fensterrose, einer Galerie und großfiguriger Fassadenskulptur errichten (Abb. 11). Ein päpstlicher Ablassbrief von 1224 für Bauarbeiten am Dom bestätigt, dass kurz nach 1220 die Umgestaltungen begonnen haben müssen, denn Ablassbriefe werden üblicherweise



Abb. 11: Domfassade von 1220/1230 (Wandbild von Bartholomaeus Bruyn 1532 im Rathaus Bremen)

erlassen, wenn die Bauarbeiten bereits im Gange sind.

Bemerkenswert ist die Fensterrose der Domfassade. Die Rose ist das Zeichen der Familie zur Lippe, und sie taucht hier symbolhaft in der zentralen Fensterform auf. Auffallend ist das frühe Auftreten dieser architektonischen Besonderheit französischer Provenienz. Die zwei-zonige Gestaltung der Bremer Fensterrose mit radialen Lanzetten gehört zu den schon aus-

gereiften Entwicklungen und zeugt von genauer Kenntnis der zeitgleichen gotischen Kathedralarchitektur Frankreichs. Welche Stellung die Bremer Fensterrose in der deutschen Architekturgeschichte hat, kann an dieser Stelle nicht genauer untersucht und dargelegt werden. Auf alle Fälle gehört sie mit ihrem Entstehungsdatum kurz nach 1220 zu den frühesten und bedeutendsten Fensterrosen in Deutschland. Auf dem ersten Bremer Stadtsiegel, das auf



Abb. 12: Siegel der Stadt Bremen
um 1220/1225

1220/1225 datiert werden muss, da sich 1220 ein politisch autonomer Rat bildete und 1225 das Siegel benutzt wurde, ist ebenfalls demonstrativ die Zweiturmfassade mit diesem auffällig geformten Fenster dargestellt, das hier ausgeprägt symbolhaft an die Lippische Rose erinnert (Abb. 12).²⁵ Zudem ist auf dem Siegel der kaiserliche Gründungsakt dargestellt, und es wird damit an die besondere Bedeutung Karls des Großen für das Erzbistum und die Stadt Bremen erinnert.

Das Geschlecht derer zur Lippe besaß Kontakte zum englischen Hof, seitdem der Vater Gerhards, ein Gefolgsmann des Welfen Heinrich der Löwe, drei Jahre in England bzw. dem westfranzösischen Poitou, das seit 1154 als ›Angewinisches Reich‹ zu England gehörte, in der Verbannung weilte. Heinrich der Löwe hatte die englische Königstochter Mathilde geheiratet und den Kulturaustausch zwischen Braunschweig und dem englischen Hof gepflegt. Aus England stammende oder dort geschulte Bildhauer hat Robert Suckale schon 1995 für diese Zeit in Norddeutschland nachgewiesen, zunächst vermehrt tätig am braunschweigischen Hof.²⁶ Zwar wusste die Forschung schon seit geraumer Zeit, dass auch in Bremen in der

ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts Kunstwerke aus dem, wie man vermutete englischen oder wie wir jetzt genauer zu wissen glauben, angevinischen Kunstkreis auftauchten, allerdings ohne den Gesamtzusammenhang zu berücksichtigen. Bei den Ausgrabungen im Bremer Dom wurden 1974–1976 Bischofsgräber mit sehr wertvollen Grabbeigaben gefunden, darunter außergewöhnliche Textilien, Bischofsstäbe, Ringe und Kelche.²⁷ Besonders die Gräber 18 und 19, beide aus der Zeit des 13. Jahrhunderts, bestechen durch Kunstwerke, die eindeutig aus dem englisch/angevinischen Kunstkreis stammen. Das Grab 19 wird Gerhard II. zugewiesen und beinhaltet unter anderem einen Bischofsstab aus vergoldeter Bronze mit einem Löwenkopf. Die Krümme wurde bisher auf die Zeit um 1200 datiert und soll aus England stammen. Für die Belegung von Grab 18 wurde zwischenzeitlich ebenfalls Gerhard in Erwägung gezogen, es sollte aber wohl eher seinem Nachfolger Hildebold, der nur kurz im Amt war und 1273 bestattet wurde, zugeschrieben werden. Darin fand sich eine Krümme, die auf 1230 datiert wird und deren Herstellung in Limoges erwogen wurde (Abb. 13). Dieser Bischofsstab ist aus vergoldetem Kupfer mit Emaille mit einer vergoldeten, sehr ausdrucksstarken Marienverkündigungsszene. Limoges gehörte in dieser Zeit ebenfalls dem englischen Königshaus. Mit diesem Stück haben wir auch einen Beleg für die vor Ort bestehende ausgeprägte Marienverehrung, auf die weiter unten noch einzugehen ist und die für die Familie zur Lippe von großer Bedeutung war. Verwundert hat man sich die Frage gestellt, wie diese Meisterwerke nach Bremen gekommen seien. Eine Erklärung scheint naheliegend: Entweder hat Gerhard als Erzbischof seine Kontakte in den englisch/angevinischen Kulturraum genutzt, um sich solche Kunstwerke liefern zu lassen, oder, was dem Verfasser offensichtlicher scheint, es hat auch eine eigene englisch/westfranzösisch geschulte Werkstatt in Bremen existiert, denn für entsprechende auswärtige hochkarätige Künstler vor Ort gibt es inzwischen weitere Belege.

Wir haben heute keine Vorstellung mehr von dem zu vermutenden Reichtum des Bremer Domschatzes, der Vielfalt der Ausstattung der Kathedrale und den Kostbarkeiten der Bibliothek, da nach der Reformation fast alle Kunstschätze verloren gegangen sind. Doch darf diese Unkenntnis nicht dazu verleiten, anzunehmen, Bremen sei im Mittelalter künstlerisch eher Provinz gewesen. Vielmehr sollte man in Würdigung der kirchenpolitischen Stellung Bremens und in Kenntnis der Ambitionen Gerhards vermuten, dass auch hier entsprechende Werkstätten, unter Umständen mit auswärtig geschulten Künstlern bestanden. Schon seine berühmten Vorgänger, insbesondere Ansgar und später Adalbert von Bremen, der nach dem Willen des Kaisers 1046 Papst werden sollte, haben eigene Werkstätten betrieben. Als eines der wenigen erhaltenen Stücke der Bremer Dombibliothek sei nur der Große Lombardus-Psalter erwähnt, den Erzbischof Hartwig I. in Westfrankreich in Auftrag gab und mit Widmung 1166 der Dombibliothek übereignete. Er ging wie alle anderen Stücke verloren, tauchte dann 1959 in England wieder auf und wurde vom Land Bremen erworben. Der Psalter zeigt eindringlich, dass das Erzbistum Bremen schon vor Gerhard II. zur Lippe Kontakte nach Westfrankreich besaß und damit sicherlich nicht unbedingt den Umweg über Westfalen nehmen musste, um an Kenntnisse oder Kräfte aus dem westfranzösischen Kulturraum zu gelangen.²⁸

Wenn man die gesamte geradezu kunstbesene Stimmung und die Stellung des Erzbistums Bremen bedenkt, möchte man annehmen, dass die genannten Stücke aus den Gräbern sogar vor Ort gefertigt worden sind, denn es gibt einen weiteren Beleg für Kunstfertigkeit in Bremen unter Erzbischof Gerhard. Im Jahr 2011 wurde der von der Forschung immer sträflich vernachlässigten Figurengruppe der Törichten und Klugen Jungfrauen, ehemals an der frühgotischen Fassade des Bremer Doms, eine intensive Untersuchung zuteil (Abb. 14). Hartmut Krohm stellte fest, dass diese Gruppe erstens früher datiert werden muss als bisher angenommen und ihnen zweitens eine außergewöhnli-

che Stellung innerhalb der frühgotischen Skulptur zuzuweisen ist.²⁹ Diese großformatigen Figuren sind von hoher künstlerischer Qualität mit in gekonntem Kontrapost dargebotener körperbetonter Erscheinung und graziler Gewandfaltenbehandlung. Die Bremer Figuren stellen nach Krohm einen geradezu epochalen Fortschritt in der Bildhauerei dar. Sie müssen um 1225/1230 von englisch geschulten Bildhauern geschaffen worden sein. Das Thema der Törichten und Klugen Jungfrauen taucht hier zudem erstmals großfigurig auf und hat von Bremen ausgehend Auswirkungen auf die jüngeren Magdeburger Figuren und darüber hinaus gehabt.

Von den gleichen Künstlern wurde auch, neben weiteren verlorenen Figuren und Reliefs, die noch größere Figurengruppe einer Marienkrönung für die Spitze des Giebels der Bremer



Abb. 13: Dom, Bischofsstab Grab 18 um 1230, Limogenser-Art (Bremer Werkstatt?)

Domfassade geschaffen. Die Gruppe hat sich zwar in der Ostkrypta erhalten, ist allerdings bis zur Unkenntlichkeit verwittert. Hier steht das Thema im Vordergrund, die Marienverehrung Gerhards, die er an dieser exponierten Stelle der Spitze des Domgiebels mit einer Marienkrönungsgruppe zum Ausdruck gebracht hat. Wenn um 1225/1230 die Bauskulptur gefertigt worden ist, muss zu diesem Zeitpunkt die Fassade fast fertiggestellt gewesen sein. In den 1220er-Jahren herrschte unter Gerhard II. somit ohne jeden Zweifel eine kunstsinnige



Abb. 14: Dom, Figur einer Klugen Jungfrau, ehem. Domfassade um 1225

Stimmung auf höchstem Niveau, die auch in der Architektur originäre Kunstimpulse setzte.

Bau IV – Baugeschichte

Auf Erzbischof Gerhard geht mit Sicherheit der Wechsel des Patroziniums für die St. Veit Kirche auf Maria zurück. 1139 datiert die letzte bekannte Urkunde, in der von »Ecclesia Sancti viti, que est forensis«, also der Kirche St. Veit am Markt die Rede ist.³⁰ Für den 9. September 1220 ist dann erstmals das Marienpatrozinium nachweisbar, als in einer päpstlichen Urkunde »Sancta Maria Bremensis« erwähnt wird.³¹ Unmittelbar nach der Übernahme der Erzbischofswürde 1219 muss Gerhard II. diese Änderung veranlasst haben, und er wollte dies mit Sicherheit auch sofort mit einem programmatischen Neubau unterstreichen. Die nachgewiesene Marienverehrung ist zwar ein Merkmal der Familie zur Lippe, aber auch ein Phänomen der Zeit. Im 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts ist vielerorts ein neuer, verstärkter Marienkult zu beobachten. Während der Christianisierung im römischen Westreich und dem späteren Frankenreich, also ab dem 3./4. Jahrhundert, entstanden sehr viele Kathedalkirchen, die oft das Doppelpatrozinium Petrus und Maria besaßen. Allmählich kamen andere Patrozinien hinzu, so waren in merowingischer und karolingischer Zeit viele Kirchen dem Heiligen Martin geweiht, es folgten von der Häufigkeit her Paulus, Salvator, Stephanus und Mauritius. Alle anderen Heiligen sind deutlich weniger vertreten gewesen, bis erst im Hochmittelalter zahlreiche weitere Patrozinien hinzukamen. Wenn in der Frühzeit neben diesen genannten beliebten Patrozinien andere Heilige auftauchten, hat es damit, wie beim Veit-Patrozinium, meist eine besondere Bewandnis, so der Besitz von Reliquien oder eine lokale Verehrung.

Dass zum Anfang des 13. Jahrhunderts nun in Bremen eine Kirche ein Marienpatrozinium erhielt, hat zwar seinen Ursprung in der Marienverehrung Gerhards, ist jedoch keine ungewöhnliche Patroziniumswahl. In aller Regel

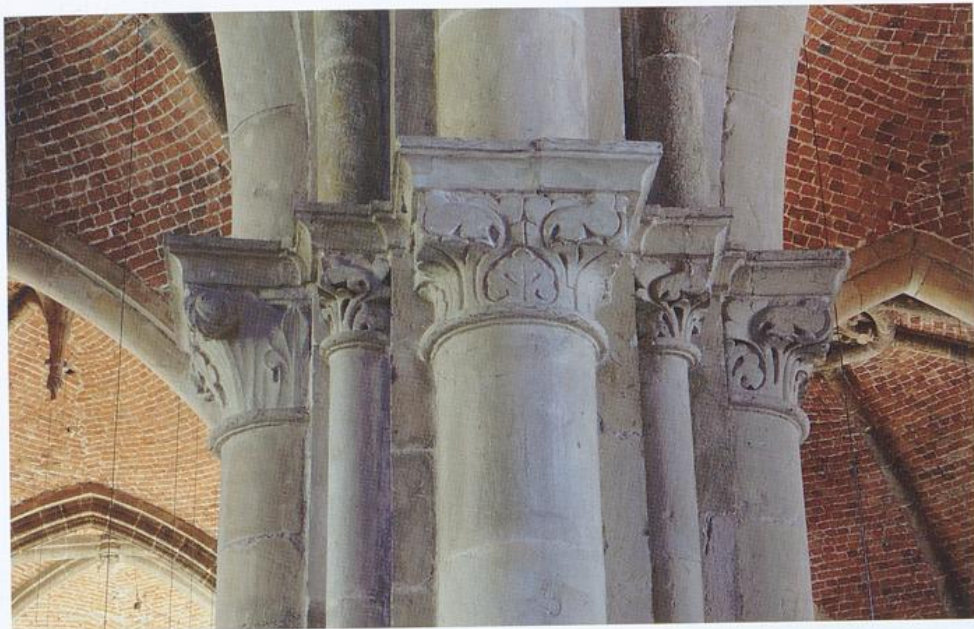


Abb. 15: Unser Lieben Frauen, Kapitell Südwestseite um 1220/1225

zeichnen sich entsprechende Neubauten aber auch durch bautypologische Besonderheiten aus, über die weiter unten noch ausführlicher nachgedacht werden soll.

Zunächst sollen jedoch einige Überlegungen zur Baugeschichte und eine Beschreibung des Neubaus der Kirche Unser Lieben Frauen erfolgen. Das Bauvorhaben kann nur in direktem Zusammenhang mit dem Patroziniumswechsel von 1219/1220 stehen. Zehn Jahre später, 1229, regelte Gerhard auch die Aufteilung der Stadt in neue Kirchensprengel und löste damit eine weitere rege Bautätigkeit aus. Es war zuvor schon St. Stephani gegründet worden, dann kamen nach der Neuorganisation St. Martini und St. Ansgarii hinzu.³² Die bisherigen Bearbeiter der Baugeschichte von Unser Lieben Frauen gingen meist davon aus, dass erst die Aufteilung in neue Pfarrsprengel 1229 Anlass für einen Neubau gewesen sei, wohingegen der Patroziniumswechsel möglicherweise gar schon im 12. Jahrhundert erfolgt sein könnte.³³ Allein ein Blick auf die außergewöhnlich kunstfertige Ausarbeitung der Kapitelle von Unser Lieben

Frauen legt jedoch die Vermutung nahe, dass die Bauausführung wohl eher in die 1220er-Jahre zu datieren ist, als am Dom gearbeitet wurde und dort hoch talentierte Steinbildhauer zur Verfügung standen. Die Qualität dieser Kapitelle konnte auch die überregionale, eher auf Westfalen fokussierte Forschung nicht übersehen und interpretierte diese Werke als ausgereifte Spätform, die in der Kenntnis zuvor gefertigter westfälischer Stücke aus dem Umfeld derer zur Lippe quasi als Kopie entstanden sein müssen. In der Bremer Kirche ist jedoch eine interne Entwicklung des Kapitellschmucks zu beobachten und sogar eine Form, die eher noch einer früheren Stufe zuzurechnen ist.

Auf der Südseite sind die Kapitelle unterschiedlich hoch, die kleinen Stücke auf den Diensten für die Diagonalrippen besitzen eine geringere Höhe als die größeren der Scheidbögen, sodass hier die unteren Schaftringe nicht in einer Höhe verlaufen (Abb. 15). Zudem haben wir es hier noch mit Kelchknospenkapitellen zu tun, die ausgeprägte Eckknospen besitzen. Die nördlichen Kapitelle dagegen sind



Abb. 16: *Unser Lieben Frauen, Kapitell Nordwestseite um 1225*

bereits einheitlich hoch, die Schaftringe sind auf gleicher Höhe, deuten so ein Band an, ohne sich jedoch bereits zu einem echten Kapitellband zu verbinden, das den gesamten Pfeiler umgürtet, wie es später üblich wurde (Abb. 16). Der Kapitellblock der Nordpfeiler zeigt zudem eine weiterentwickelte Gestaltung mit gleichmäßig gereihten Blattzungen von plastischer Wirkung und ausgereifter Qualität. Somit haben wir in Bremen von Süd nach Nord einen Entwicklungsschritt hin zu einer einheitlicheren Kapitellzone, dem aber der letzte Schritt einer Umgürtung noch fehlt, ein Hinweis für eine Frühdatierung. Die handwerkliche Ausführung und die künstlerische Qualität aller Bremer Kapitelle sind aber so überzeugend, dass man sie der gleichen Werkstatt zuweisen möchte, die in den 1220er-Jahren am Dom tätig war. Es handelt sich nicht um nachahmende Spätwerke, sondern um originäre Stücke von hochbegabten Künstlern, die dann später anderswohin Anregungen gegeben haben mögen. Man kann sich gut den Auf- und Umbruch der

1223 endgültig als Metropolitansitz bestätigten Kirche in Bremen vorstellen, als ein ambitionierter Erzbischof seinen Bauten ein zeitgemäßes Gesicht geben wollte. Synergien der Baustellenorganisation, der Bauleute und der Bildhauer wurden geschickt genutzt.

Bis hierher wurde versucht, objektiv und sachlich eine neue Einschätzung der Situation in Bremen zu entwickeln, die der bisherigen, etwas auf westfälische Entwicklungen fokussierten Sicht eine nüchterne, logische Analyse entgegensetzt, bei der historische Ereignisse am Ort und kirchenpolitische Selbstverständnisse des Metropolitansitzes stärker Berücksichtigung finden. Ein Blick auf die wahrscheinlich praktizierten Abläufe in Bremen, gezogene Analogieschlüsse zu anderen künstlerischen Leistungen am Ort, auch wenn nur noch ein Bruchteil der ehemaligen Werke zur Beurteilung erhalten ist, sowie die kunsthistorischen Analysemethoden bei der Betrachtung der künstlerisch und handwerklich hohen Qualität in Bremen führen zwingend zu der Hypothese

einer Frühdatierung und einer damit veränderten Stellung von Dom und Liebfrauen innerhalb der Kunst der Zeit.

Um diese Annahme abzusichern, hat der Verfasser zum Jubiläumsjahr 2020 dendrochronologische Untersuchungen des Dachstuhls von Unser Lieben Frauen veranlasst, um weitere Quellen, hier naturwissenschaftliche Analysemethoden, hinzuzuziehen. Die Ergebnisse der Untersuchungen helfen bei der aktuellen Frage allerdings nur bedingt weiter. Es konnte festgestellt werden, dass bei der Erweiterung der Kirche nach Süden durch ein viertes Schiff, die man bisher immer an das Ende des 14. Jahrhunderts setzte, der Dachstuhl offensichtlich vollständig erneuert wurde. Der Dachstuhl ist sehr einheitlich, und es fanden sich keine älteren zweitverwendeten Hölzer aus der Zeit des frühen 13. Jahrhunderts, sondern nur Reparaturen jüngerer Zeit.³⁴ Die späteren Umbauten der Kirche konnten nun allerdings exakt und mit neuen Datierungen bestimmt werden. Dazu später mehr.

Bau IV – Grundriss und Raum

Mit der Vermutung, es mit einem entwicklungs-geschichtlich bedeutenden Bauwerk zu tun zu haben, soll nun die hier auftretende Raumform genauer betrachtet werden (Abb. 17). Für das Bauvorhaben waren die Voraussetzungen gut, denn die Fundamente und Teile des aufgehenden Mauerwerks von Nord- und Südwand sowie Teile der Seitenschiffwände nach Osten und Westen zu den Türmen konnten beibehalten werden. Der Südturm wurde ebenfalls weiterverwendet, ergänzend entstand ein Nordturm, der wohl auch schon teilweise vom Vorgängerbau stammt.

Diese Maßnahmen sparten Zeit und Geld und man konnte sich beim Neubau auf die wichtige Entwicklung einer völlig neuen Grundkonzeption des Innenraums konzentrieren. War der Vorgängerbau von Unser Lieben Frauen, die alte St. Veit Kirche, eine klassische Basilika mit schmälere und niedrigeren Seitenschiffen sowie mit einem den Raum bestimmenden

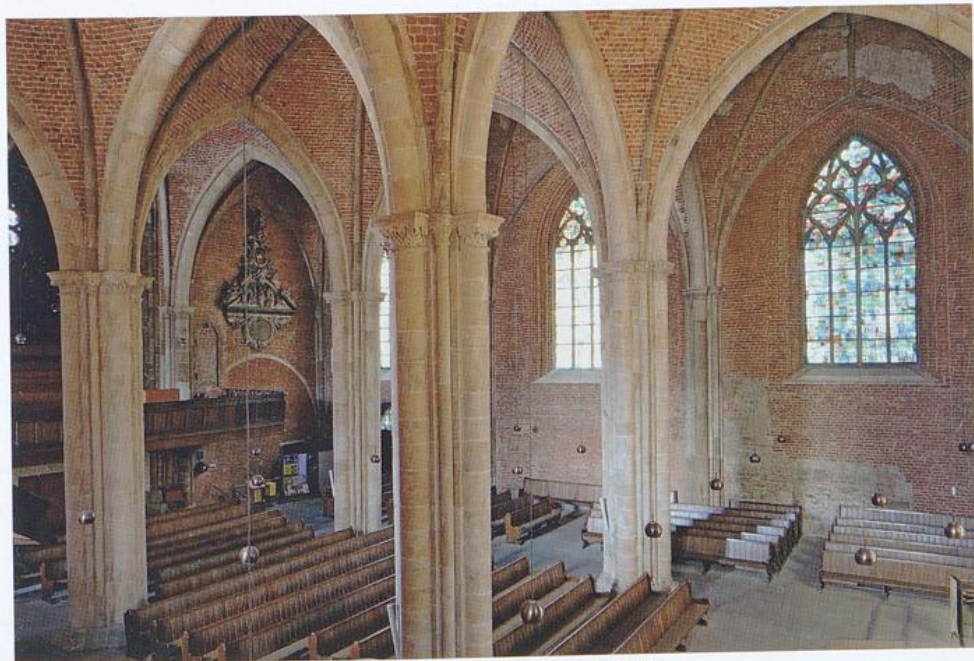


Abb. 17: Unser Lieben Frauen, Innenansicht

breiten und höheren Mittelschiff mit Obergaden, so erfand man jetzt eine gänzlich neue Raumidee. Es entstand ein Quadrat von dreimal drei, also neun Jochen, von denen jedes selbst annähernd quadratisch ist und die alle etwa gleich groß sind. Um dies zu erreichen, musste der neue Nord-Ost-Pfeiler so gesetzt werden, dass er nicht, wie beim Vorgängerbau, unmittelbar über dem Pfeiler des Karnerkellers zu stehen kam, sondern durch die Verbreiterung der Seitenschiffe lastete er jetzt auf der Gewölbekappe, weswegen man eine komplizierte Gründung durch den Keller hindurch neben den älteren Pfeiler einbrachte (Abb. 7). Diesen nicht unerheblichen Aufwand betrieb man, um neun gleich große Joche und die gewünschte Wirkung eines Zentralraumes zu erhalten.

Wichtig ist auch, dass alle Gewölbescheitel einheitlich hoch sind und alle Kapitelle und Kämpfer auf gleicher Höhe liegen. Alle Scheidbögen sowohl zwischen den Jochen als auch zwischen dem vermeintlichen Mittel- und den Seitenschiffen sind gleichwertig ausgebildet

und ebenfalls gleich hoch. Es verbietet sich bei dieser wenig hierarchischen Ordnung der Raumkompartimente, von einem Mittelschiff und Seitenschiffen zu sprechen, es handelt sich vielmehr um einen sehr offenen zentralisierenden quadratischen Gesamttraum mit vier freistehenden Stützen, d. h. das zentrale Joch wird baldachinartig betont und bildet die eindeutige Mitte, um die sich die restlichen acht Joche herumgruppieren (Abb. 18).³⁵ Die augenscheinliche Zentralbautendenz wird zusätzlich durch ausgeprägte Scheidbögen unterstützt, die zwischen allen Jochen verlaufen, an den äußeren Seiten zu den Außenwänden allerdings fehlen. Die Bögen besitzen alle gleiche Stärken und gleiche Höhen. Es ergibt sich so eindeutig die Form eines griechischen Kreuzes, schifftrennende Scheidbögen liegen hier also nicht vor.³⁶ Dieses sich dadurch heraushebende griechische Kreuz, das die Hauptachsen betont, wird zusätzlich diagonal durchkreuzt durch die auffallende Gestaltung der Gewölberippen. Das Zentraljoch sowie die vier Eckjocher³⁷ haben

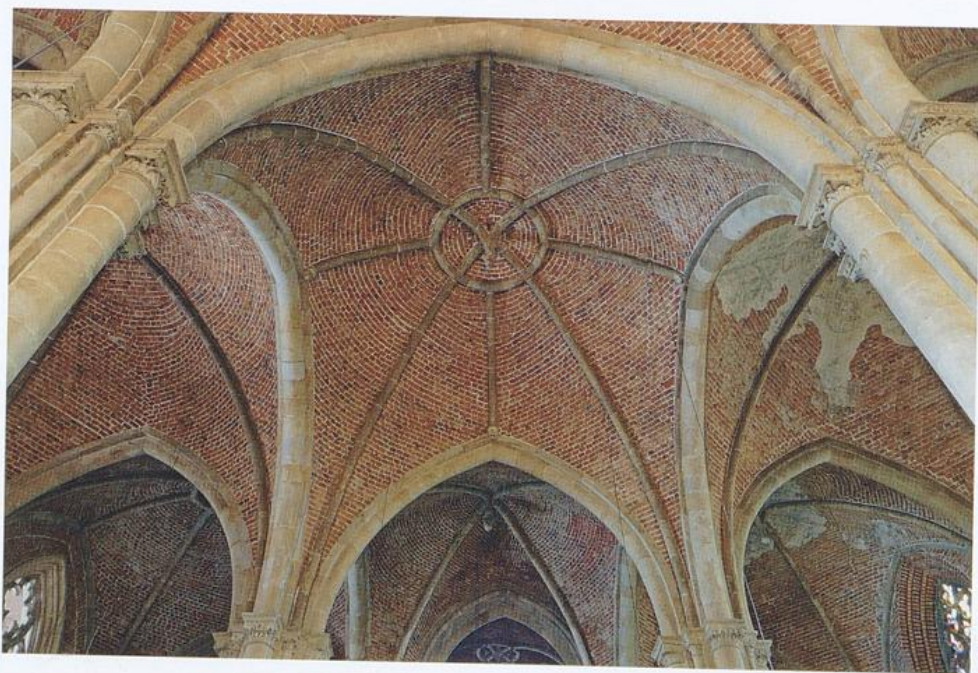


Abb. 18: Unser Lieben Frauen, baldachinartiges Zentraljoch

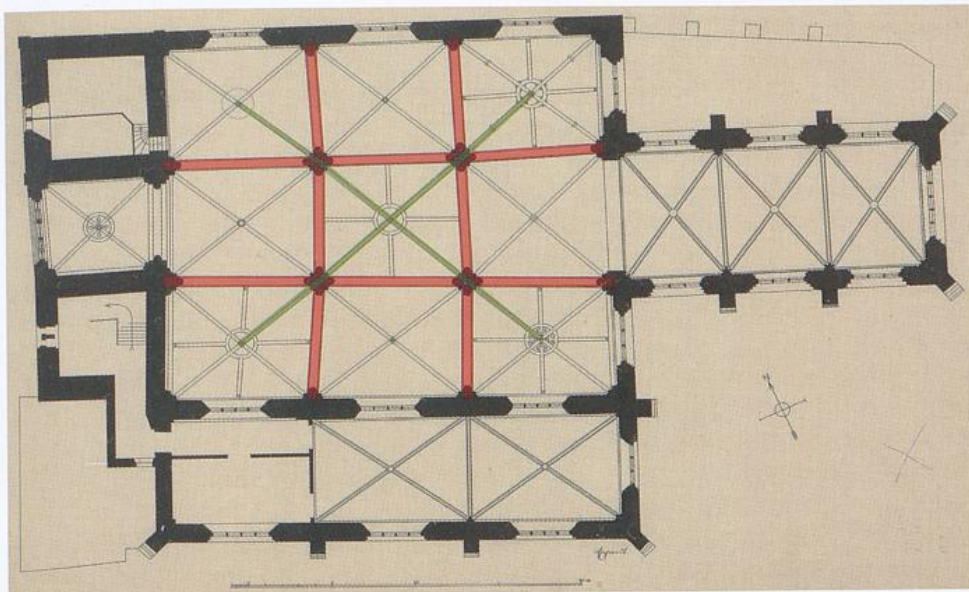


Abb. 19: Unser Lieben Frauen, Grundriss mit Markierung der Scheidbögen, die ein griechisches Kreuz ergeben, sowie Diagonallagerung

achtteilige Dominikalgewölbe mit stark betonenden acht Rippen, einem Schlussring sowie Hängeschlusssteinen. Damit entsteht diagonal zum griechischen Kreuz ein weiteres Kreuz, womit eine vollkommen zentralisierende Zuordnung entsteht (Abb. 19). Großzügige Interkolumnien von jeweils rund 7,5 bis 8 Metern im Zusammenspiel mit den sehr schlanken Bündelpfeilern ergeben ein offenes, weites Raumgefühl. Die Breite der Joche zur Höhe bis zum Kämpfer ergibt wieder das Maßverhältnis 1:1. Alle Bögen sind bereits deutlich angespitzt und zeigen damit, sowie im Zusammenspiel mit der Höherer Streckung durch die schlanken Bündelpfeiler und der ausgeprägten Busung der Dominikalgewölbe, eine frühgotische Vertikal tendenz. Die Kämpferhöhe liegt bei rund 7,5 Meter, die Scheitelhöhe der Gewölbe bei rund 15 Meter, also ein Verhältnis von 1:1. Die Überhöhung der Gewölbescheitel zu den Scheiteln der Scheidbögen, also die Busung der Gewölbe, beträgt rund 1,5 Meter (Abb. 20).

Auch am Außenbau sind Besonderheiten festzustellen. Der Bau wird nicht, wie bei älteren

Kirchen üblich, von längs verlaufenden Dächern bedeckt, sondern es gibt drei parallele quergerichtete durchgehende Satteldächer, die nach Süden und Norden in jeweils drei Giebeln enden. Die Nordgiebel sind ungliedert schlicht und dürften aus der Erbauungszeit der 1220er-Jahre stammen (Abb. 9), während die heutigen Südgiebel den Formenkanon der Mitte des 14. Jahrhunderts zeigen (Abb. 1). An den Innenseiten der nördlichen Giebel sind auch im Dachstuhl keine Hinweise darauf zu finden, dass diese Giebel jünger sein könnten, womit auch deutlich wird, dass die Idee, Querdächer mit Nord- und Südgiebeln aufzusetzen, Teil der Maßnahme der 1220er-Jahre war. Mit dieser Art der Gestaltung wird den vermeintlichen seitlichen Nebenfassaden eine eigene Akzentuierung gegeben und die Zentralisierungstendenz und die Allseitsorientierung des Bauwerks unterstrichen. Eine Mittelschiffbetonung findet sich nicht. Diese Lösung ist eine auch später ausgesprochen selten vorkommende Dachform. Bei späteren Hallenkirchen sind gelegentlich die Seitenschiffe mit quergestellten

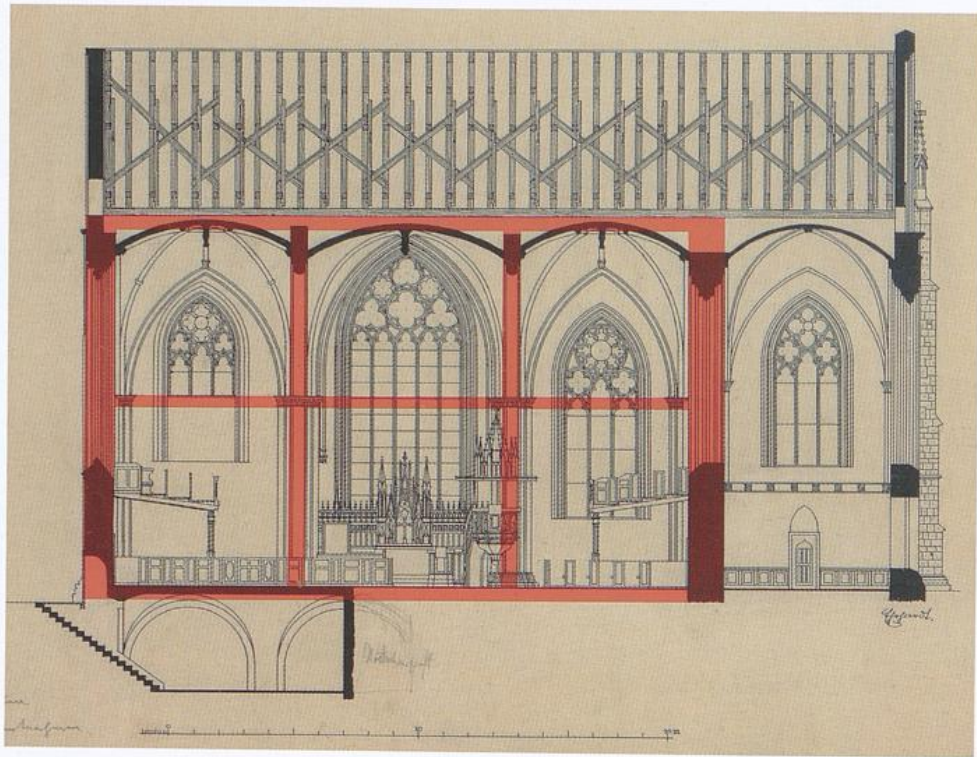


Abb. 20: Unser Lieben Frauen, System-Querschnitt

Dächern und Giebeln überdeckt, während das Hauptschiff aber ein Längsdach besitzt. In Bremen verlaufen die drei Dächer jedoch konsequent quer durch.³⁸ Bei der Begutachtung der Dächer konnte festgestellt werden, dass die Konstruktion von Anfang an auf quer verlaufende Dächer angelegt war. Das Mauerwerk samt Wölbung war vollständig fertiggestellt, als man auf die Scheidbögen in Nord-Süd-Richtung und zum Teil auf den Gewölbekappen aufliegend eine Substruktion für die Sparrenaufleger und für eine steinerne Dachrinne aufmauerte. Die heute nicht mehr genutzten steinernen Rinnen haben sich erhalten. Ebenso sind Reste der Ecke des Südwestgiebels und kleine Reste der weiteren Südgiebel jeweils unter dem Dach zu erkennen. Dies alles bezeugt die Besonderheit der drei durchgehenden querstehenden Satteldächer samt Giebel (Abb. 21). Diese ursprünglichen südlichen Giebel sind bei der Erweiterung

durch einen Anbau um 1343 abgebrochen und durch neue, weiter nach Süden herausgeschobene ersetzt worden, die sich bis heute erhalten haben. Die darunterliegende Südfassade einschließlich der Fenster und der Galerie ist allerdings 1857 gänzlich überarbeitet worden.

Bau IV – Analyse – Die westfälische Hallenkirche

Unser Lieben Frauen wirkt für die Erbauungszeit ab 1220 sehr ungewöhnlich, sie zeigt auffallende Besonderheiten und muss deshalb neu in den bauhistorischen Kontext der Zeit eingebunden werden. Bisherige Zuordnungsversuche, die allesamt letztlich die Kirche als einen vollständig von westfälischen Vorbildern abhängigen Nachfolgebau bezeichnen, müssen relativiert werden. Lediglich Uwe Bölts, aufbauend

auf Hans-Joachim Kunst, hat die Zentralbautendenz erkannt und angesprochen. Andere Bearbeiter haben es stets bei sehr lapidaren Hinweisen belassen, Unser Lieben Frauen folge dem westfälischen Hallenschema, und es wird hauptsächlich auf die Marienkirche in Lippstadt verwiesen, die jedoch so markante Unterschiede zu Unser Lieben Frauen in Bremen zeigt, dass man sie nicht wirklich vergleichen möchte.

Die westfälische Bautengruppe der Hallenkirche ist ein gut erforschtes Phänomen, obwohl die Datierungen vieler Bauten immer noch vage sind. Eine der frühesten Auswertungen dazu erfolgte durch Elisabeth Fink, die feststellte, dass die westfälischen Hallenkirchen, die sich tatsächlich im späten 13. und 14. Jahrhundert zu einer Gruppe entwickelten, öfters eine relativ geringe Längenausdehnung besitzen, in der Regel aber Hallen gebundener Ordnung mit eindeutiger Längsorientierung bleiben, wie zuletzt auch Kurt Röckener feststellt.³⁹

Die Hypothese, dass Bernhard II. zur Lippe, der Vater des Bremer Erzbischofs Gerhard II., während seines Aufenthalts von 1182 bis 1185 im Poitou im Gefolge des aus dem Reich verbannten Heinrich des Löwen die Hallenform z. B. an der damals im Bau befindlichen Kathedrale von Poitiers kennenlernte, ist nicht unumstritten, hat sich aber zu Recht durchgesetzt. Französische, besonders angevinische Einflüsse sind erstmalig bei der Zisterzienserkirche Marienfeld feststellbar, und zwar dort durch das Auftreten der Dominikalgewölbeform. Marienfeld wurde zwar bereits 1185 begonnen, die Weihe fand aber erst 1222 statt. Der Bau selbst bleibt dem basilikalen Schema treu.⁴⁰ Das früheste Auftreten des Hallenbaus erfolgt in Westfalen um 1225/1230 mit der Marienkirche in Lippstadt, wo die Umplanung zu einer Halle im gebundenen System wohl erst nach 1225 erfolgte. Wenige Jahre später entstand ein wichtiger Bau, der allerdings ebenfalls durch Planänderung von einer begonnenen Basilika zur Halle verändert wurde. Der Dom von Paderborn, wo Bernhard IV. zur Lippe ab 1228 Bischof war, erhielt in den 1230ern und nach einer Einsturz-

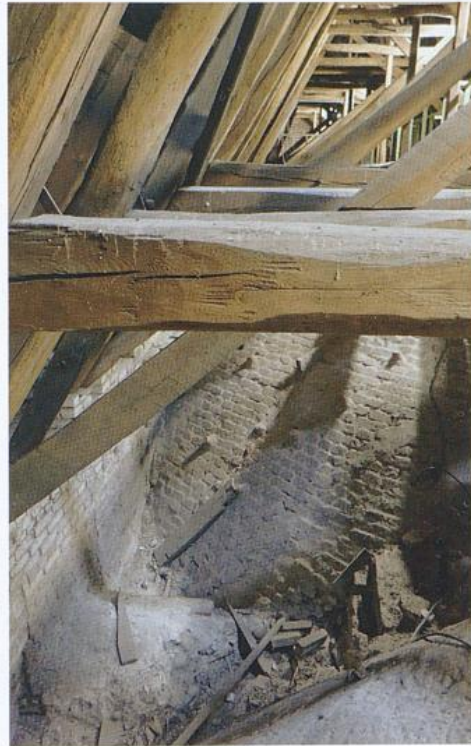


Abb. 21: Unser Lieben Frauen, Dachstuhl Querdach Mitte, Blick von Süden (im Vordergrund Reste der abgebrochenen Südgiebel sowie Sparrenaufleger der Querdächer)

katastrophe ab ca. 1241 ein Hallenlanghaus. Zeitlich parallel oder wenig später folgten die Münsterkirche in Herford sowie die Dome zu Minden und Münster.⁴¹

Exkurs: Riga

Aus dem westfälischen Umfeld soll die Idee der Hallenkirche sogar unmittelbar ins Baltikum gekommen sein. Für den Dom zu Riga, der ab 1211 als Basilika begonnen wurde und in den 1220er-Jahren nach Planänderung ein Hallenlanghaus, das inzwischen nicht mehr besteht, erhalten haben soll, wurde lippischer Einfluss geltend gemacht.⁴² Für die Herleitung seiner Bauform machte die westfälische Forschung

unter anderem freundschaftliche Beziehungen zwischen Bischof Albert von Riga und Bischof Bernhard von Paderborn verantwortlich. Dabei ist allerdings zu bedenken, dass Bernhard erst 1228 Bischof in Paderborn wurde. Albert habe auch auf einer Reise von Rom nach Riga einmal in Westfalen Station gemacht. Und Bernhard II. zur Lippe, der Vater, der im hohen Alter noch 1211 Abt des neugegründeten Zisterzienserklosters von Daugavgriva (Dünamünde) bei Riga wurde, soll sogar lippische Bauleute an den Dom von Riga ausgeliehen haben.⁴³ Bei all diesen Spekulationen wird ein wichtiger Sachverhalt nicht weiter geprüft, nicht einmal in Erwägung gezogen, nämlich, ob nicht das Erzbistum Bremen eine Rolle beim Dombau in Riga gespielt haben könnte. Es kann dieser Frage hier nicht weiter nachgegangen werden, allerdings sollen einige Zweifel an der Richtigkeit der Hypothese der unmittelbaren Beeinflussung Rigas durch Westfalen gestreut werden. Unter der veränderten Sicht der Rolle des Erzbistums Bremens unter Gerhard II. ab 1219 sollten auch hierzu neue Fragen gestellt werden.

Es ist zunächst festzuhalten, dass das Bistum Riga, zuvor als Bistum Livland, eine Gründung des Erzbistums Bremen war. 1201 ist Riga als Suffraganbistum vom Bremer Erzbischof eingerichtet worden und besaß somit eindeutig zunächst eine Abhängigkeit vom Mutterbistum an der Weser. Der erste Bischof in Riga war der aus dem Bremer Umfeld stammende Albert von Bexhövede, der zuvor Leiter der Bremer Domschule war und von seinem Onkel, dem Erzbischof Hartwig II. von Bremen, nach Riga entsandt wurde. Damit unterstand Riga zunächst der Aufsicht von Bremen, wenn auch der ehrgeizige Albert bald versuchte, sich davon zu lösen, was aber erst seinem Nachfolger 1231 gelang. Die Ambitionen zur Selbstständigkeit sprechen jedoch keinesfalls gegen eine mögliche Beeinflussung neuer Bauideen aus Bremen. Man wollte in Riga sozusagen zeigen, dass man selbst ebenso modern sein kann wie das Mutterbistum. Für die Vermittlung der Hallenform wäre daher auch die Achse Bremen-Riga zu prüfen, denn natürlich stand Albert von Riga

mit dem ihm übergeordneten Erzbistum Bremen in Kontakt, aus dem er stammte, und er wird bei seinem Vorhaben, einen Dom in Riga zu bauen, auch wenn er nicht allein verantwortlich für die Entscheidungen am Bau war, sehr wohl Kenntnis davon genommen haben, was ab 1219 der amtierende Erzbischof in Bremen umgesetzt hat. Ein komplexes Geflecht von Einflüssen und Beziehungen lag den Entscheidungen ganz sicher zugrunde. Bauherren berichteten einander über anstehende Bauvorhaben und tauschten sich über neue Architekturformen aus.⁴⁴ Insofern ist also anzunehmen, dass Gerhard II. selbst Kenntnisse von der französisch/angevinischen Hallenform hatte und vor seinem Bruder, der erst neun Jahre später in ein verantwortungsvolles Amt eintrat, diese Ideen zuerst in Bremen umsetzte und dann verbreitete. Die Rolle des Bremer Erzbistums für sein Suffraganbistum Riga darf nicht ungeprüft vollkommen ausgeblendet werden.

Bau IV – Ableitung des Zentralraums

Zurück zur Form der Bremer Kirche. Ungeachtet der noch problematischen Datierungsfragen der westfälischen Bauten, die wohl allesamt erst nach Bremen entstanden sind, bleibt die Feststellung, dass ein Vergleich nicht brauchbar ist, da die Bremer Liebfrauen Kirche einen einzigartigen Grundriss und eine besondere Raumform besitzt. Unser Lieben Frauen in Bremen gehört somit nicht in den Verbund der sich später entwickelnden sogenannten westfälischen Hallenkirchen, die Stufenhallen, Längsbauten mit Längsdächern und Kirchen mit schmaleren Seitenschiffen sind und meist im gebundenen System gestaltet sind. Welche Idee kann also der Form von Unser Lieben Frauen in Bremen zugrunde liegen?

Offensichtlich steht der Zentralbaugedanke im Vordergrund, dem deshalb noch etwas nachgegangen werden soll. Die Idee des Zentralbaus im Mittelalter und besonders in der Gotik haben zunächst Wolfgang Götz 1968 und dann Matthias Untermann 1989 untersucht.⁴⁵ Beide

erwähnen und berücksichtigen Unser Lieben Frauen in Bremen allerdings nicht, da ihnen der Bau entweder nicht bekannt oder in seiner Gestalt nicht bewusst war. Götz hätte ihn bei seiner Untersuchung zwingend aufnehmen müssen, denn er behandelt den Typus des Vierstützenbaus mit quadratischer Raumform in einem eigenen Kapitel und lässt diesen dann in der Frauenkirche von Nürnberg von 1355 gipfeln. Dass die Bremer Kirche bei Wolfgang Götz fehlt, liegt wohl wieder einmal daran, dass die architektonischen Leistungen von Bremen nicht im Bewusstsein der überregionalen Forschung verankert waren und sind.

Das komplexe Thema von Zentralbauten oder Zentralbautendenzen kann hier nicht aufgearbeitet werden. Es sollen aber einige kurze Anmerkungen dazu gemacht werden. Die Wahl einer zentralisierenden Grundrissform war immer programmatisch und stand immer im Kontext spezieller Widmungen, eines gewünschten Sinngelhalts oder besonderer Funktionsanforderungen bzw. Bauaufgaben.

Grab- und Memorialbauten sind zunächst zu nennen, von der Grabkirche in Jerusalem, von Konstantin 335 erbaut, über Bauten wie das Grab Theoderichs von 520 in Ravenna oder die Grabrotunde des Heiligen Benignus in Dijon 1001 bis hin zu diversen gotischen Lösungen reicht diese Entwicklungslinie. Die Sondergruppe der Karner bzw. Friedhofskapellen ist bereits zur Sprache gekommen, ihr gehört der quadratische Karnerbau von ca. 1100 an St. Veit in Bremen an. Sein Untergeschoss legt noch Zeugnis von diesem Bau ab.

Ebenfalls bekannt sind die Baptisterien, Taufkirchen, die ab dem 2. Jahrhundert überall im Frankenreich neben den Kathedralen als selbstständige runde, achteckige oder quadratische Bauten errichtet worden sind. Nach dem 8./9. Jahrhundert wurde dann die Taufe in die Hauptkirche verlegt, die älteren Baptisterien wurden abgerissen und auch keine neuen mehr errichtet. Bekannt sind inzwischen viele dieser verschwundenen Bauten, zum Beispiel in Lyon, Reims, Paris, Metz, Trier, Köln, Würzburg, Freising und Bremen, um nur einige zu nennen.

In Italien wurden noch bis ins 13. Jahrhundert Baptisterien erbaut, von denen sich dort auch einige erhalten haben, so in Florenz von 1059 oder in Pisa von 1152.

Verschiedene andere Untertypen gäbe es zu erwähnen, doch soll nun die Gruppe der Herrscherkirchen, die direkt oder indirekt in Bezug zu einem Herrscher standen, in der Regel der römische, der fränkische und später deutsche Kaiser, betrachtet werden. Die kleine Auswahl startet mit Trier. Augusta Treverorum, seit seiner Gründung 17 v. Chr. wichtiger römischer Verwaltungssitz, war von 312 bis 324 gar die Hauptstadt des gesamten römischen Reichs. Hier residierte Konstantin, der das Christentum nicht nur tolerierte, sondern es zur römischen Staatsreligion erhob, und der zusammen mit seiner Mutter Helena den Christen den ersten Dom in Trier beschied. Der sogenannte Quadratbau, der dann unter Konstantins Nachfolger ab 364 in Trier entstand, war ein Zentralbau über quadratischem Grundriss und mit vier Säulen im Inneren, die den Raum in ein griechisches Kreuz teilten, wodurch sich Viereckräume in den Zwickeln ergaben, ein Dreimal-drei-Joche-Raum, allerdings mit unterschiedlichen Jochgrößen.⁴⁶ Dieser Raum besteht im Grunde auch noch nach den Veränderungen des 10. und 11. Jahrhunderts.

Konstantin verlegte seine Hauptresidenz 324 von Trier an den Bosphorus, wo er Konstantinopel gründete. Hier entstanden mehrere Zentralbaukirchen, von denen die unter Justinian 532 erbaute Hagia Sophia die wohl bekannteste und Hagioi Sergios und Bakchos von 527 die prägendste ist. Nach dem Zerfall des römischen Gesamtreiches bildeten sich Teilreiche, so seit Ende des 5. Jahrhunderts das Frankenreich unter Chlodwig und den Merowingern und das Ostgotenreich unter Theoderich, dessen Nachfolger in Ravenna mit San Vitale 537 eine Herrscherkirche vom Zentralbautypus realisierten. Auch hier taucht die Grundform des überwölbten bzw. überkuppelten zentralen Raums mit Säulenstellungen wieder auf. Im Westreich der Franken übernahmen später die Karolinger die Herrschaft, und auch Karl der Große machte

seine kaiserliche Machtstellung mit einem programmatischen Bauwerk sichtbar. Er ließ ab 798 die Aachener Pfalzkapelle erbauen, die eindeutig und unstrittig auf die Zentralherrscherkirchen, im Speziellen auf Ravenna, Bezug nimmt. Seit Richard Krautheimers bahnbrechenden Forschungen weiß man, dass diese allgemeinen Nachahmungen ein politisches Manifest waren.⁴⁷ Es ging dabei nicht um eine detailgenaue Nachbildung, sondern eine Idee sollte durch die Wahl eines Grundrisses oder einer grundlegenden Raumkonzeption nachgeahmt werden, ihrem Sinngehalt sollte gefolgt werden, um damit symbolhaft das neue Bauwerk in den historischen Kontext des nachgeahmten Gebäudes zu stellen, nämlich »in similitudinem«.

Mit der Pfalzkapelle Karls des Großen überschneidet sich auch eine weitere sehr wichtige Gruppe der Zentralbauten, die Marienkirchen. Im Jahr 610 wird in Rom von Papst Bonifatius IV. der antike Rundtempel des Pantheons (»Allen Göttern geweiht«) in eine christliche Kirche umgewandelt und wirkungsmächtig der Mutter Gottes geweiht. Seitdem wurde das Marienpatrozinium häufig mit einem Zentralbau verbunden, Santa Maria Rotonda steht als Begriff dafür. Wolfgang Götz schließt sich dieser These Krautheimers an, Matthias Untermann bezweifelt sie. Für den Verfasser steht dieser Zusammenhang schon allein aufgrund der unübersehbaren Fülle von Zentralbauten mit Marienpatrozinium zweifelsfrei fest.

Gerade viele Herrscher- oder Grabkirchen tragen das Marienpatrozinium. Die Liste derer ist lang, es sollen daher nur einige wenige Beispiele erwähnt werden. Die schon genannte Rotunde von Saint-Bénigne in Dijon wurde, obwohl sie das Grab des Heiligen Benignus beherbergt, der Maria geweiht. Die Weihe fand am 13. Mai 1018 statt. Ganz bewusst wurde der gleiche Tag gewählt, an dem 610 Santa Maria Rotonda in Rom geweiht worden war. Eine unmittelbare Bezugnahme auf den römischen Bau liegt also vor.⁴⁸ Einige Kathedral- oder Klostergruppen besaßen über längere Zeiträume hinweg zentralisierende Marienkirchen als

Nebenkirchen, so zum Beispiel Centula, Metz, Mettlach oder Trier.⁴⁹

In Aachen war die Marienverehrung besonders intensiv, nachdem Karl der Große als heilige Reliquie das Kleid Mariens nach Aachen gebracht hatte. Die Bedeutung Aachens als Ort, der mit Karl dem Großen und der Mutter Gottes auf das Engste in Verbindung gebracht wurde, war stets immens. Unter Otto I. steigerte sich im Zuge seiner »Renovatio imperii« die Bedeutung Aachens weiter. 936 ließ sich Otto in Aachen krönen und bestimmte die Aachener Marienkirche jetzt als festen Krönungsort für die deutschen Könige.⁵⁰ 1165 erfolgte die Heiligsprechung Karls, die einen weiter intensivierten Kult zur Folge hatte. In zeitgenössischen Schriften wird besonders der Zusammenhang zwischen dem Bauwerk und der damit durch den Bauherrn verehrten Patronin hervorgehoben. Dies findet in Pilgerfahrten nach Aachen, den sogenannten Heiligtumsfahrten, seinen Ausdruck. Verehrt wurden das kaiserliche Bauwerk, der Bauherr sowie Maria, sozusagen eine untrennbare Trias. Die in dieser Zeit überall stark zunehmende Marienverehrung fand somit hier eine besondere Verbindung in der Person des ehemaligen Kaisers und eines Zentralbauwerks, das stets weithin vorbildhaft war.⁵¹

Dass Karl der Große als Gründer Bremens in der Stadt schon immer und besonders unter Gerhard eine besondere Verehrung erfahren hat, zeigt das erwähnte Stadtsiegel von 1225 (Abb. 12), auf dem der Kaiser bei seinem Stadtgründungsakt, richtiger natürlich bei seinem Bistumsgründungsakt, zu sehen ist, eine symbolhafte Darstellung, die 1532 vom großen Wandgemälde im Bremer Rathaus wiederholt wird (Abb. 11). Nicht zuletzt wird die Rolle Karls für die Stadt auch in dem 1405 entstandenen Kaiser- und Kurfürstenzyklus am Rathaus in Bremen deutlich. Dieser, wie der auf dem Marktplatz stehende Roland, versinnbildlichen die von Karl dem Großen verbrieften Freiheitsrechte. Der Kurfürstenzyklus am Bremer Rathaus orientiert sich am selben, kurz nach 1334 entstandenen Thema am Aachener Rathaus.⁵²

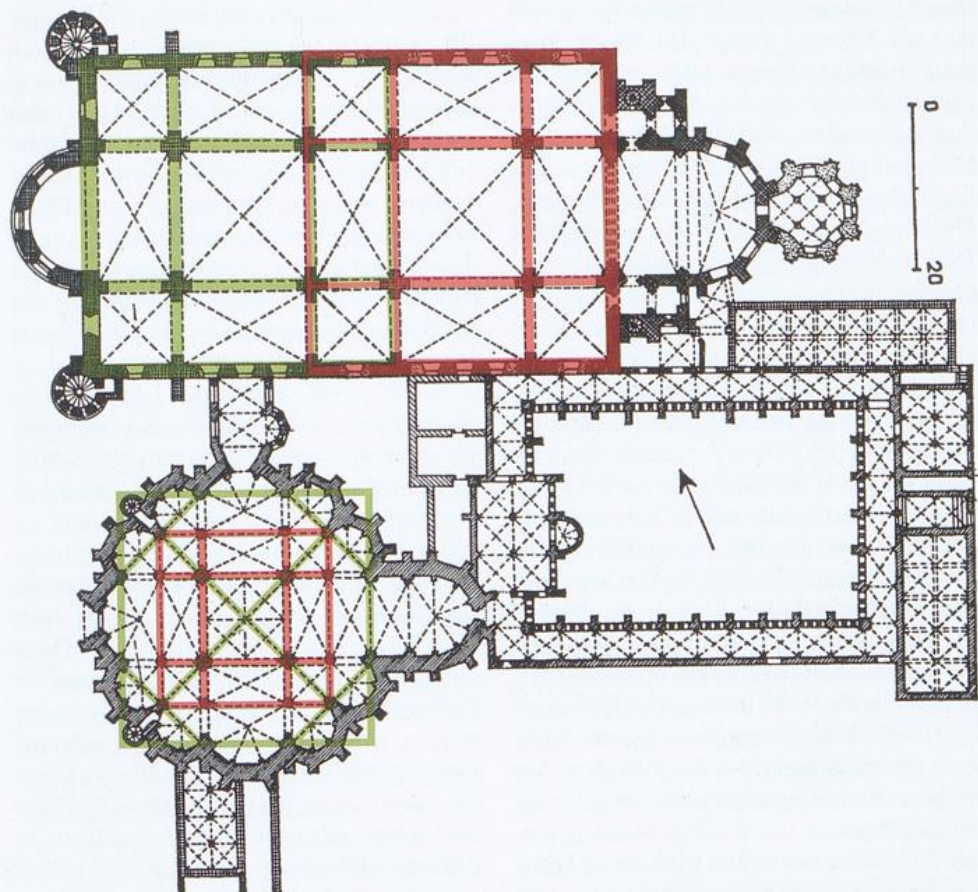


Abb. 22: Trier, Dom und Liebfrauen, Schema der Grundrisse nach Verfasser (Quadrat, Stern, Oktogon)

Welche vielfältigen ikonologischen Architekturbeziehungen in dieser Zeit bestanden, verdeutlicht auch ein weiterer hoch bedeutender Bau. Um 1227/1235 ist in Trier der Neubau der Liebfrauenkirche begonnen worden. Auf dem seit dem 4. Jahrhundert als Cathedralgruppe genutzten Gelände wurde ein Ersatzbau für die Südkirche errichtet, ein bei den Zeitgenossen wie auch später in der kunsthistorischen Forschung viel beachteter gotischer Bau. Die Trierer Liebfrauenkirche und die sogenannte Elisabethkirche in Marburg (ebenfalls eine Marienkirche) galten bisher als die ersten gotischen Bauten in Deutschland. Die Trierer Liebfrauenkirche grenzt unmittelbar an den Dom, dessen

Umbau 989 unter Erzbischof Egbert begonnen und ab 1040 von Erzbischof Poppo fertiggestellt worden war. Der schon erwähnte antike Quadratbau des 4. Jahrhunderts wurde weitestgehend beibehalten, umgebaut und sozusagen verdoppelt, indem sich die westliche schmale Achse des älteren Teils und die östliche Achse der Erweiterung konsubstantial überlagern. Es schieben sich damit zwei Quadratbauten ineinander. Das Prinzip des griechischen Kreuzes mit Eckräumen bleibt bestehen, ist mit Überlappung somit zweimal vorhanden. Liebfrauen in Trier folgt der Idee dieses Grundrisses, allerdings in zeitgemäßen und angepassten Formen (Abb. 22). Das griechische Kreuz bildet das

Grundgerüst, der zentrale offene Raum wird von vier Pfeilern begrenzt. Die Hauptachsen des griechischen Kreuzes bilden in ihren Zwickeln Eckräume aus, die sich zu gerundeten diagonal gestellten Kapellenräumen erweitern. Die quadratischen Zwickel bilden sozusagen durch ihre Halbierung dann ein Oktogon.⁵³ Die Idee, dem griechischen Kreuz noch eine Diagonalausrichtung zuzuordnen und somit eine Sternform entstehen zu lassen, ist in Trier in einer besonderen Art ausgeführt, gleicht aber dem Prinzip, das in Unser Lieben Frauen in Bremen zu erkennen ist und das auch im Oktogon von Aachen durch die Abschrägung der Ecken in den Diagonalen gegeben ist. Eine Ableitung der Trierer Kirche von Aachen wurde immer wieder diskutiert.⁵⁴ In Trier lässt sich die Sonderform der Diagonalkapellen in den Zwickeln des griechischen Kreuzes auch von französischen gotischen Kathedralen ableiten, wo große Umgangschöre entsprechende Zentralisierungstendenzen seit dem 12. Jahrhundert zeigen. Die klassische französische Kathedrale der Gotik, übrigens meist Maria geweiht, bleibt zwar oft ein Längsbau, wobei sich dort aber auch eine Zentralisierungstendenz ergibt, da die Querhäuser vom Osten in die Mitte rücken, wie Notre-Dame von Laon 1160, Notre-Dame von Paris 1163, Notre-Dame von Chartres 1194 oder Notre-Dame von Amiens 1220 jeweils sehr eindrücklich zeigen. Im Zuge der zunehmenden Marienverehrung der Zeit ist somit eine Tendenz zum Zentralbau zu beobachten, die auch Unser Lieben Frauen in Bremen aufnimmt. Das griechische Kreuz als Grundform in Verbindung mit zusätzlichen diagonalen Akzentuierungen scheint das Muster zu sein.

Veränderungen

Auf die weitere Baugeschichte von Unser Lieben Frauen in Bremen soll nur noch kurz eingegangen werden. In der Mitte des 14. Jahrhunderts vergrößerte man wahrscheinlich aufgrund von Platzmangel den Bau nach Süden durch ein weiteres Schiff. Dabei erneuerte man die quer

verlaufenden Dächer des frühen 13. Jahrhunderts vollständig und verlängerte sie nach Süden. Die dendrochronologische Untersuchung hat hierfür ein sehr wahrscheinliches Datum von 1343 (± 5) ergeben. Nach rund 120 Jahren war die Idee des Zentralbaus inzwischen vergessen bzw. nicht mehr relevant. Man brauchte Platz, baute dafür südlich einen dreijochigen Raum an. Das ehemals offene sogenannte vierte Schiff wurde 1857 vermauert und der Hauptraum damit wieder in seiner früheren quadratischen Form erlebbar gemacht.

Wieder etwas mehr als 120 Jahre nach den Maßnahmen von 1343 erfolgte die nächste Veränderung. Ein langer Chor mit großen Maßwerkfenstern wurde angebaut, der inzwischen dendrochronologisch verlässlich auf 1461 datiert werden konnte und damit später als bisher vermutet entstanden ist.⁵⁵ Da am Mauerwerk keine Baufugen zu erkennen sind, scheint dieser Choranbau vollständig neu zu sein, der Dachstuhl jedenfalls ist es. Gleichzeitig sind wohl alle Fenster der Kirche vergrößert und verändert worden. 1857 sind die Fenster des Langhauses erneut modifiziert worden, indem sie durch eine Vermauerung der unteren Bereiche wieder verkleinert wurden. Der gestreckte spätgotische Chor verunklärt heute sehr den Raumeindruck des frühen 13. Jahrhunderts. Hier gab es beim Bau von 1220 wahrscheinlich nur einen kleinen Chorraum, der damit nicht gegen die Zentralisierungstendenz wirkte. Heute entsteht durch den stark belichteten langen Chor ein Zug in der Mittelachse, der ursprünglich nicht vorhanden war. Ebenso stört heute natürlich die Bankaufstellung den Zentralbaugedanken.

Zuletzt sind die »barbarischen« Eingriffe der Jahre 1959/1960 durch den Braunschweiger Architekten Dieter Oesterlen zu nennen. Gegen den Widerstand und den Protest der Denkmalpflege setzte er sein selbstgefälliges Gestaltungskonzept durch, das alle historischen Gegebenheiten ignorierte.⁵⁶ Dabei wurden wertvollste Befunde zerstört. Übereinanderliegende Putze des Mittelalters, des 17. und des 19. Jahrhunderts wurden abgeschlagen, der Stein im Sandstrahlverfahren brutal aufgeraut, wobei

auch alte Steinmetzzeichen verloren gingen. Bei den Arbeiten wieder aufgetauchte gotische Gewölbemalereien gingen verloren, nur geringe Reste wurden erhalten. Die purifizierte Kirche erhielt durch Oesterlen auch ein Beleuchtungssystem mit zeittypischen hängenden Kugelleuchten, was verdeutlicht, wie wenig der Architekt die historische Architektur verstanden hat, sondern er vielmehr bewusst gegen sie angeht. Die so wichtige Vertikalisierungstendenz wird besonders in den Abendstunden aufgehoben, wenn eine beleuchtete untere Zone entsteht und die Höhe des Raumes und die Gewölbe nicht mehr wahrgenommen werden. Die erzwungene Steinsichtigkeit verstärkt diesen düsteren, drückenden Eindruck zusätzlich. Die aufgeraute Kirche samt der gegen die ursprüngliche Zentralbautendenz wirkenden Veränderungen der Spätgotik geben nur noch eingeschränkt den Eindruck des Bauwerks der 1220er-Jahre wieder.

Eine qualitative Aufwertung erfuhr die Kirche dann doch noch. Originale Fenster waren nicht mehr vorhanden, eine Verglasung des 19. Jahrhunderts zerbarst unter dem Bombendruck des 2. Weltkriegs, woraufhin zunächst eine Notverglasung eingebracht wurde. Auf den Vorschlag der Kirchengemeinde wurde der französische Glaskünstler Alfred Manessier eingeladen, der schließlich zwischen 1967 und 1979 eine beeindruckende Neuverglasung schuf.⁵⁷

Resümee

Die Bremer Liebfrauenkirche ist mit ihrem Grundriss ein ungewöhnlicher Bau, der zwar der Idee des Marienzentralbaus folgt, aber doch zu einer sehr eigenständigen Lösung kommt, die keine ausgeprägten Nachfolgebauten gefunden hat. Nur der Bauherr selbst hat wenige Jahre später den Grundriss erneut aufgegriffen, ihn aber in einer anderen Konzeption umgesetzt. Nach der gewonnenen Schlacht von Altenesch und der Niederschlagung des Aufstandes der Stedinger im Jahre 1234 ist von Erzbischof Gerhard in Berne, weserabwärts,

der tief greifende Umbau der dortigen Kirche St. Ägidius als eine Art Siegeskirche veranlasst worden. Es handelt sich um eine einfache Landkirche, die aber ohne Zweifel einen vergrößerten und vereinfachten Nachbau von Unser Lieben Frauen in Bremen darstellt. Das Baudatum in Berne nach 1234 ist unstrittig. Berne hat allerdings kein Marienpatrozinium und besitzt zudem einen sehr unregelmäßigen Grundriss sowie eine gedrungene Höhengestaltung. Auch zeigt die Kirche durch die Anräume der Seitenschiffe, anders als Bremen, eine Längsorientierung und es fehlt eine Akzentuierung der Gewölbe oder Scheidbögen hin zu einem Zentralbau.

Fassen wir zusammen: Aufgrund der heutigen Erkenntnisse über die architektonischen Zusammenhänge der Bistumsstandorte müssen wir davon ausgehen, dass mit der Weihe des karolingischen Bremer Doms von Ansgar 860 erhebliche funktionale Veränderungen innerhalb des Bauwerks stattgefunden haben. Die Kathedralen dieser Zeit, besonders wenn sie mit verehrten Reliquien eines Heiligen ausgestattet waren, wurden zu Pilgerstätten. Dies war in Bremen besonders ausgeprägt. Wir wissen von den angeblichen Wundern, die Pilgern am Grab des Willehad widerfahren sein sollen. Der Dom muss weitestgehend ausgelastet gewesen sein, folglich wurde 860 eine ergänzende Kirche für das Volk benötigt. Das alte Vitus-Patrozinium wird durch Ansgars Beziehungen zu Corvey in Bremen aufgetaucht sein. Dies sind Hinweise, dass es einen ersten kleinen Kirchenbau St. Veit, Bau I, aus der Mitte des 9. Jahrhunderts gegeben haben muss.

Um 1013/1029 entstand ein Neubau, Bau II, wahrscheinlich größer und solider als sein Vorgänger. Die Hinweise auf Verwendung von Hölzern aus heidnischen Hainen beziehen sich wohl nur auf den Dachstuhl. Dieser Bau, den Erzbischof Unwan veranlasst hatte, war eine Saalkirche, von Anbeginn mit einem kleinen Turm, von dem sich Reste im Untergeschoss des heutigen Turmes erhalten haben.

Um 1100 fügte man nördlich an den bestehenden Bau II eine quadratische Karner-

kapelle an, da der Friedhof überfüllt war, und man Platz für die Knochen aus den aufgegebenen Gräbern brauchte, die im Keller des Karners gestapelt wurden. Von diesem Bauwerk ist das zweimal zwei Joche große, mit einer Mittelstütze versehene Untergeschoss erhalten. Zu dieser Zeit könnten auch eine Aufstockung und ein Umbau des älteren Turmes um die Obergeschosse erfolgt sein, deren Kapitelle sich als einige wenige Teile auch verlässlich datieren lassen und in die Zeit um 1100 passen.

Um 1160 erfolgte ein Neubau der Kirche, Bau III. Der Karner wurde abgerissen, nur das Untergeschoss blieb erhalten, und man errichtete eine dreischiffige Basilika, wobei der nordöstliche Pfeiler des nördlichen Langhauses exakt über dem Pfeiler des Beinkellers zu stehen kam. Die Seitenschiffe, wahrscheinlich auch das Mittelschiff, endeten in Apsiden.

Mit der Übernahme des Erzbischofsamtes durch Gerhard II. aus dem Hause zur Lippe kam ein tatkräftiger neuer Bauherr nach Bremen. Sicher war es Gerhard, der den Wechsel des Patroziniums von Veit zu Maria betrieb und dazu einen programmatischen Neubau, Bau IV, begann, der einerseits die Hallenidee einführte und andererseits, zum Marienpatrozinium passend, einen zentralisierenden Bau initiierte, der durch die Marienwallfahrt und Beziehungen zu Karl dem Großen grundsätzlich von der Marienkirche von Aachen, der sog. Pfalzkapelle, angeregt sein mag oder dem allgemeinen Grundsatz, Marienkirchen als Zentralbauten zu errichten, folgte. Die Kapitelle und der Schlusssteinschmuck sind von beeindruckender Qualität und wurden wohl von den gleichen Bildhauern gefertigt, die seit 1220 am Dom arbeiteten. Auch die dortige Bauskulptur, die neuerdings überzeugend auf die späteren 1220er-Jahre datiert wurde, zeigt eine entsprechende Qualität und unterstreicht, auf welchem hohen Niveau in dieser Zeit in Bremen gear-

beitet wurde. Hier waren auswärtige Bildhauer aus England oder Westfrankreich tätig, die einen neuen Stil mitbrachten bzw. einen neuen Stil in Bremen begründeten. Von hier gingen die Impulse in den Osten, nach Magdeburg und Riga, und in den Süden nach Westfalen, sowohl was den Kapitellschmuck als auch die Raumidee betrifft. Die westfälischen Beispiele sind später entstanden und von Bremen inspiriert.

Die Kunstgeschichte muss ergänzt werden. Dem stets unterschätzten Bremen muss eine neue Rolle in der Entstehung der Gotik in Deutschland zugewiesen werden. Ein westfälischer Bauherr, Gerhard II., Erzbischof von Bremen, ließ ab 1219 mit auswärtigen westfranzösisch-angevinischen/englischen Kräften dem romanischen Dom eine frühgotische Zweiturmfassade französischer Prägung mit imposanter Fensterrose, Galerie und großformatiger Fassadenskulptur vorsetzen, ein Zeichen der Bedeutung des Erzbistums und der Marienverehrung des Bauherrn. Gleichzeitig entstand kurz nach 1220 eine der frühesten echten Hallenkirchen, die nicht wie die westfälischen im gebundenen System, sondern mit großen Scheidbögen sowie mit Dominikalgewölben ausgebildet ist. Dieser Zentralbau besitzt zudem als Zeichen der Marienverehrung einen außergewöhnlichen, nahezu einzigartigen Grundriss, der von der Idee des griechischen Kreuzes mit zusätzlicher Diagonalkonzentrierung mit der wenig später entstandenen Liebfrauenkirche zu Trier zu vergleichen ist. Da Unser Lieben Frauen in Bremen ab 1220 auch bereits mit ausgeprägten Spitzbögen und einer erkennbaren Vertikaltendenz eindeutig gotische Merkmale zeigt, ist sie vor der Liebfrauenkirche in Trier von 1227/1235, vor dem Dom von Paderborn von 1230/1241 und vor der Elisabethkirche in Marburg von 1235 als der erste gotische Kirchenbau in Deutschland anzusprechen.

Anmerkungen:

- * Der vorliegende Beitrag wurde bereits abgedruckt in: INSITU. Zeitschrift für Architekturgeschichte Jg. 12, 2020, Heft 2, S. 159–180.
- Adam Bremensis: *Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum*. Bremen 1070/1076, Liber II Capitulum XLVIII. Vgl.: Bernhard Schmeidler (Hg.): Adam von Bremen, Hamburgische Kirchengeschichte. *Magistri Adam Bremensis Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum*, (Monumenta Germaniae Historica) Hannover 1917, S. 108. – Genutzt wird die Übersetzung: Werner Trillmich/Rudolf Buchner: Quellen des 9. und 11. Jahrhunderts zur Geschichte der Hamburgischen Kirche und des Reiches. (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Bd. 11) Berlin 1961, S. 284–285. – Zur bremischen Kirchengeschichte allgemein: Hans-Eckhard Dannenberg/Heinz-Joachim Schulze (Hg.): *Geschichte des Landes zwischen Elbe und Weser*, Bd. 2. Mittelalter. Stade 1995. – Dieter Hägermann/Ulrich Weidinger/Konrad Elmshäuser (Hg.): *Bremische Kirchengeschichte im Mittelalter*. Bremen 2012. – Die Beziehungen des Erzbistums Bremens in den nordeuropäischen Raum im frühen und hohen Mittelalter sind aus verschiedener Perspektive beleuchtet worden in den Beiträgen einer Vortragsveranstaltung zum Europäischen Kulturerbejahr 2018 in Bremen, abgedruckt in: Georg Skalecki (Hg.): *Bremen und Skandinavien*. Ein Beitrag zum Europäischen Kulturerbejahr 2018. (Denkmalpflege in Bremen, 16) Bremen 2019.
 - Rudolf Stein: *Romanische, gotische und Renaissance-Baukunst in Bremen*. Bremen 1962, S. 75–104. – Von der älteren Literatur sind zu nennen: Wilhelm von Bippen: *Denkmale der Geschichte und Kunst der Freien Hansestadt Bremen*, Bd. 2, Teil 2. Bremen 1877, S. 7–15. – Ernst Ehrhardt: *Die Liebfrauenkirche*. In: Bremen und seine Bauten. Bearb. vom Architekten- und Ingenieur-Verein. Bremen 1900, S. 93–97. – Siegfried Fliedner/Werner Kloos: *Bremer Kirchen*. Bremen 1961, S. 55–68.
 - Georg Dehio: *Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler*. Bremen Niedersachsen. Bearb. von Gerd Weiß u. a. München 1992, S. 18–21.
 - Uwe Böls: *Die Baugeschichte der Liebfrauenkirche*. In: Dietmar von Reeken (Hg.): *Unser Lieben Frauen*. Die Geschichte der ältesten Kirchengemeinde Bremens von den Anfängen bis zur Gegenwart. Bremen 2002, S. 185–259.
 - Georg Skalecki: *Die Architektur der Bremer Domkirchen des 8. bis 11. Jahrhunderts – Versuch einer bauhistorischen Einordnung*. In: Skalecki (wie Anm. 1) S. 83–112. Die Stellung der karolingischen Bremer Domkirchen von 789 und 860 im Kontext des karolingischen Kirchenbaus soll in einem in Vorbereitung befindlichen Beitrag demnächst dargelegt werden.
 - Lehmann führte den Begriff der Kirchenfamilien ein: Edgar Lehmann: *Von der Kirchenfamilie zur Kathedrale*. Bemerkungen zu einer Entwicklungslinie der mittelalterlichen Baukunst. In: Josef Adolf Schmollgen. Eisenwerth (Hg.): *Variae formae, veritas una*. Kunsthistorische Studien. Festschr. f. Friedrich Gerke. Baden-Baden 1962, S. 21–37. – Zahlreiche Grabungen und Bauforschungsmaßnahmen der letzten Jahrzehnte in Deutschland, Frankreich, der Schweiz und den Benelux-Staaten erweitern unser Bild von den merowingischen und karolingischen Kathedral- oder Klosterstandorten. Exemplarisch erwähnt seien nur die verdienstvollen Zusammenstellungen von Friedrich Oswald/Leo Schaefer/Hans Rudolf Sennhauser: *Vorromanische Kirchenbauten*. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen. (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München) München 1966. – Werner Jacobsen/Leo Schaefer/Hans Rudolf Sennhauser (Bearb.): *Vorromanische Kirchenbauten*. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen. Nachtragsband. München 1991. – Nancy Gauthier/Jean Charles Picard/Françoise Prévot (Hg.): *Topographie chrétienne des cités de la Gaule des origines au milieu du VIIIe siècle*. 16 Bde. Paris 1986–2014. – Noël Duval (Hg.): *Les premiers monuments chrétiens de la France*. 3 Bde. (Atlas archéologique de la France) Paris 1995–1998. – Hans Rudolf Sennhauser (Hg.): *Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet*. Von der Spätantike bis in die ottonische Zeit. (Bayerische Akademie der Wissenschaften. Schriften der Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer, Bd. 123) München 2003.
 - Zum fränkischen Heiligenkult und den Heiligengräbern vgl. Hilde Clausen: *Heiligengräber im Frankenreich*. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des Frühmittelalters. Marburg 1950. Neuaufgabe mit einer Einleitung von Uwe Lobbedey. Petersberg 2016.
 - Andreas Röpke: *Das Leben des hl. Willehad, Bischof von Bremen, und die Beschreibung der Wunder an seinem Grabe*. Bremen 1982.
 - Adam Bremensis: *Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum Liber III Capitulum XXIII*: Schmeidler (wie Anm. 1) S. 167. – Trillmich/Buchner (wie Anm. 1) S. 358–359.
 - Ulrich Weidinger: *Mit Koggen zum Marktplatz*. Bremens Hafenstrukturen vom frühen Mittelalter bis zum Beginn der Industrialisierung. Bremen 1997, bes. S. 48–213. Weidinger analysiert ausführlich die Situation am Bremer Ufermarkt im 9. Jahrhundert, wo ein Nebenarm der Weser, die Balge, südlich unmittelbar bis zum heutigen Markt verlief und dort ein befestigter ca. 300 m langer Hafenanleger bestand. Weidinger spekuliert auch, dass ein solch großer Umschlagsplatz schon in karolingischer Zeit eine eigene Marktkirche besessen haben müsste. Ein am Anleger ergrabener

- großer Lastkahn konnte dendrochronologisch auf 808 datiert werden und bezeugt den frühen intensiven Handel. Vgl. dazu: Per Hoffmann: Konservierung und Präsentation des Flussschiffes ›Karl‹ im Deutschen Schiffahrtsmuseum. In: Konrad Elmshäuser (Hg.): Häfen Schiffe Wasserwege. Zur Schifffahrt des Mittelalters (Schriften des Deutschen Schiffahrtsmuseums, Bd. 58) Bremerhaven 2002. S. 86–96.
- 11 Vgl. zu Saint-Denis besonders Sumner McK. Crosby/Pamela Z. Blum: *The Royal Abbey of Saint-Denis from its Beginnings to the Death of Suger, 475–1151*. (Yale Publications in the History of Art, Bd. 37) New Haven 1987.
 - 12 Karl Heinrich Krüger: Vitus. In: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 8. München 1997, Sp. 1781–1782. Die Vitus-Verehrung verbreitete sich von Saint-Denis über Corvey hauptsächlich in den östlichen und südöstlichen Bereich des Karolingerreichs, bis sie im 14. Jahrhundert abnahm. – Zu Corvey zuletzt Sveva Gai/+Karl Heinrich Krüger/Bernd Thier: *Die Klosterkirche Corvey. Geschichte und Archäologie*. (Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, Bd. 43.1.1) Münster 2011. – Vgl. auch Matthias Untermann: *Architektur im frühen Mittelalter*. Darmstadt 2006.
 - 13 Manfred Rech: *Gefundene Vergangenheit – Archäologie des Mittelalters in Bremen*. (Bremer Archäologische Blätter, Beiheft 3) Bremen 2004, S. 71–73.
 - 14 Trillmich/Buchner (wie Anm. 1) S. 284–285. – Stein (wie Anm. 2) S. 75 zweifelt auch bereits an der Holzkirchentheorie, die sich dennoch hartnäckig bis heute hält.
 - 15 Rech (wie Anm. 13) S. 72. – Flidner/Kloos (wie Anm. 2) S. 59 Fig. 3.
 - 16 Stein (wie Anm. 2) S. 75–76. – Flidner/Kloos (wie Anm. 2) S. 59. – Böltz (wie Anm. 4) S. 196–98.
 - 17 Stein (wie Anm. 2) S. 79.
 - 18 Manfred Rech: Steinhaus, ›Beinkeller‹ oder Krypta? In: *Bremer Archäologische Blätter*, NF 2, 1993, S. 91–103.
 - 19 Zur Bauaufgabe vgl. u. a. Friedrich Zoepfl: *Beinhaus*. In: *Reallexikon der Deutschen Kunstgeschichte*, Bd. 2. Stuttgart 1938, S. 204–214. – Wolfgang Götz: *Zentralbau und Zentralbautendenzen in der gotischen Architektur*. Berlin 1968, S. 207–219. – Stephan Zilkens: *Karner-Kapellen in Deutschland. Untersuchungen zur Baugeschichte und Ikonographie doppelgeschossiger Beinhaus-Kapellen*. (Veröffentlichungen d. Abt. Architektur d. Kunsthist. Instit. D. Universität Köln, 22) Köln 1983. Nach Zilkens S. 33–40 sind die quadratischen Karner erst ab dem 13. Jahrhundert gebräuchlich, er erwähnt Bremen aber nicht.
 - 20 Flidner/Kloos (wie Anm. 2) S. 89. – Böltz (wie Anm. 4) S. 212.
 - 21 Vgl. Hans Erich Kubach/Albert Verbeek: *Romanische Baukunst an Rhein und Maas. Katalog der vorromanischen und romanischen Denkmäler*. 3 Bde. Berlin 1976.
 - 22 Skalecki (wie Anm. 5) S. 100–112.
 - 23 Vuilhelmo Dilichio: *Urbis Bremae et Praefecturae*. Kassel 1603, S. 33–34 »...anno M.C.LX erectum ...« Exemplar Staats- und Universitätsbibliothek Bremen.
 - 24 Vgl. Konrad Elmshäuser. Gerhard II. In: Dannenberg/Schulze (wie Anm. 1) S. 162–165. – Hägermann/Weidinger/Elmshäuser (wie Anm. 1) S. 171–176. – Christoph Wieselhuber: Mehr mit dem weltlichen als dem geistlichen Schwert. Bremens letzter Kirchenfürst Gerhard II. In: Klaus Behrens-Talla (Hg.): *Hospitium Ecclesiae. Forschungen zur Bremischen Kirchengeschichte* 26, 2016, S. 7–68. – Ralf Dorn: *Bauen im Zeichen der Rose. Überlegungen zu einer dynastischen Baukunst unter den Edelherrn zur Lippe*. In: Jutta Prieur (Hg.): *Lippe und Livland. Mittelalterliche Herrschaftsbildung im Zeichen der Rose*. Tagungsband. (Sonderveröffentlichung des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe, Bd. 82) Bielefeld 2008, S. 125–146. – Holger Kempkens: *Der Paderborner Dom im Kontext der Sakralbauten von Mitgliedern der Edelferrenfamilie zu Lippe*. In: Christoph Stiegemann (Hg.): *Gotik. Der Paderborner Dom und die Baukultur des 13. Jahrhunderts in Europa*. Ausstellungskatalog. Paderborn 2018, S. 216–231. – In beiden großen Sammelbänden, ›Lippe und Livland 2008‹ und ›Gotik 2018‹ wird in mehreren Beiträgen die besondere Schöpferkraft der Kulturlandschaft Westfalen herausgestellt und dabei werden weitestgehend tradierte Datierungen und Ableitungen wiederholt. Kritische Überlegungen, ob nicht das Erzbistum Bremen eine gewisse Rolle gespielt haben könnte, tauchen dort nicht auf.
 - 25 Friedrich Kobler: *Fensterrose*. In: *Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte*, Bd. 8. München 1982, Sp. 65–203. – Eine eigene Analyse der frühgotischen Domfassade muss einer späteren Untersuchung vorbehalten bleiben. Außer der Fensterrose und der Baukultur sind die vierachsige Erdgeschosszone, die Blendbögen mit Dreipässen und Spitzbögen, die Tympana sowie besonders die Galerie auffällig. Die Zweiturmfassade, wie sie das Bremer Stadtsiegel (Staatsarchiv Bremen) von 1220/1225 zeigt, muss zu diesem Zeitpunkt bereits vollendet oder zumindest nach feststehendem Plan im Bau gewesen sein. Fassade und Fensterrose sind durch den Einsturz des Südturms 1638 beschädigt und danach vereinfacht wiederhergestellt worden, hatten im reduzierten Zustand noch Bestand bis zum vollständigen Neubau der Fassade ab 1888. Vgl. Georg Skalecki: »Es gilt, ... aus dem Geiste des Alten heraus ganz neue Theile zu schaffen...« Die ›Restaurierung‹ des Bremer Doms von 1888–1901. In: *Denkmalpflege in Bremen*, 3. Bremen 2006, S. 20–28. – Ders.: *Die Restaurierung des Bremer Doms von 1888. Die Wettbewerbsentwürfe als Spiegel des ›kreativen‹ Umgangs mit mittelalterlicher Architektur im 19. Jahrhundert*. In: Lorenz Dittmann/Christoph Wagner/

- Dethard von Winterfeld (Hg.): Sprachen der Kunst. Festschr. f. Klaus Gühlein. Worms 2007, S. 227–234.
- 26 Robert Suckale: Zur Bedeutung Englands für die welfische Skulptur um 1200. In: Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125 bis 1235. Ausstellungskatalog Braunschweig, Herzog Anton Ulrich-Museum. München 1995, Bd. 2, S. 440–451. – Als ein weiteres herausragendes Ausstattungsstück und eines der wenigen, das den späteren Bereinigungen des Doms entgangen ist, sei auf die imposante Bronzetaufe, heute in der Westkrypta, verwiesen, die von vier Löwenreitern getragen wird. Es wird dafür gerne en passant auf braunschweigischen Einfluss hingewiesen, jedoch scheint es sich eher um eine einzigartige Arbeit einer Bremer Werkstatt zu handeln, die mit französisch geschultem Kunstverständnis dieses Taufbecken um 1230 geschaffen hat. Zudem handelt es sich um eines der ersten Becken dieser Art. Vgl. Silvia Schlegel: Das Bronzetaufbecken im Bremer St. Petri Dom. In: Bremisches Jb., 74/75, 1996, S. 29–66.
- 27 Karl Heinz Brandt: Die Gräber des Mittelalters und der frühen Neuzeit. (Ausgrabungen im St. Petri-Dom zu Bremen, Bd. 2) Stuttgart 1988. – Géza Jászai: Zu den metallenen und hölzernen Grabbeigaben. In: Der Bremer Dom. Baugeschichte, Ausgrabungen, Kunstschätze. Ausstellungskatalog Focke-Museum Bremen. Bremen 1979, S. 93–95. – Bernd Paffgen: Die Speyerer Bischofsgräber und ihre vergleichende Einordnung. Eine archäologische Studie zu Bischofsgräbern in Deutschland von den frühchristlichen Anfängen bis zum Ende des Ancien Régime. (Studia archaeologiae medii aevi, Bd. 1) Friedberg 2010, S. 582–584. – Uta Halle: Eine mittelalterliche Bischofskrümme aus Limoges in Bremen. In: Festschr. f. Daniel Bérenger. Bonn 2014, S. 297–306. – Bernd Paffgen: Mittelalterliche Bischofsgräber und die Domgrabung in Bremen. In: Skalecki (wie Anm. 1) S. 113–140. – Die Krümmen werden heute im Focke-Museum, Bremer Landesmuseum, gezeigt. Der Verfasser neigt dazu, die Entstehungszeit beider Krümmen in die Regierungszeit Gerhards II. zu datieren, also ca. 1220/1250, wobei die sog. »Krümme aus Limoges« allerdings dann wohl erst seinem Nachfolger ins Grab gegeben wurde.
- 28 Der Große Lombardus-Psalter (Staats- und Universitätsbibliothek Bremen, msa 0244), vgl. Irene Stahl: Katalog der mittelalterlichen Handschriften der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen. Wiesbaden 2004, S. 97–99. – Zum Kunstverständnis von Adalbert zu Bremen vgl.: Skalecki (wie Anm. 5) S. 100–112. – Der unschätzbare Reichtum der Bibliothek als Spiegel der ehemals vorhandenen Vielfalt an Kunstschätzen lässt sich auch daraus ablesen, dass in der Bibliothek u. a. der Dagulf-Psalter aufbewahrt wurde, den Karl der Große Papst Hadrian vermachte, der allerdings zunächst in kaiserlichem Besitz verblieb. Im 11. Jahrhundert wurde vom späteren Kaiser der Psalter Erzbischof Adalbert und der Bremer Dombibliothek übergeben. Nach der Reformation und besonders im Dreißigjährigen Krieg sind die Bibliothek wie die anderen Schätze in alle Welt verstreut worden, das meiste ist einfach untergegangen. Der Dagulf-Psalter kam schließlich in die Österreichische Nationalbibliothek, der Elfenbeinband in den Louvre. Die Schwedische Königin Christina, die für Kunstraub bekannt ist, hat 1648 eine ganze Schiffsladung aus der Bremer Dombibliothek nach Schweden bringen wollen, die jedoch bei der Überfahrt untergegangen ist. Vgl. Heinrich Wilhelm Rotermund: Geschichte der Domkirche St. Petri zu Bremen und des damit verbundenen Waisenhauses und der ehemaligen Domschule, von ihrem Ursprunge und mancherlei Schicksalen bis zum Jahr 1828. Bremen 1829, S. 286–289.
- 29 Hartmut Krohm: Zwei Jungfrauen von der Westfassade des Bremer Doms: In: Der Naumburger Meister. Bildhauer und Architekt im Europa der Kathedralen. Ausstellungskatalog 2 Bde. Naumburg 2011, Bd. 1, S. 222–226. Krohm vergleicht die Bremer Figuren mit englischen und französischen Werken und ist sich sicher, dass sie mit großer künstlerischer Begabung um 1225/1230 vor Ort in Bremen von englischen oder englisch geschulten Künstlern gefertigt wurden.
- 30 Dietrich R. Ehmck: Bremisches Urkundenbuch. Bremen 1863, Bd. 1, S. 38.
- 31 Ehmck (wie Anm. 30) S. 143.
- 32 Damit sind die Hauptheiligen des Reichs hier versammelt: Petrus, Maria, Martin und Stephanus sowie die Lokalheiligen Willehad und Ansgar. Dies könnte durchaus als ein Zeichen einer gewissen Reichsnähe verstanden werden.
- 33 Z. B.: Fliedner/Kloos (wie Anm. 2) S. 62. – Hans Thümmler: Weserbaukunst im Mittelalter. Hameln 1970, S. 256–257. – Böltz (wie Anm. 4) S. 234–237.
- 34 Auf Veranlassung des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen durch den Verfasser wurden von Frau Dr.-Ing. Maren Lüpnitz/Köln und Herrn Erhard Preßler/Gersten Dendro-Proben im Dachstuhl entnommen, die im Labor von Erhard Preßler bestimmt wurden. Ich danke Frau Lüpnitz und Herrn Preßler sowie Herrn Thilo Wichmann von der Bremischen Evangelischen Kirche für die Unterstützung sowie die interessanten Gespräche und den Gedankenaustausch im Dachstuhl. Es ergaben sich für das Dachwerk folgende zusammengefassten Ergebnisse aus den besten Ergebnissen: – Dachwerk Ost (über Langhaus) Probe 06, Eiche, 115 Jahrringe, 14 Ringe Splintholz ohne Waldkante, Fälldatum 1343 ± 5. – Dachwerk West (über Langhaus) Probe 06, Eiche, 71 Jahrringe, 7 Ringe Splintholz ohne Waldkante, Fälldatum 1341 ± 6. – Dachwerk Chor Probe 02, Eiche, 76 Jahrringe, 13 Ringe Splintholz mit Waldkante, Fälldatum 1461.

- 35 Hans-Joachim Kunst: Zur Ideologie der deutschen Hallenkirche als Einheitsraum. In: *Architectura* 1, 1971, S. 38–53. Kunst deutete Liebfrauen bereits als zentralisierenden reinen Hallenraum, der aber profanen Versammlungsraumcharakter besäße, ähnlich einem Markte, und spielt dabei auf die Stellung der Kirche als Marktkirche an. Dem folgt dann Bölts (wie Anm. 4) S. 226–227.
- 36 Norbert Nußbaum/Sabine Lepsky: Das gotische Gewölbe. Eine Geschichte seiner Form und Konstruktion. Darmstadt 1999. Hier wird betont, dass die deutschen Hallenkirchen fast immer schifftrennende Scheidbögenbetonung zeigen, damit in der Regel längs gerichtet sind. Genau das trifft auf die Bremer Kirche nicht zu, hier wird eindeutig gegen den Eindruck einer Längsausrichtung gearbeitet.
- 37 Das Nordwestjoch bildet eine Ausnahme, die auf eine spätere Störung zurückzuführen ist. Bei einer Begutachtung der Gewölbekonstruktion von oben konnte festgestellt werden, dass diese Gewölbekappe abweichend von den übrigen in einem Läuferverband und mit andersartigem Mörtel gearbeitet ist. Auch der Dachstuhl über diesem Joch zeigt hier Auffälligkeiten. Es muss sich also um eine vereinfachte spätere Neukonstruktion, wahrscheinlich nach einem Schaden, handeln, und es ist davon auszugehen, dass auch hier ursprünglich ein ins System passendes achteiliges Gewölbejoch mit Schlussring existierte.
- 38 Michael Huyer: Mittelalterliche Kirchen und ihre Dachbildungen. Eine Annäherung nicht nur aus westfälischer Sicht. In: Jost Schäfer (Bearb.): Als Zimmerleute Großes schufen. Monumentale Dachwerke über mittelalterlichen Hallenkirchen (Arbeitsheft der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen, Bd. 12) Steinfurt 2012, S. 7–56. Bei Huyer S. 22–23 wird diese Art Dach als Typ IIIa (Quergerichtete Satteldächer) behandelt und Bremen wird als Hallenbau nach 1230 unter westfälischem Einfluss erwähnt.
- 39 Zur Entstehung der gotischen Hallenkirche in Deutschland und der westfälischen Rolle gibt es zahlreiche Literatur, die nur ausgewählt genannt werden soll: Elisabeth Fink: Die gotischen Hallenkirchen in Westfalen. Emsdetten 1934. – Franz Mühlen: Die westfälischen Hallenkirchen in der romanisch-frühgotischen Übergangszeit und in ihrer Auswirkung auf den ostdeutschen Raum. Münster 1943. – Ders.: Die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung der frühen münsterländischen Hallenkirchen. Paderborn 1950. – Kurt Wilhelm-Kästner: Der westfälische Lebensraum in der Baukunst des Mittelalters. Münster 1947. – Kurt Röckener: Die münsterländischen Hallenkirchen gebundener Ordnung. Untersuchungen zu einer Baugruppe des 13. Jahrhunderts. Münster 1980. Nach Röckener ist eine Zentralbautendenz hier nicht zu finden (S. 29), nicht zuletzt deshalb erwähnt er Bremen auch nicht, auch nicht bei der Analyse von verwandten Bauten (S. 210–242). – Im Katalog der Ausstellung »Gotik. Der Paderborner Dom und die Baukultur des 13. Jahrhunderts in Europa« finden sich mehrere allgemeine Essays zum Thema: Vgl. Stiegemann (wie Anm. 24).
- 40 Holger Kempkens: Bernhard II. zur Lippe und die Architektur der Abteikirche Marienfeld. In: Prieur (wie Anm. 24) S. 104–124.
- 41 Vgl. bes. Uwe Lobbedey: Der Paderborner Dom. Vorgeschichte, Bau und Fortleben einer westfälischen Bischofskirche. München 1990, bes. S. 35–71. Mit veränderten Abbildungen wiederabgedruckt: Uwe Lobbedey: Der Paderborner Dom. Die Geschichte seiner Erbauung im 13. Jahrhundert. In: Stiegemann (wie Anm. 24) S. 90–121. – Dorn (wie Anm. 24).
- 42 Hubert Schrader: Zur frühen Kunstgeschichte in den baltischen Landen. In: Albert Brackmann/Carl Engel (Hg.): Ostbaltische Frühzeit. Leipzig 1939, S. 415–432. – Wilhelm Tack: Die Dombauten des 13. Jahrhunderts in Paderborn und Riga. In: Westfälische Zeitschrift 112, 1962, S. 233–244. – Hans Thümmeler: Die Bedeutung der Edelherrn zur Lippe für die Ausbreitung der westfälischen Baukunst im 13. Jahrhundert. In: Westfalen, Hanse, Ostseeraum. (Veröffentlichungen des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volksforschung, Bd. I.7) Münster 1955, S. 161–169. – Dorn (wie Anm. 24). – Agnese Bergholde-Wolf: Die westfälischen Einflüsse auf den gotischen Dombau zu Riga. In: Stiegemann (wie Anm. 24) S. 232–241.
- 43 Kempkens (wie Anm. 40) S. 120–123.
- 44 Bergholde-Wolf (wie Anm. 42) zweifelt zwar die direkte Beeinflussung aus Westfalen jetzt etwas an, fragt aber ebenso wenig wie alle früheren Bearbeiter nach der Rolle, die das Erzbistum Bremen gespielt haben könnte. – Vgl. auch: Manfred Wolf: Edelherr Bernhard II. zur Lippe. In: *Latvijas Vēstures Institūta Žurnāls* 2015, S. 5–16. – Wolfgang Bender: Bernhard II. zur Lippe und die Mission in Livland. In: Prieur (wie Anm. 24) S. 148–168. Bender erwähnt zwar immerhin, dass Bischof Albert von Riga der »erstziftischen-bremischen Ministerialität« entstammt und zuvor Domherr in Bremen war. Er beschreibt auch, dass Riga der Bremer Metropolitangewalt unterstand, geht aber nicht auf die Bautätigkeiten ein.
- 45 Wolfgang Götz: Zentralbau und Zentralbautendenz in der gotischen Architektur. Berlin 1968. – Matthias Untermann: Der Zentralbau im Mittelalter. Darmstadt 1989. – Zuvor: Heinz Bieh: Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Zentralbaus bis zum Jahr 1500. Worms 1933.
- 46 Zu Trier bes. Franz J. Ronig (Red.): Der Trierer Dom. (Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, Jb. 1978/79) Neuss 1980.
- 47 Richard Krautheimer: Einführung zu einer Ikonographie der mittelalterlichen Architektur. In: Richard Krautheimer: Ausgewählte Aufsätze zur europäischen Kunstgeschichte. Köln 1988, S. 142–197 (Englisches

- Original 1942 erschienen). – Vgl. auch Günter Bandmann: *Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger*. Berlin 1951. – Des Weiteren: Richard Krautheimer: *The beginning of Early Christian architecture*. New York 1939. – Ders.: *Early Christian and Byzantine architecture*. Harmondsworth 1965. Zu Aachen vgl.: Andrea Pufke (Hg.): *Die karolingische Pfalzkapelle in Aachen*. Material, Bautechnik, Restaurierung. (Arbeitsheft der Rheinischen Denkmalpflege, 78) Worms 2012.
- 48 Christian Sapin: *La Bourgogne préromane. Construction, décor et fonction des édifices religieux*. Paris 1986, S. 75–79.
- 49 U.a. Robert Laffont: *Dictionnaire des églises de France*. Bd. 5 B. Paris 1971, S. 118–120. – Duval (wie Anm. 6) Bd. 3, S. 260–263. – Georg Skalecki: *Der sog. Alte Turm in Mettlach, eine ottonische Marienkirche*. *Kunstgeschichte und Denkmalpflege*. In: *Die Denkmalpflege* 56, 1998, S. 28–42. – Ronig (wie Anm. 46).
- 50 Zu Aachen und seinen Auswirkungen: Albert Verbeek: *Zentralbauten in der Nachfolge der Aachener Pfalzkapelle*. In: Kurt Böhner/Victor H. Elbern/Eduard Hegel (Hg.): *Das erste Jahrtausend. Kultur und Kunst im werdenden Abendland an Rhein und Ruhr*. 3 Bde. Düsseldorf 1962–1964, Bd. 2 S. 898–947. – Albert Verbeek: *Die architektonische Nachfolge der Pfalzkapelle zu Aachen*. In: Helmut Beumann/Wolfgang Braunfels (Hg.): *Karl der Große. Lebenswerk und Nachleben*. 5 Bde. Düsseldorf 1967, Bd. 4, S. 113–156. – Zuletzt: Ulrike Heckner: *Der Tempel Salomos in Aachen. Datierung und geometrischer Entwurf der karolingischen Pfalzkapelle*. In: Pufke (wie Anm. 47) S. 25–62 (mit weiterer Literatur).
- 51 Christine Jacobi-Mirwald: *»Edificium s. marie... omni labore et sumptu quo potui edificavi...«* Der Heilige Karl der Große und seine Aachener Marienkirche. In: Gottfried Kerscher (Hg.): *Hagiographie und Kunst. Der Heiligenkult in Schrift, Bild und Architektur*. Berlin 1993, S. 179–194. – Uta Scholten: *»Zu Ach hab ich gesehen die proportionirten Seulen, die Carolus von Rom dahin hat bringen lassen...«* Die Aachener Marienkirche im Spiegel der Heiligtumsfahrten. In: Kerscher, S. 200–212. – Die vermeintliche Vorbildhaftigkeit von Aachen für Marienzentralbauten ist bereits in einer Quelle des 11. Jahrhunderts für die Marienkirche, dem sogenannten »Alten Turm« in Mettlach belegt. Vgl. Verbeek (wie Anm. 50) S. 904–906. – Skalecki (wie Anm. 49) S. 26–35.
- 52 Ernst Günther Grimme: *Das Rathaus zu Aachen*. Aachen 1996. – Stephan Albrecht: *Mittelalterliche Rathäuser in Deutschland*. *Architektur und Funktion*. Darmstadt 2004, S. 146–150. – Judith Ley: *Das Rathaus der Freien Reichsstadt Aachen*. *Der Umbau der karolingischen Aula Regia zum gotischen Krönungspalast*. In: Ulrich Klein (Hg.): *Rathäuser und andere kommunale Bauten*. (Jahrb. f. Hausforschung, Bd. 60) Marburg 2010, S. 159–174.
- 53 Diese Beobachtung des Verfassers auch bei: Wolfgang Schenkluhn/Peter van Stipelen: *Architektur als Zitat*. *Die Trierer Liebfrauenkirche in Marburg*. In: Hans-Joachim Kunst (Hg.): *Die Elisabethkirche*. *Architektur in der Geschichte*. Ein Handbuch zur Ausstellung des Kunsthistorischen Instituts der Philipps-Universität Marburg (700 Jahre Elisabethkirche in Marburg) Marburg 1983, S. 19–53, bes. S. 29. – Die Ableitung bestätigt von Hauke Horn: *Liebfrauen im Kontext der Domus Helenae*. *Tradition und Kontinuität beim gotischen Neubau der Trierer Marienkirche*. In: Andreas Tacke/Stefan Heinz (Hg.): *Liebfrauen in Trier*. *Architektur und Ausstattung von der Gotik bis zur Gegenwart*. Petersberg 2016, S. 29–39. – Robert Bork: *Geometrie, Proportion und Vermessung in der Liebfrauenkirche*. In: Tacke/Heinz (wie Anm. 53) S. 187–197.
- 54 Götz (wie Anm. 45) S. 45–70. – Nicola Borger-Keweloh: *Die Liebfrauenkirche in Trier*. *Studien zur Baugeschichte*. (Trierer Zeitschr. f. Geschichte und Kunst d. Trierer Landes u. seiner Nachbargebiete, Bd. 8) Trier 1980, bes. S. 110–145. – Schenkluhn/van Stipelen (wie Anm. 53) bes. S. 34–38.
- 55 Zu den genauen Dendro-Daten vgl. Anm. 34.
- 56 Akten im Landesamt für Denkmalpflege Bremen einschließlich Kopien der Presseartikel der Zeit.
- 57 Ottmar Hinz (Hg.): *Licht, das singt*. *Das Bremer Fensterwerk von Alfred Manessier in der Kirche Unser Lieben Frauen*. Neubearbeitung Bremen 2020.

Achim Todenhöfer

Die ehemalige Franziskanerklosterkirche St. Johann im Schnoor

»Francesco, geh und baue mein Haus wieder auf, das, wie du siehst, ganz und gar in Verfall gerät.«¹ So vernahm Franziskus die Stimme Christi im Jahre 1206 bei einem Gebet in der verfallenen Abtei San Damiano in Assisi. Daraufhin erbettelte der als Sohn wohlhabender Bürger als Giovanni di Pietro di Bernardone Geborene, damals jedoch als mittelloser Laienprediger mit Gleichgesinnten herumziehend, Baumaterial und begann mit seinen Mitstreitern, die Kirche wiederaufzubauen. In der Folge wiederholte er dies an verschiedenen kleinen Gotteshäusern. So auch an der nahegelegenen Kapelle Santa Maria degli Angeli, auch bekannt als Portiuncula, in der er 1226 im Beisein seiner Mitbrüder starb. In Santa Maria degli Angeli gründete sich die franziskanische Gemeinschaft und traf sich hier jährlich zum großen Kapitel.

Dies ist eine bemerkenswerte Episode des Begründers des Ordens der Minderbrüder, auch Franziskaner genannt, und Mitbegründers des Klarissenordens. Im Prinzip betrieben Franziskus und seine Bewegung damit eine frühe Art von Denkmalpflege im praktischen, aber auch im theoretischen Sinne. Er baute nicht neu, er erhielt die Substanz alter Gebäude, führte sie einer neuen, aber angemessenen Nutzung zu, aber erneuerte auch die Vermittlung von immateriellen Werten. Franziskus wird insbesondere wegen seiner Rückbesinnung auf die apostolischen Ideale von Christen weltweit als großer Erneuerer der römisch-katholischen Kirche verehrt. Diesem Beispiel folgend hat sich bekanntlich auch der aktuelle Papst seinen Namen gegeben.

Franziskus war es auch, der die Besitzlosigkeit seiner Mitstreiter predigte und damit zumindest im Abendland sehr erfolgreich missionierte: »Hüten sollen sich die Brüder, dass sie

Kirchen, ärmliche Wohnungen und alles, was für sie gebaut wird, keinesfalls annehmen, wenn sie nicht sind, wie es der heiligen Armut entspricht, die wir in der Regel versprochen haben; sie sollen dort immer herbergen wie Pilger und Fremdlinge.«² Um aber nach seinem Tod die Dynamik des Niederlassungsprozesses nicht zu gefährden und den Einfluss der religiösen Gemeinschaft dauerhaft nutzbar zu machen, musste die Kurie erheblich in die Organisation der Franziskaner eingreifen. Vor allem die Besitzlosigkeit war ein Streitthema. Sie blieb zumindest formal erhalten, indem der sogenannte Nießbrauch eingeführt wurde, der es den Brüdern erlaubte, »fremdes« Eigentum zu nutzen. Für die Verwaltung »fremden« Eigentums wurden ortsansässige Prokuratoren eingesetzt, die nicht dem Konvent angehörten, diesem aber eng verbunden waren. Dieses Prinzip galt insbesondere für Klöster, welche nun für die Franziskanerkonvente errichtet wurden und von diesen genutzt werden durften.

Die Franziskaner (Ordo fratrum minorum, auch Minderbrüder, Minoriten, Barfüßer oder Graue Mönche genannt) nebst Frauenorden und den franziskanischen Nachfolgeorden (wie Observanten, Kapuziner) gehören aufgrund der formalen Besitzlosigkeit als größter Orden zur Gruppe der sogenannten Bettelorden (Mendikanten), zu denen auch die Dominikaner (Ordo fratrum Praedicatorum, auch Prediger genannt), die Augustiner-Eremiten (Ordo Eremitarum Sancti Augustini), die Karmeliten (Ordo Fratrum Beatissimae Mariae Virginis de Monte Carmelo) oder die Serviten (Ordo Servorum Mariae, auch Marienknechte genannt) zählen.

Die Bettelorden gründeten ihre Niederlassungen zumeist innerhalb von Städten. Dies



St. Johann, Ansicht von Osten (Lange Wieren)

unterscheidet sie von den älteren landsässigen Orden oder Chorherrengemeinschaften. Ein alter kirchlicher Lehrspruch fasst diese Unterscheidung griffig zusammen: »Bernardus valles, montes Benedictus amabat; oppida Franciscus; celebres Dominicus urbes« (übersetzt: Bernhard liebte die Täler, Benedikt die Berge, Franziskus die Kleinstädte, Dominikus die Großstädte).³ Damit waren die heiligen Gründungsväter der wichtigsten abendländischen Mönchsorden des Mittelalters gemeint: Bernhard von Clairvaux für den Zisterzienserorden, Benedikt von Nursia für die Benediktiner, Franziskus von Assisi für den Franziskanerorden und Dominikus von Caleruega für die Dominikaner.

Ankunft der Minderbrüder und der Klosterbau in Bremen

Die Franziskaner kamen wohl schon zu Lebzeiten des hl. Franziskus nach Bremen. Nach Ingo Ulpts geschah dies um 1225, zumindest vor 1227.⁴ Ein erster gesicherter chronikalischer Nachweis der Minderbrüder findet sich allerdings erst für 1237, als in Stade zwei Brüder aus Bremen einer Verhandlung zum dortigen Benediktinerkloster St. Marien beiwohnen.⁵ Diese Brüder erscheinen laut einer Urkunde 1241 ebenfalls als Zeugen eines Rechtsaktes des Bremer Erzbischofs Gerhard II, den sie wohl begleitet hatten.⁶ Damit sind die Nachrichten zur frühen Geschichte der Niederlassung zunächst erschöpft.

Statistische Erhebungen für den deutschen Sprachraum haben ergeben, dass bis um das Jahr 1230 die meisten Niederlassungen der Franziskaner provisorisch waren. Zwischen der Ankunft und der eigentlichen Klostergründung (Erbauung) lagen im Schnitt über 16 Jahre.⁷ Auch im deutschen Sprachraum übernahmen die Franziskaner häufig zunächst bestehende Kapellen wie in Magdeburg oder Häuser wie in Mühlhausen und lebten darin gemäß ihrer Regel.⁸ Es kann als sicher gelten, dass den Franziskanern in Bremen erst nach einer gewissen Übergangszeit, vermutlich um 1240, ein Kloster

inklusive Kirche erbaut wurde. Einer der Franziskaner aus der bremischen Urkunde von 1241 wurde »Heinricus gardianus« genannt⁹. Der Guardian (übersetzt: Wächter) ist bei den Franziskanern ein Klostervorsteher. Dies entspricht etwa dem Prior bei anderen Orden. Es verwundert daher nicht, dass die erste urkundliche Nennung von Franziskanern in Bremen mit der mutmaßlichen Klostererbauung zusammenfällt.

Der wichtigste Chronist der frühen Mission der Franziskaner im deutschen Sprachraum, Giordano de Giano (geb. um 1195 in der Nähe Assisis, gest. nach 1262 in Magdeburg), Kustos von Thüringen, gab mit seinem wohl in den 1240er Jahren (im Zuge der Gründung des Erfurter Konventes) erfolgten Ausspruch »Ich weiß gar nicht, was ein Kloster ist [...]« die Haltung der ersten Franziskanergeneration zu festen Niederlassungen deutlich wieder.¹⁰ Die Franziskaner waren mobil und europaweit vernetzt, wodurch sie in den Bischofsstädten schnell zum begehrten Personal des Episkopats avancierten. Diese Mobilität der Mönche zeigt auch, dass der erste Guardian des Bremer Klosters aus Halberstadt im Harzvorland stammte.¹¹ Möglicherweise trat Heinrich der Gemeinschaft in seiner Heimat bei, denn die Franziskaner erreichten Halberstadt bereits 1223.¹² Im Halberstädter Konvent diktierte im Jahre 1262 eben jener Giordano de Giano einem Mitbruder seine Lebenserinnerungen. Die weitere frühe schriftliche Überlieferung des bremischen Franziskanerklosters erfolgte erst wieder 1288 mit der Nennung des Konventes.¹³

Die Gestalt der ersten zum Kloster gehörigen Kirche ist nicht überliefert. Der bekannte bremische Denkmalpfleger Rudolf Stein vermutete, allerdings ohne weitere Erläuterungen, eine Basilika als Gründungsbau.¹⁴ Nach den großen Veränderungen des ursprünglichen Bodenbereiches durch den Einbau eines Kellers in die heutigen Kirche vor 1823 muss diese Frage wohl auf unabsehbare Zeit unbeantwortet bleiben, denn archäologische Ausgrabungen dürften größere Eingriffe in den genutzten Kellerbereich nach sich ziehen. Auch erscheint die Vermutung von Stein unwahrscheinlich,

weil aufgrund der bis zur Industrialisierung üblichen Wiederverwendung von Material und Bauteilen die Reste eines größeren Bauwerks wie einer Basilika sicher im Hallenneubau der heutigen Kirche weiterverwendet worden wären, wie es unter vielen anderen Kirchen, beispielsweise auch für den basilikalen Vorgängerbau der Liebfrauenkirche in Bremen, nachgewiesen wurde (vgl. Aufsatz von Georg Skalecki in diesem Heft). Es lässt sich lediglich festhalten, dass, statistisch gesehen, für eine frühe Gründung in Bremen eher eine schlichte Saalkirche in Betracht zu ziehen ist.¹⁵ Interessante Beispiele von in der Regel zunächst ohne Turm und Gewölbe errichteten Saalkirchen haben sich bisweilen in kleineren Mittelstädten wie in Barby, Prenzlau, Zeitz, Mühlhausen oder Zerbst erhalten.¹⁶

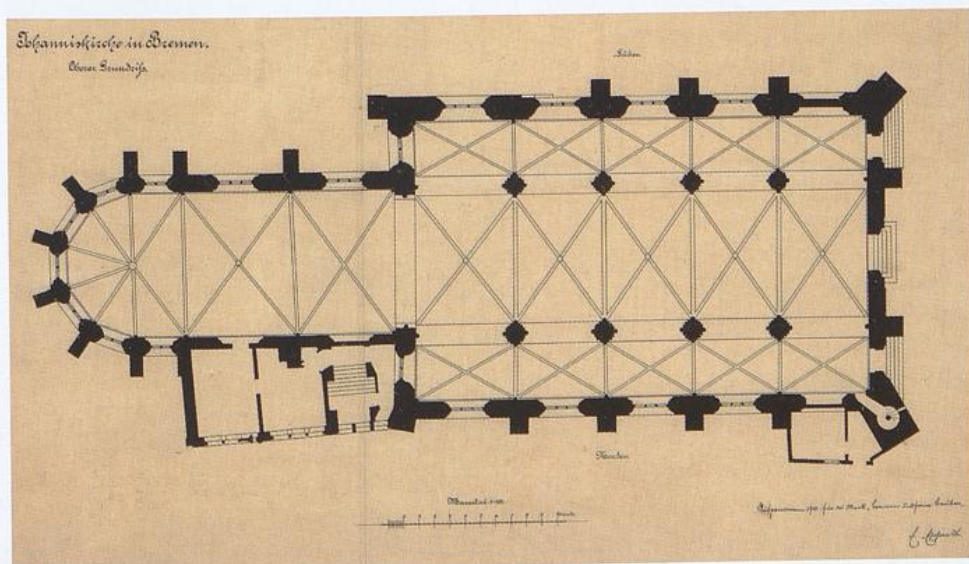
Die Kirche war wahrscheinlich Johannes dem Täufer geweiht.¹⁷ Ein im Staatsarchiv aufbewahrtes spätmittelalterliches Siegel des Klosters zeigt die Enthauptung des Täufers und dessen Anbetung durch einen Mönch. Ebenfalls war die bremische Kustodie (Verwaltung franziskanischer Konvente) Johannes dem Täufer geweiht. Das Johannespatrozinium ist bei Fran-

ziskanerkirchen eines der am weitesten verbreiteten. In der Regel wurde es aber dem Apostel zugeschrieben.¹⁸ Häufig ist dies jedoch nicht geklärt.

Historischer Abriss

Vom ehemaligen Franziskanerkloster ist heute nur die ehemalige Klosterkirche erhalten. Das Kloster, welches 1528 aufgelöst wurde und seit 1611 als Hospital diente, wurde 1839 abgebrochen.¹⁹

Die Kirche diente nach der Reformation zwischen 1537 und 1546 als lutherische Kirche.²⁰ Ab 1581 waren in ihr calvinistisch reformierte Prediger tätig. Zuletzt wurde sie zwischen 1623 und 1748 von der französisch-reformierten Gemeinde genutzt. Im Jahr 1801 wurden die Gottesdienste ganz eingestellt und eine profane Nutzung des Kirchengebäudes als Packhaus geplant, was durch die französische Besetzung Bremens aber nicht umgesetzt werden konnte. Stattdessen diente das Bauwerk den Franzosen zwischen 1810 und 1813 als Magazin. Nach ihrem Abzug schenkte der bremische Rat die



St. Johann, Grundriss von Ernst Ehrhardt, 1900

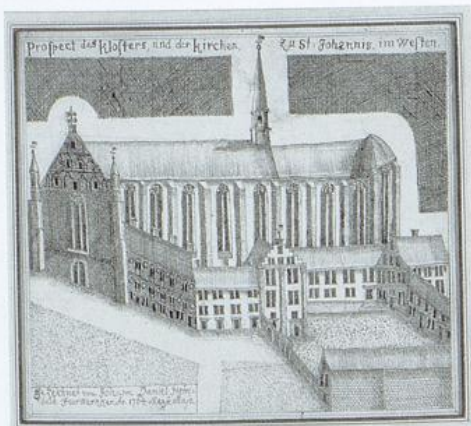


Stadtplan von Braun und Hogenberg, vor 1598, Ausschnitt

Kirche im Jahr 1816 der katholischen Gemeinde, von der sie umgebaut und 1823 wieder als katholisches Gotteshaus geweiht wurde. 1872 und 1888 erfolgten erhebliche und regotisierende Umbauten. Als am 25. Juni 1942 die Kirche von Brandbomben getroffen wurde, brannte das Dachwerk komplett aus. Die Gewölbe und Giebel konnten gesichert werden, sodass die Kirche weiter genutzt wurde. Ab 1948 erfolgte der schrittweise Wiederaufbau der Kirche, die seit 1953 als katholische Propsteikirche dient. Die heutige Bebauung, welche an die Kirche im Süden direkt anschließt, entstand 1963 und dient der katholischen Propsteigemeinde und dem Konvent der Franziskanerinnen als Domizil beziehungsweise Wirkungsstätte.

Lage

Die Kirche und die Propstei liegen in einem Baufeld zwischen den Straßen Lange Wieren, Klosterkirchenstraße, Hohe Straße und Franziskanerstraße. Nach 1834 und nach dem Zweiten Weltkrieg war das betreffende Gebiet von umfassenden städtebaulichen Veränderungen betroffen, sodass die städtebauliche Lage in der



St. Johann, Ansicht von Kirche und Kloster, Federzeichnung von Johann Daniel Heinbach, 1764



Stadtplan von Matthäus Merian von 1641, Ausschnitt

Altstadt heute in einer Senke hinter der südöstlichen Randbebauung der Balgebrückstraße etwas versteckt ist und die Kirche aus dem öffentlichen Raum kaum wahrgenommen werden kann. Zwar geben die entsprechenden Straßennamen Franziskanerstraße, Klosterkirchenstraße oder die Sackgasse Klosterortstraße noch einen Hinweis auf das ehemalige Franziskanerkloster, aber im Zuge der Neugestaltungen des Areals nach dem Zweiten Weltkrieg verschwanden wichtige städtebauliche Bezüge des ehemaligen Klosters. Zuletzt wurde durch die Neubepflanzung des Bereichs Tiefer, Balgebrückstraße, Stavendamm und Hohe Straße im Jahr 1963 die ehemalige Klosterstraße aufgegeben, welche von der Tiefer auf die Kreuzung Balgebrückstraße/Klosterkirchenstraße beziehungsweise in deren Verlängerung die Hohe Straße führte. Damit entstand aus den ursprünglich komplexen Baufeldern zwischen diesen Straßen eine geradlinige Bebauung.



St. Johann von der Domsheide, Aquarell von G. E. Papendiek, 1817

Was sich allerdings noch deutlich im Stadtgrundriss abzeichnet, ist die typische Randlage des Klosters im mittelalterlichen Altstadtbereich mit Zugang zum Wasser der Großen Balge und der Klosterbalge. Häufig geschah dies auch in Verbindung mit Stadtmauergrundstücken. In diesem Fall lag das Kloster jedoch nicht an der Stadtmauer, wie den alten Stadtplänen zu entnehmen ist.

Die in der Literatur vielbeschriebene Randlage von Bettelordensklöstern konnte sich aus mehreren, teils auch nur lokalen Gegebenheiten ergeben.²¹ Übergreifend lässt sich jedoch die bevorzugte Lage an nahegelegenen Wasserressourcen begründen. Ein bekanntes Beispiel ist die Ansiedlung der Minderbrüder in Erfurt, wo der bereits genannte Giordano de Giano die Erfurter Bürger, welche den Brüdern ein Kloster bauen wollten, anwies, dass »das Haus nur nahe am Wasser [der Gera zu bauen sei; Anm. des Verf.], damit wir zum Fußwaschen hineinsteigen können«.²² Für die Franziskaner,

welche im deutschen Sprachraum vielerorts auch Barfüßer (niederdt. Barvoten) genannt werden, war dies offensichtlich ein wichtiges Ritual. Einerseits ist die Lage eines Klosters an Wasserressourcen, wie nachweislich bei den Zisterziensern spätestens seit dem 12. Jahrhundert, ein wichtiges funktionales Niederlassungskriterium.

Andererseits ist in vielen größeren Städten des Mittelalters, welche mehr als ein Bettelordenskloster (z. B. der oben genannten Dominikaner und Augustiner-Eremiten) besaßen, nachweisbar, dass sich diese Klöster diametral oder in gewissen Abstand, zumeist aber an den Stadträndern gegenüberlagen. Ein wichtiger Grund für dieses Merkmal ist die gleichmäßige Verteilung der Klostergründungen innerhalb der bestehenden Pfarrsprengel. Die Bettelordensklöster wurden im Mittelalter von den alteingesessenen Pfarrkirchen mehr oder weniger zu Recht als ungeliebte Konkurrenz um die Gläubigen und Einnahmen gesehen, schließlich

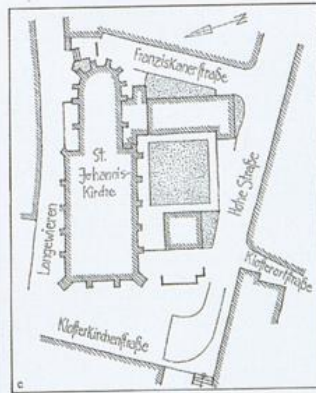
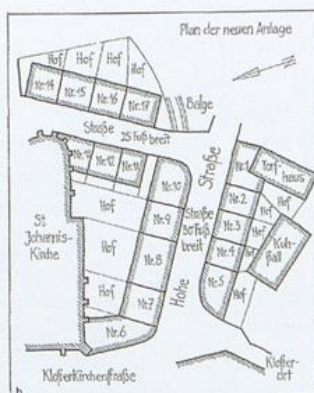
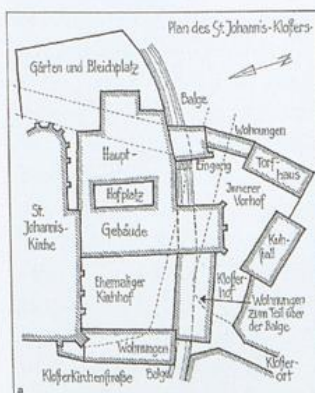
erhielten die Klöster gewisse Seelsorgerechte, die zuvor nur die Pfarreien innehatten. Es wird daher in der Geschichtswissenschaft auch von einem paraprochialen System der Bettelordensklöster gesprochen. Die Verteilung im Stadtgebiet sollte die Lasten und Einnahmequellen gleichmäßig verteilen helfen und damit die Konkurrenz zum Pfarrklerus oder anderen Bettelordensniederlassungen minimieren. Das Katharinenkloster der bremischen Dominikaner lag dieser Entwicklung entsprechend am nördlichen Rand der Altstadt. Auf der Grundlage dieser Erkenntnis konnte in der Geschichtswissenschaft sogar ferner der Nachweis erbracht werden, dass es einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen der Anzahl der Bettelordensniederlassungen und der Einwohnerzahl der Städte sowie der Stadtrechtsentwicklung als Folge gab.²³ Städte mit mindestens zwei Niederlassungen galten im Mittelalter demzufolge bereits als städtische Zentren mit mehr als 2000 Einwohnern. Ebenfalls ist die Stadtrechtskodifizierung Bremens im Jahr 1303, wenn sie auch nicht sehr früh im deutschen Vergleich erfolgt ist, durchaus kongruent mit der allgemeinen Entwicklung beziehungsweise der Ansiedlung von Bettelordensklöstern verlaufen.

Auch die Lage innerhalb der Domimmunität, dem Rechtsbezirk des Erzbistums, ist

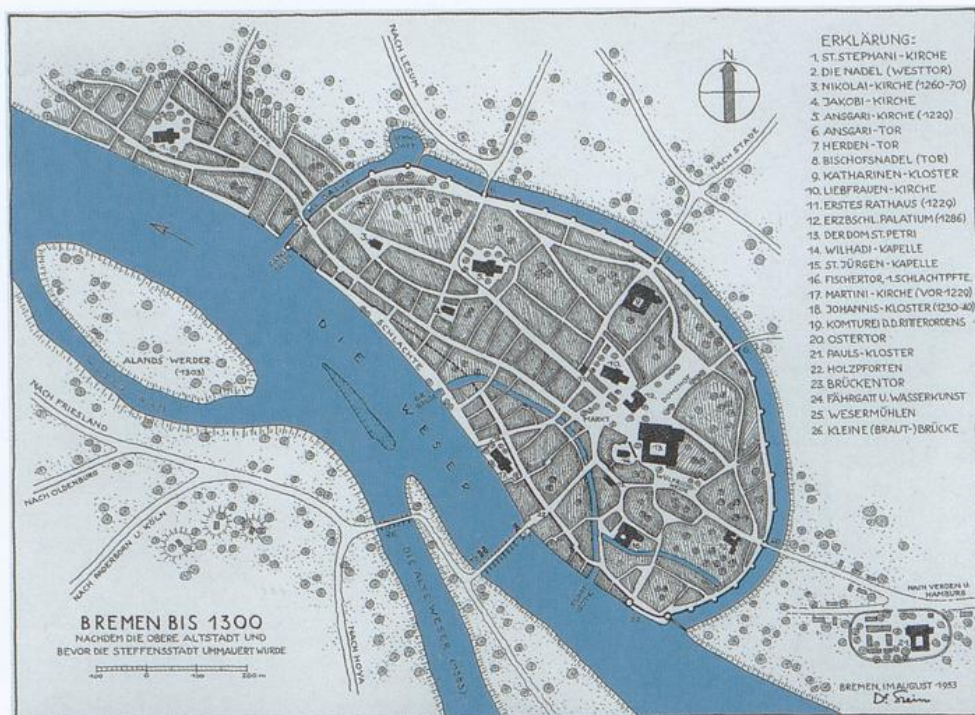


St. Johann, Innenansicht nach Osten, kolorierte Zeichnung nach 1823

nicht ungewöhnlich, aber auch nicht der Regelfall. Die Franziskanerkirche St. Andreas in



St. Johann, Entwicklung der umgebenden Bebauung bis 1839 (a), nach 1839 (b) und um 1970 (c), Zeichnung von Karl Dillschneider unter Verwendung der Bestands- und Neubaupläne von Bauinspektor Stamm von 1832



Bremen bis 1300, nachkolorierte Rekonstruktion des mittelalterlichen Stadtgrundrisses von Rudolf Stein, 1953

Halberstadt lag zum Beispiel ebenfalls innerhalb der Domimmunität, ebenso wie der Dominikanerkonvent in Magdeburg. Jedoch hängt die Lage von vielen Faktoren ab. Leider wissen wir über frühe etwaige Grundstücksschenkungen an die Bremer Franziskaner nichts, sodass Aussagen über die Förderer der Ansiedlung kaum bekannt sind. Sie sind jedoch in den 1230er Jahren zumeist im Umfeld des bischöflichen Klerus beziehungsweise bei stadtsässigen Adels- oder Ratsfamilien zu suchen. Ebenfalls ist nicht bekannt, ob die Niederlassung mit den nachgewiesenen Grundstückserwerbungen gegen Ende des 13. Jahrhunderts verlegt worden ist oder nicht.²⁴ Der Bezug in der betreffenden Urkunde von 1294 auf ein Haus bei einem bereits bestehenden Garten der Franziskaner könnte einen Hinweis auf eine gewisse Standortkontinuität in der Domimmunität liefern.

Auffällig ist, dass ein Vorplatz oder größerer Raum, der für die übliche Predigtstätigkeit der Franziskaner wichtig war, sich zunächst nicht in den überlieferten Stadtgrundrissen Bremens darstellt.²⁵ Die Klosterkirchenstraße und die Straße Lange Wieren waren eng bebaut. Es ist daher zu vermuten, dass ein Vorplatz westlich der Kirche (Haupteingang) zur Balge hin bestand, jedoch nach der Auflösung des Klosters bebaut wurde. Bereits auf dem Stadtplan von Hogenberg vor 1589 ist ein kleines, abgegrenztes, aber mit Wegen umschlossenes Areal, das im Westen der Kirche dafür in Frage käme, bebaut. Die spätere Bebauung von Kirchplätzen oder Kirchhöfen ist ein üblicher Vorgang, insbesondere, wenn die sakrale Weiternutzung der betreffenden Kirche wie im Fall von St. Johann nach der Reformation zumindest zeitweise eingestellt wurde. Bauland war innerhalb der Stadtmauern schon damals knapp. Weitere Indizien

unterstützen diese Vermutung. Zum einen führte die (nicht mehr existente) Klosterstraße vom Süden nicht etwa direkt zum Kloster wie etwa die Klosterortstraße, sondern parallel zur Balge in Richtung Brücke bei der Balgebrückstraße. Es wäre unwahrscheinlich, wenn diese Straße, ohne zielgerichtete Verbindung zum Kloster, dennoch dessen Namen erhalten hätte. Dies macht innerhalb eines mittelalterlichen Wegesystems nur Sinn, wenn es eine maßgebliche städtebauliche Verbindung eben durch einen Vorplatz zum Kloster gegeben hätte. Ein weiteres Indiz besteht noch in dem auffälligen Schmuckgiebel an der Westfassade, der sich ursprünglich zur Stadt präsentierte. Dies gelingt jedoch nur, wenn entsprechende Sichtachsen und ein genügend großer Betrachterabstand vorliegen.

Die mittelalterliche Architektur

Die Kirchen der Bettelorden wiesen ähnlich den Kirchen des älteren Zisterzienserordens in der Regel bestimmte Gestaltungsmerkmale auf, die sie von der Architektur von Bischofs-, älteren Ordens-, Wallfahrts- und Pfarrkirchen unterscheidet.²⁶ Es war geregelt, dass sie keine Türme, zunächst keine Gewölbe – außer über dem Altar – und keinen aufwendigen Dekor besitzen sollen. Darüber hinaus sind bei den Bettelordenskirchen Querschiffe, Umgangschöre und Krypten äußerst selten.

Auch St. Johann entspricht diesem Bild einer Bettelordenskirche weitgehend. Die Kirche wurde jedoch besonders im 19. Jahrhundert stark umgebaut und im Zweiten Weltkrieg bis auf die Grundmauern und Gewölbe zerstört.



Ehemaliges Franziskanerkloster, Ansicht von Süden, Federzeichnung von 1834, J. Wetzel



St. Johann, Maßwerkfenster im Chorpolygon, um 1310/20

Ihr Wiederaufbau in der Nachkriegszeit erfolgte, wie so oft in dieser Zeit, nicht unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten. Der Fokus der Architekturbeschreibung liegt dennoch auf dieser mittelalterlichen Gestalt, da sich grundlegende Züge noch ablesen beziehungsweise rekonstruieren lassen. Die jüngeren Veränderungen wurden bereits 2011 von Wilhelm Tacke in dieser Reihe thematisiert.²⁷ Sie sind nur im Hinblick auf die mittelalterliche Gestalt von Interesse.

Hinweise auf eine Bauplanung zu einem Neubau ergeben sich aus einer Urkunde von 1294, in der der Konvent der Minoriten (des Johannesklosters) sich verpflichtet, jenseits der Balge keine städtischen Grundstücke zu erwerben.²⁸ Dafür erhielten sie freie Hand beim »Erwerb« zweier bebauter Grundstücke, die jedoch nur an Bremer Bürger veräußert werden durften, und hinsichtlich eines in dem früheren Garten des Klosters erbauten Hauses. Solche

Grundstückserwerbe durch monastische Gemeinschaften dienen häufig der Arrondierung von Bauland.

Das bestimmende Baumaterial der Kirche – neben zahlreichen unpassenden Ziegelausbesserungen des 19. und 20. Jahrhunderts – sind noch Ziegelsteine im sogenannten Klosterformat. Lediglich an der ehemaligen Klosterseite sind in den Strebebfeilern auch Werksteine unregelmäßig eingearbeitet worden. Als Mauerverband wurde ein unregelmäßiger Gotischer Verband gewählt, in dem ein bis zwei Läufer mit einem Binder abwechseln. Die Binder liegen demzufolge in den darauffolgenden Schichten um einen Viertel- oder einen Dreiviertelstein versetzt, was insgesamt ein unregelmäßiges Bild ergibt.

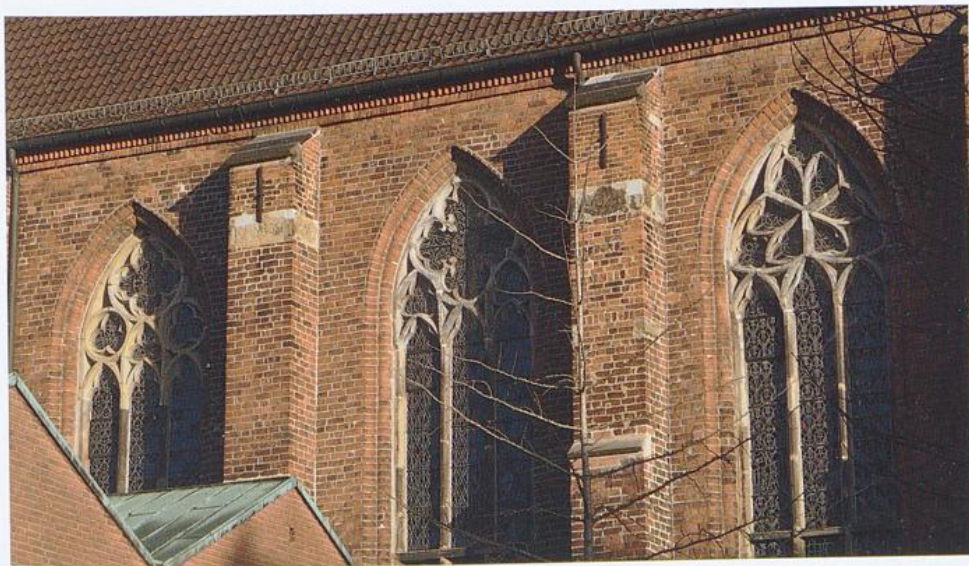
Ziegel- beziehungsweise Backstein war in Bremen bis zu diesem Zeitpunkt als möglicherweise eher unbedeutende Materialsorte nur für die Außenwände privater Bauvorhaben sowie



St. Johann, Maßwerkfenster im 1. Chorjoch, um 1310/20

kleinerer Kapellen oder Kirchen verwendet worden. Für die Verkleidung großer Pfarrkirchen gezielte sich dieses Baumaterial offenbar nicht. Hier kam der Ziegel nur im verputzten Zustand im Innenraum zur Ausführung, erstmalig wohl am ehemaligen Chorumgang von St. Ansgarii.²⁹ Die bislang wohl früheste nachweisliche Verwendung von Backstein als Fassadenmaterial in Bremen erfolgte vermutlich an St. Jacobi beziehungsweise dem archäologisch ermittelten Ursprungsbau von St. Martini, einer querschifflosen Backsteinbasilika, die wohl im 2. Viertel des 13. Jahrhunderts entstand.³⁰ Erst beim Bau des Katharinenklosters der Dominikaner in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde dieses Material in bedeutendem Umfang verwendet. Das ehemalige erzbischöfliche Palatium an der Domsheide folgte diesem nach 1293.³¹ Am Chor von St. Martini wurden die Strebe Pfeiler aus Backstein an den Fronten im 14. Jahrhundert noch mit Sandstein verkleidet.

Soweit rekonstruierbar, waren die Fensterbänke, die Strebe Pfeilergesimse und das Maßwerk aus Sandstein gefertigt. Durch verschiedene Sanierungsmaßnahmen – auch in jüngerer Zeit – sind die Fensterbänke und Gesimse fast



St. Johann, südliche Seitenschiffenster und Inschrift am Strebe Pfeiler von 1674

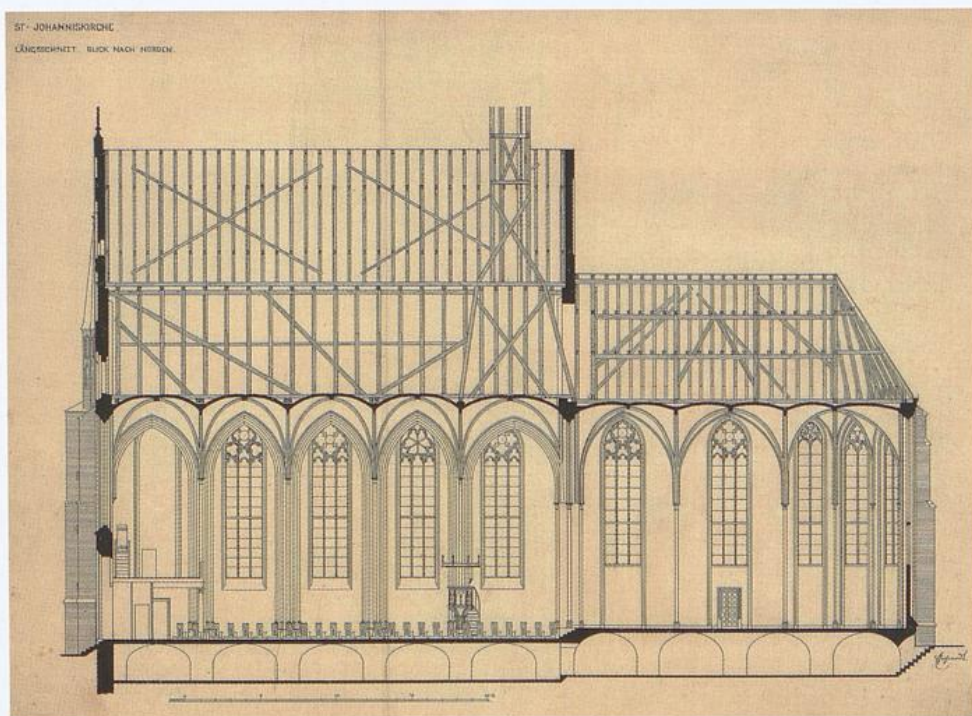
vollständig ersetzt worden. Leider ohne Dokumentation, was den Verlust noch steigert. Das Maßwerk der Westfassade war bereits im 19. Jahrhundert vollständig verloren und ist damals erneuert worden, ohne dass bekannt ist, wie genau man sich an eventuell erhaltenen Resten orientiert hat. Auch an den westlichen Fensterjochen und dem östlichen Joch des südlichen Seitenschiffs ist kein bauzeitliches Maßwerk überliefert.

Aufriss

St. Johann ist eine stattliche gewölbte Hallenkirche mit einem polygonal geschlossenen Außenlangchor. Der Chorbereich umfasst zwei relativ breite querrechteckige Gewölbejoche und ein über einem 5/10-Polygon mit einem halben Joch gewölbtes Chorhaupt. Hier stand an den Wänden einst das Chorgestühl der

Mönche. Der Chor wurde ursprünglich vom Langhaus von einem Lettner abgetrennt. Diese Chorschranke hat sich nicht erhalten. Vor dem Lettner befindet sich in der Regel der Kreuzaltar, an dem die Feste für den beziehungsweise die Hauptheiligen vor den Laien gefeiert wurden, denen das dreischiffige Langhaus vorbehalten war. Das Langhaus umfasst fünf gewölbte querrechteckige Joche, die etwas kürzer als die des Chores sind. St. Johann setzt sich damit deutlich von der Grundrissdisposition der bremischen Pfarrkirchen der Altstadt oder gar dem Langhaus des Domes ab.

Der Aufriss von St. Johann wird vor allem durch die breiten dreibahnigen Spitzbogenfenster mit einer Maßwerkbekrönung geprägt. Im Chorpolygon bestehen die Fenster lediglich aus zwei Fensterbahnen. Die Fenster waren im Chor ursprünglich dreizehn Meter und im Langhaus zwölf Meter hoch. Heute weisen die Fenster im Chor, nach dem Einbau eines Kellers im



St. Johann, Längsschnitt von 1900, Blick nach Norden, Ernst Ehrhardt

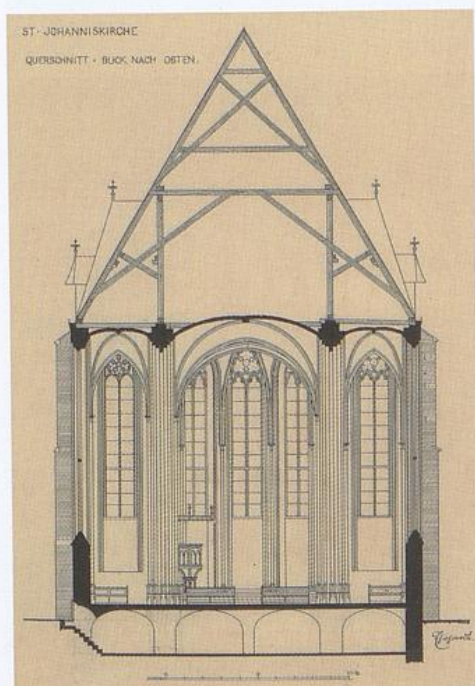
Kirchenraum und dem Vermauern der unteren Fensterbereiche gegen Ende des 19. Jahrhunderts, immerhin noch eine Höhe von ca. neun Metern im Chor und zehn Metern im Langhaus auf. Dies ist gut an den ehemaligen Brüstungszonen am Außenbau abzulesen.

Die zierlichen Maßwerkformen in den *Couronnements* (Bogenfelder) der Fenster sind sehr vielfältig ausgebildet. Vor allem herrschen radial angeordnete (kleeblattförmige) Dreipass- oder Vierpassformen mit oder ohne sogenannte *genaste* Enden beziehungsweise *Lilien* an den Ausläufern vor. Diese Formen werden ab und zu – etwa an der südlichen Langhauswand oder dem großen Westfassadenfenster – gestapelt und durch Kreise oder gebogene Formen gerahmt, welche in der Architekturtypologie sphärisch gerahmte Formen genannt werden. Diese Formen haben sich seit Ende des 13. Jahrhunderts durch die Wanderschaft der Steinmetze weit verbreitet.³² Die jüngsten Formen –

etwa die gestaffelten Formen in den Bogenfeldern der Einzelbahnen – sind Anfang des 14. Jahrhunderts hochmodern. Sie treten beispielsweise an den Fenstern des Verdener Domchors auf, welcher 1311 unter Dach ist. Das Maßwerk ist aber älter als jenes im Langhaus von Unser Lieben Frauen, welches um 1340 entstand (siehe zu Unser Lieben Frauen den Beitrag von Georg Skalecki in diesem Heft, hier insbesondere zur dendrochronologischen Datierung des Langhausdaches). Da es innerhalb des Mauerwerks weder an den sichtbaren Außenwänden noch im Dachraum Brüche und Fugen im Mauerwerk gibt, die eine längere Bauunterbrechung rechtfertigen, dürfte eine Datierung der Kirche in die 1310/20er Jahre wahrscheinlich sein. Das ist deutlich früher als einst Rudolf Stein oder Karl Dillschneider vermuteten, die den Bau um 1350 beziehungsweise später datierten.³³

Bei den Stadtpfarrkirchen war zu dieser Zeit gotisches Maßwerk sicher noch selten anzutreffen. Ausnahmen waren die kleine ehemalige Pfarrkirche St. Jacobi (Reste 1960 abgebrochen), deren schlichte Maßwerkkreise zu den frühesten Formen an sich gehörten. Sie dürften spätestens im 3. Viertel des 13. Jahrhunderts entstanden sein.³⁴ Unser Lieben Frauen erhielt ihre Maßwerkfenster wohl gegen Mitte des 14. Jahrhunderts.³⁵ Bis zu diesem Zeitpunkt belichteten die breiten Seitenschiffsjoche je nach (vier- oder sechsteiliger) Gewölbedisposition Gruppen aus drei gestaffelten oder zwei Spitzbogen- beziehungsweise Lanzettfenstern.

Im Mittelalter existierten offenbar an drei Seiten des Langhauses Zugänge zur Kirche. Auf der Klosterseite lag im ersten Langhausjoch von Osten ein Zugang, der später einer Sakristei zugeschlagen wurde. Oft existierten an Bettelordenskirchen in der klosterseitigen Außenwand zwei übereinander gelegene Portale in der Achse des Lettners, von denen das obere auf die Lettnertribüne und das untere zum Kreuzaltar und in das Langhaus führten.³⁶ Auf der Umbauplanung zum Gotteshaus der katholischen Gemeinde aus dem Jahr 1821 sind zwei Portale an der Straße Lange Wieren im ersten



St. Johann, Querschnitt von 1900, Blick nach Osten, Ernst Ehrhardt

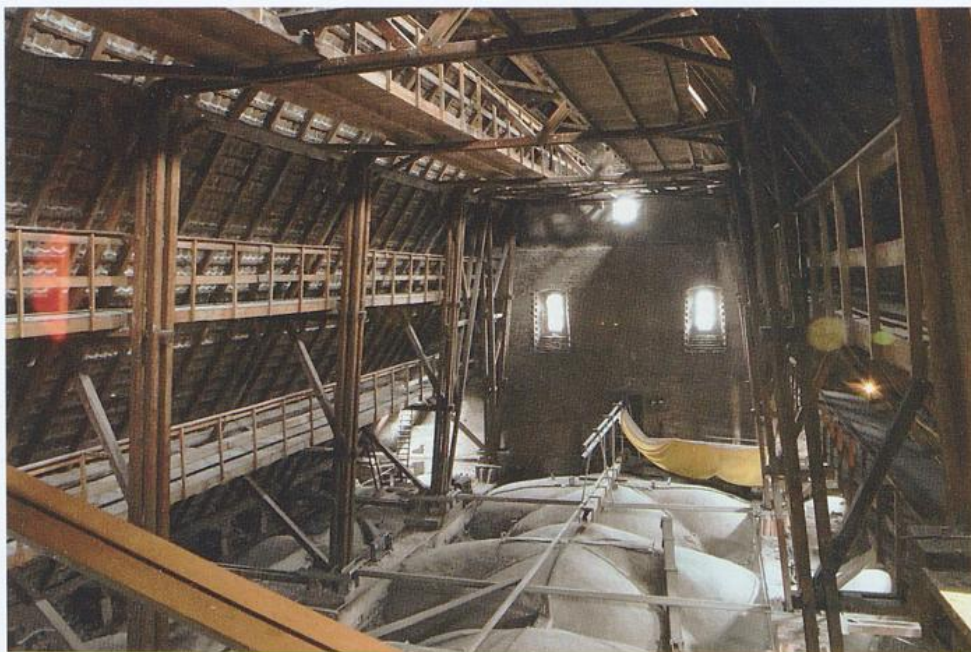
und vierten Joch von Osten sowie das Mittelportal an der Westseite abgebildet. Bis 1872 wurde eine Sakristei auf der nördlichen Seite des Chores angebaut und ein zusätzlicher Eingang eingebrochen.³⁷ Die Portale der Nordseite des Langhauses sind vor 1888 im Zuge einer umfangreichen Regotisierung der Kirche vermauert worden. Die Neugestaltung der Portalzone der Westseite mit zwei weiteren Portalen zu den Seitenschiffen verdanken wir ebenfalls dieser Bauphase.

Ein mittelalterlicher Chorzugang konnte noch nicht nachgewiesen werden. Der Plan von 1802 zum Umbau in ein Packhaus zeigt immerhin auf der Klosterseite im ersten Chorjoch (von Osten) eine Wandöffnung, die sich durch gerade Laibungen von den ehemaligen Fenstern mit abgeschrägten Laibungen unterscheidet. Dies könnte ein Hinweis auf einen originalen Zugang sein, der in der Regel den Mönchen den Zugang vom Dormitorium für die Nachtgebete in der Kirche beziehungsweise dem Chor ermöglichte. Dieser Bereich ist

durch die späteren Veränderungen von außen verbaut, innen neu verputzt und kann daher nicht eingesehen werden. Ein Nachweis ist daher derzeit nicht möglich.

Dachwerk

Das Langhaus von St. Johann bekrönt ein schiffsüberspannendes Satteldach, welches von zwei mächtigen Spitzgiebeln begrenzt wird. Das Satteldach des Chores schließt entsprechend niedriger am Ostgiebel des Langhauses an. Nach der Kriegszerstörung erhielt die Kirche 1951 eine neue Dachkonstruktion und Ziegelindeckung. Die holzsparende Bohlenkonstruktion unterscheidet sich jedoch fundamental von der in schematischen Zeichnungen überlieferten mittelalterlichen Konstruktion.³⁸ Es handelte sich dabei um ein eindrucksvolles aufgeständertes Kehlbalckendach, welches aus einem Unter- und einem Oberdach konstruiert war. Diese Form entstand im Zusammenhang



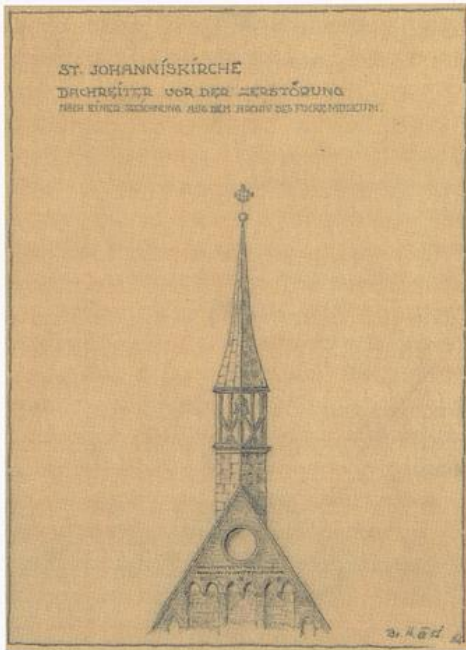
St. Johann, Langhausdach, Innenansicht nach Westen



Ansicht von St. Johann nach Südosten, Federzeichnung von 1873, Christian Grabau

mit der Errichtung von Hallenkirchen mit gleich hohen Schiffen und ist gegen Ende des 13. Jahrhunderts an der Dominikanerkirche St. Katharinen in Stralsund (1291 d) erstmals nachweisbar.³⁹ Die Ständer und Sparren waren auf Schwellbalken gestellt, welche auf die Binder gekämmt waren. Auf sechs Sparren kamen jeweils vier Ständer. Aufgrund der Busung der Mittelschiffsgewölbe konnte nur jedes siebente Gespärre mit zwei Binderbalken auf die Scheidmauern gelegt werden. Auf den Ständern lag ein Rähm, auf den je Sparren ein Dachbalken gekämmt war. Diese Dachbalken bildeten die Zugbalken (Binder) des Oberdaches. Die Sparren des Oberdaches erhielten (vielleicht sekundär) eine Fußpfette (anstatt der üblichen Sparrenknechte), die auf die Dachbalken gekämmt war. Die Queraussteifung erfolgte im Unterdach durch von den Sparrenfüßen bis zum Dachbalken durchlaufende aufgeblattete

Schwertbänder. Ebenfalls steiften über den Seitenschiffen Querriegel die Sparren über einen Längsbalken aus, welcher unter die Sparren gekämmt war. Die Riegel waren vermutlich in die Ständer gezapft. Das Oberdach wurde durch Kreuzbänder zusätzlich zur Kehlbalkenlage versteift. Neben den Längsbalken an den Sparren übernahmen aufgeblattete Querbänder den Längsverband an den Ständerwänden. Kreuzförmig angeordnete Windrispen steiften das Oberdach in Längsrichtung aus. Zusätzlich waren offenbar etwa auf der halben Höhe des Unterdaches an den Sparren Holzkonsolen aufgenagelt. Auf diesen Konsolen lagen in Längsrichtung Balken, die ebenfalls wohl nur aufgenagelt und nicht verkämmt waren. Es liegt wegen der Konsolen die Vermutung nahe, dass diese Balken später eingebaut worden sind, um die Längsaussteifung des Dachwerkes zu verbessern. Auf dem erhaltenen Querschnitt des



St. Johann, Detailkopie der Zeichnung der Westfassade von Simon Loschen vor der Regotisierung 1888 mit dem Dachreiter ohne Wimperge und Krabbenbesatz sowie dem Giebelokulus ohne Davidstern

Jahres 1900 erkennt man konsolartige Auskragungen an den Seitenschiffsseiten der Ständer, auf denen vermutlich ebenfalls aufgenagelte Längsbalken lagen.⁴⁰ Diese Längsversteifungen ähneln den zuvor beschrieben an den Sparren, allerdings wird in der Zeichnung – so schematisch sie auch ist – das Auflager der Längsbalken ausladender als die eindeutige auskragende Konsolenform an den Sparren dargestellt. Es steht daher die Vermutung im Raum, dass diese »Konsolen« in ehemaligen Zapfenlöchern von Ankerbalken saßen. Ankerbalken zwischen den Ständerwänden von Hallendächern treten in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts auf, zum Beispiel im Chordach des Verdener Doms (1311 fertiggestellt).⁴¹

Vom Chordach ist kein schematischer Querschnitt überliefert. Die überlieferten Längsschnitte lassen ein Kehlbalkendach in zwei

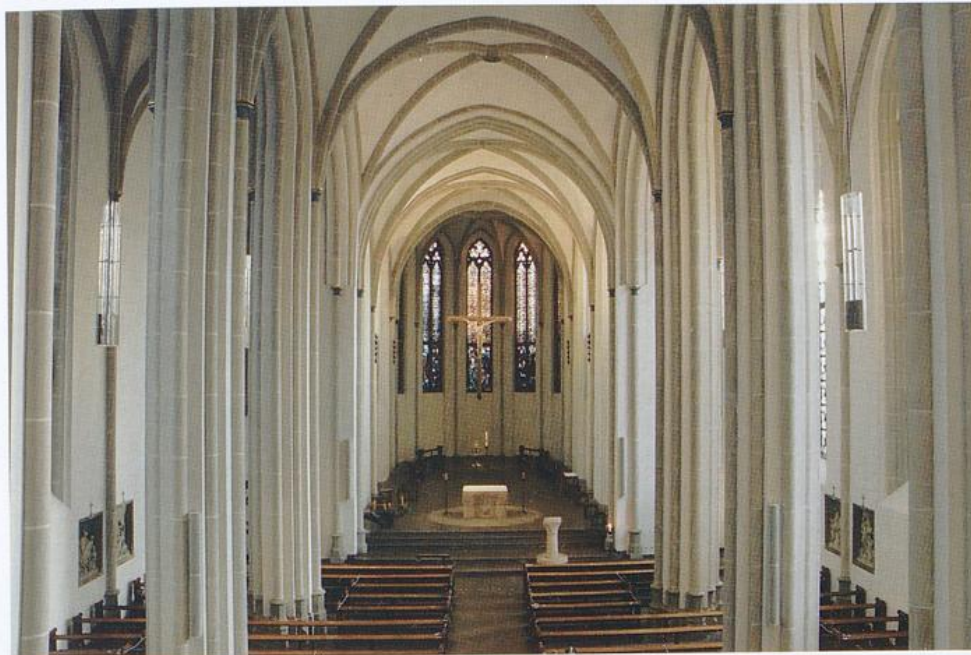
Balkenebenen mit einer mittigen Ständerwand aus vier Ständern erkennen, auf der zwei Rähme und ein Hahnenbalken ruhen. Allen fünf Gespärren konnte wegen der Gewölbekappen ein Binder eingezogen werden. Die Ständerfüße waren offensichtlich sekundär mit Eisenbändern an den Bindern befestigt worden. Das Polygon wurde mit einem Anfallgespärre versehen. Letztlich entsprachen also auch die Dachwerke von St. Johann – soweit sie rekonstruierbar und ohne die mutmaßlichen sekundären Veränderungen darstellbar sind – der hier vorgestellten Datierung des Bauwerks in das 1. Viertel des 14. Jahrhunderts.

Die Deckung erfolgte ursprünglich mit rötlichen Sandsteinplatten, genannt »Schievel«, wie es deutlich auf einer Federzeichnung der Südseite des ehemaligen Klosters von J. Wetzel aus dem Jahre 1834 zu erkennen ist.⁴² Der Sandstein wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts gegen Schiefer ersetzt. Heute liegen Tonpfannen auf dem Dach.

Das spitze Dachtürmchen, ein sogenannter Dachreiter, ist etwas größer dimensioniert als sein mittelalterlicher Vorgänger und trug eine kleine Glocke. Dachreiter sind typisch für Bettelordenskirchen oder Zisterzienserkirchen und stehen in der Regel über dem Lettner am Übergang vom Chor zum Langhaus. Nach den Konstitutionen (Regeln) des Franziskanerordens waren aufgrund des Armutsgelübdes massive Turmbauten verboten, wodurch die Konvente häufig auf die hölzernen Dachtürme zurückgriffen.⁴³

Innenraum

Den auf den Langchor ausgerichteten Innenraum gliedern acht Pfeiler, angeordnet als je vier Pfeiler in zwei Reihen. Die verputzten Sockel mit aufwendiger Profilierung dürften ursprünglich nicht in dieser Form existiert haben. In zwei Abbildungen des Innenraums, der Umbauplanung zu einem Packhaus von 1802 und der Ansicht von Westen von 1823, die vor dem Kellereinbau entstanden, werden



St. Johann, Blick von der Empore zum Chor

diese Sockel nicht abgebildet. Auch passen die Sockel nicht zu dem ansonsten zurückhaltend dekorierten Bauwerk. Bei einer Erhöhung des Fußbodenniveaus durch den Einbau des Kellers können diese Pfeilersockel in dieser Form nicht ursprünglich existiert haben und dürften erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts eingebaut worden sein.

Der Pfeilergrundriss besteht aus einem kreuzförmigen Kern, dem Runddienste in die Ecken und an die Stirnseiten vorgestellt sind. Diese Form erinnert stark an die Pfeilerform der Pfarrkirche Unser Lieben Frauen, wo die Pfeilervorlagen an den Stirnseiten allerdings breiter dimensioniert sind als die eingestellten Dienste. Nach den Ausführungen von Georg Skalecki in diesem Heft gehören diese Pfeiler zu einer Erweiterung der Pfarrkirche zu einer Hallenkirche in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts. Pfeiler mit kreuzförmigem Grundriss sind bei Kirchen der Bettelorden eher selten. Im gesamten niedersächsischen Raum treten sie bis auf Bremen nicht weiter auf.⁴⁴ Bevorzugt

wurden bei mittelalterlichen Backsteinkirchen Rundpfeiler mit und ohne Gewölbevorlagen, wie zum Beispiel im Verdener Dom oder bei



St. Johann, Federlithografie von 1889



St. Johann, Innenansicht nach Südwesten

der
Mag
wie
kirc
Häu
nur
übe
trä
ode
gan
wie
lich
Art
wur
Pfa
Ma
fö
Die
bre
tes
ber

ach
Mi
sch
bö
te
den
for
kau
trä
Me
bü
gew
seit
sch
Die
lich
od
den
me
Ar
ein
La
Ein
de
die

der verlorenen Franziskanerkirche St. Maria-Magdalena in Hamburg, oder achteckige Pfeiler wie zum Beispiel bei der verlorenen Johanniskirche in Hamburg, einer Dominikanerkirche.⁴⁵ Häufig wurden kleinere Franziskanerkirchen nur räumlich erweitert, was zusätzliche Pfeiler überflüssig machte. Dabei arbeitete man nachträglich Bögen aus den Außenmauern heraus oder erweiterte den Kirchenraum zum Kreuzgang hin. Dann erhielten diese Wandsegmente wie bei der Franziskanerkirche in Emden zusätzlich Wandvorlagen zur Stabilisierung.⁴⁶ Diese Art der sukzessiven Kirchenraumerweiterung wurde bekanntlich auch in Bremen bei den Pfarrkirchen St. Ansgarii, St. Stephani und St. Martini praktiziert. Das Aufgreifen des kreuzförmigen Pfeilergrundrisses mit eingestellten Diensten dürfte daher meines Erachtens in der bremischen Franziskanerkirche als ein bewusstes Architekturzitat der Ratskirche Unser Lieben Frauen verstanden werden.

Auf den Pfeilern ruhen parallel zur Längsachse kräftige profilierte Scheidbögen, die das Mittelschiff von den fast gleich hohen Seitenschiffen abtrennen. Zwischen Pfeilern, Scheidbögen und Wänden sind aus Ziegeln gemauerte vierteilige Kreuzrippengewölbe gespannt, deren Rippen ein Birnenstabprofil aus Ziegelformsteinen besitzen. Die Gewölbe weisen kaum eine Busung auf. Der Gewölbestich beträgt vom Kämpfer bis zum Scheitel gut fünf Meter. Die Kappen in den Chorgewölben sind bündig aneinander gemauert. Bei den Langhausgewölben liegen in den Graten auf der Dachseite zusätzlich einzelne durchlaufende Läufer-schichten, die etwas über die Kappen ragen. Dieser technische Unterschied, der offensichtlich nicht aus unterschiedlichen Spannweiten oder Formgebungen herrührt, lässt verschiedene Vermutungen zu. Eine ist, dass ein Baumeister- oder Bautruppswechsel während der Arbeiten ursächlich war, wobei allerdings dann eine saubere Trennung zwischen Chor und Langhaus eher unwahrscheinlich sein würde. Eine andere Vermutung ist, dass zunächst nur der Chor gewölbt war, wie es übrigens auch die Ordensregeln der Franziskaner zur Einwöl-



St. Johann, Chor, Innenansicht nach Osten

bung von Kirchen vorsahen, und das Langhaus erst später, allerdings nach Plan, gewölbt wurde und demzufolge sich die Ausführenden und deren Technik änderten.⁴⁷ Die Runddienste und die Gewölbe im Langhaus waren von Anfang an geplant. Auch Veränderungen an den Profilen der Rippen sind nicht offensichtlich, was bei langlebigen Formen aus Backstein jedoch nicht ungewöhnlich ist. Leider erhielten die Gewölbe, die nach der Kriegszerstörung der Dachwerke erhalten werden konnten, eine Torkretierung beziehungsweise Versiegelung mit Zementmörtel, was weitere zerstörungsfreie Untersuchungen zu den technischen Unterschieden erschwert.

Nach der Übernahme durch die katholische Gemeinde wurde zum Schutz vor dem Hochwasser der zu diesem Zeitpunkt noch nicht korrigierten Weser bis 1823 ein Keller eingebaut.⁴⁸ Der Kellerboden aus Ziegeln ist



St. Johann, Chorpolygon, Gewölbedienstkapitell mit Efeulaub

dieser Bauphase zuzuordnen. Somit verlor die Kirche rund zwei Meter an Raumhöhe. Diese betrug ursprünglich bis zum Gewölbescheitel gut 17 Meter. Damit war das Langhaus deutlich höher als die Raumhöhen von Unser Lieben Frauen (über 14 Meter), St. Stephani (ca. acht Meter) und St. Martini (14,5 Meter). Nur das Langhaus von St. Ansgarii mit fast 19 Metern und das Mittelschiff des Domes mit 21 Metern waren höher. Dies zeugt vom Selbstbewusstsein der Franziskaner innerhalb der bremischen Kirchenhierarchie.

Die Hallenkirche

Auch der Bautyp einer Hallenkirche mit annähernd gleich hohen Schiffen und einem Außenlangchor ist ein deutliches Statement der



St. Johann, Chorpolygon, Gewölbedienstkapitell mit Eichenlaub

Erneuerung der Frömmigkeit in der aufstrebenden städtischen Gesellschaft im 13. Jahrhundert mit Hilfe der Franziskaner,⁴⁹ deren architektonischen Neuerungen, insbesondere des Langchores, sich in der Folgezeit auch einige andere bremische Kirchen nicht verschlossen haben.

Der Bau aus einem fünfjochigen (damit sind die maßgebenden fünf Gewölbejoche im Mittelschiff gemeint) Hallenlanghaus und einem polygonal geschlossenen Außenlangchor war gewissermaßen ein standardisierter Bautyp bei den Franziskanern in der Zeit um 1300, der ausgehend von der Franziskanerkirche in Halberstadt (Baubeginn 1289) vor allem im niedersächsischen Raum auch über die Bauten der Franziskaner hinaus bei den Dominikanern (z. B. in Braunschweig) Verbreitung fand.⁵⁰ Bei den Franziskanern im niedersächsischen Raum sind als Beispiele die Kirchen in Hannover



St. Johann, abgekragte Dienstkonsole (Scheidbogen), Ostseite des nordöstlichen Langhauspfeilers



St. Johann, abgekragte Dienstkonsole (Scheidbogen), Westwand, vermutlich über mittelalterlicher Orgelempore

(nach 1291 begonnen, um 1310 in Bau)⁵¹, in Bremen (um 1310/20), Braunschweig (ab 1343)⁵² und Hamburg (ab 1351)⁵³ zu nennen. In Bremen gab es zwar mit dem 1285 geweihten Neubau der Dominikanerkirche St. Katharinen (Langhaus 1888 abgebrochen, Chor 1960 abgebrochen) bereits eine klassische gotische Hallenkirche mit einem sechs Gewölbejoche umfassenden gestreckten Langhaus und einem Hallenaufriß, der annähernd gleich hohe Schiffe aufwies.⁵⁴ Die dominikanische Hallenkirche war jedoch zunächst mit kürzerem Chorhaupt errichtet worden und entsprach damit dem dominikanischen Typus der Hallenkirche mit kurzem Chorhaupt und in das Langhaus gezogenem Langchor (Binnenchor), wie er noch in der ehemaligen halleischen Dominikanerkirche, dem heutigen Dom (1271 begonnen), erhalten

ist und der auf die um 1240/50 begonnene Hallenkirche der Dominikaner in Frankfurt am Main zurückgeht.⁵⁵

Werden die Hallenkirchenprojekte der Dominikaner und der Franziskaner mit den damals ebenfalls in der Stadt errichteten Kirchen verglichen, treten Gemeinsamkeiten und Unterschiede deutlich zutage. Unser Lieben Frauen⁵⁶ und St. Ansgarii⁵⁷ erhielten nach basilikalischen Vorstufen in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts Hallen auf zentralbauartigem Grundriß mit dreimal drei quadratischen Gewölbejochen und einem gestreckten Chorhaupt. St. Ansgarii besaß über die breiten Seitenschiffe hinaus auch ein Querschiff, was diese Kirche gegenüber den anderen Pfarrkirchen nobilitierte. Die Pfarrkirche St. Martini⁵⁸ besitzt ebenfalls nach Anfängen als Basilika annähernd quadratische

Gewölbejoche im Hauptschiff und jeweils queroblonge Seitenschiffsjoche. Und St. Stephani bis zu ihrem neoromanischen Umbau 1891 einen aus einem basilikalischen Grundriss erweiterten Hallenkirchenaufriß auf. Auch St. Wilhadi entsprach dem bremisch-westfälischen Typus mit drei quadratischen Jochen.⁵⁹ Damit war allen bremischen Pfarrkirchen gemeinsam, dass sie ab dem 13. Jahrhundert zu Hallenkirchen umgebaut wurden, sich jedoch hinsichtlich ihrer räumlich breiter und unregelmäßiger angelegten Gestaltungen an den älteren westfälischen Vorbildern orientierten. Die gestreckten und steileren Auf- und Grundrisse der Bettelordenskirchen mussten den Betrachtern vor diesem Rahmen zwar nicht gänzlich unbekannt, aber dennoch fremder, gewissermaßen moderner vorgekommen sein.

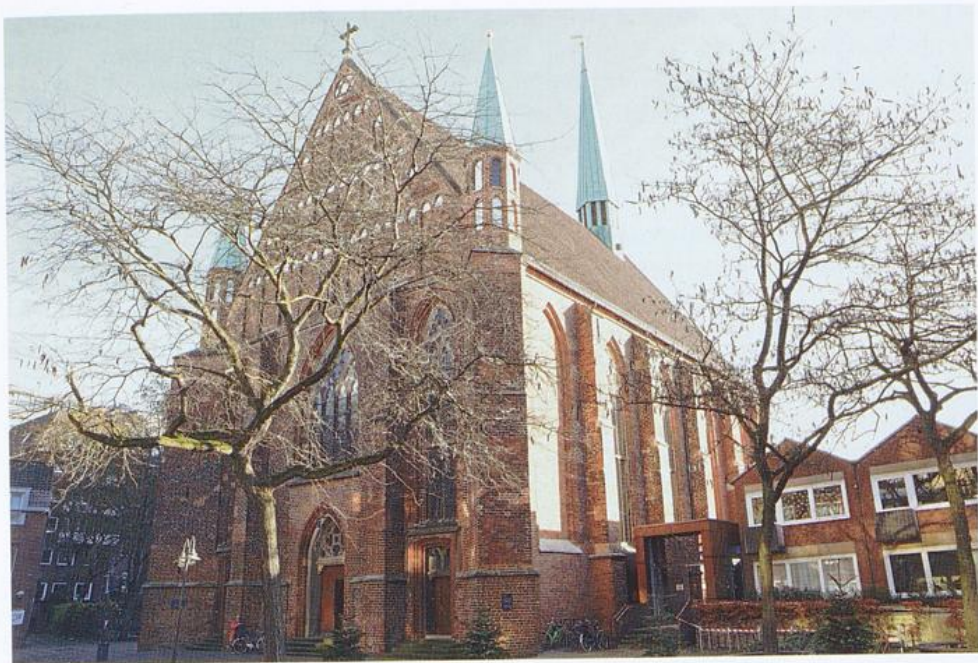
Der Außenlangchor

Der sogenannte Außenlangchor, wie ihn St. Johann noch besitzt, ist ein mittelalterlicher Bautyp, der durch liturgiegeschichtliche Entwicklungen im 13. Jahrhundert entstand: Zunächst war der sogenannte Langchor das Resultat der Entwicklung von der Drei- (Sanktuarium, Presbyterium, Chor) zur Zweiteilung (Sanktuarium, Chor) des Chor- und Zeremonialbereiches von Klerikergemeinschaften.⁶⁰ Der Langchor wurde vorwiegend als sogenannter Binnenchor in die Langhäuser beziehungsweise Querschiffe von mittelalterlichen Kirchen integriert. Der Außenlangchor ist hingegen ein vom Langhaus mit größerer architektonischer Eigenständigkeit versehener Chorbereich, der insbesondere dem Kapellenbau seine Entstehung um 1250 verdankt. Das berühmteste Beispiel einer solchen Kapelle ist die Sainte-Chapelle in Paris, die 1248 geweiht wurde. Dieser Kapellentypus wurde in jener Zeit auch mit Kirchenbauten verknüpft. Er wurde nach 1250 zwar von vielen Klerikergemeinschaften aufgegriffen, jedoch erst aufgrund der Bevorzugung dieses Bautyps durch die Franziskaner und die rege Bautätigkeit des Ordens in Europa im

13. und 14. Jahrhundert entscheidend verbreitet, sodass dieser Bautyp in der älteren Forschungsliteratur missverständlich *franziskanischer Außenlangchor* genannt wurde. Die Entscheidung der Franziskaner für den Langchor resultierte insbesondere aus deren alter Vorliebe für möglichst schlichte – eben kapellenartige beziehungsweise einschiffige – Räume, wie es die eingangs geschilderte Episode mit San Damiano oder der Portiuncula in Assisi verdeutlichen sollte. Dies waren die Räume für die »eingeschworene« Gemeinschaft des heiligen Franz, welche den Aposteln nacheiferte.⁶¹

Neben der liturgie- beziehungsweise religionsgeschichtlichen Entwicklung tat – wie auch bei der Entstehung der Hallenkirchen als Bautyp – natürlich auch die architektonische Entwicklung ihr übriges zur Genese dieses Bautyps: der Gewölbebau, die Vergrößerung der Fensterflächen beziehungsweise die Entwicklung von Bleiverglasung und Glasmalerei sowie die Entwicklung des Maßwerks im 13. Jahrhundert zur alles bestimmenden Dekorform im Spätmittelalter. Neben der bereits genannten Sainte-Chapelle gehört auch der Aachener Domchor in seiner aufwendigen Durchdringung von Glas, Dekor und Gliederbau zu den bekanntesten Inkunabeln des Außenlangchors. Das apostolische Selbstbild der Franziskaner verbot ihnen in der architektonischen Gestaltung zwar derartigen Überfluss, aber sie nutzten innerhalb ihres spezifischen städtischen Kontextes eine für ihre Zeit moderne und für den Orden charakteristische Architektur.

Die damalige Modernität zeigte auch das polygonal gebrochene Chorschluss im Gegensatz zu dem in Bremen vorherrschenden Typus der flach geschlossenen Wand, wie er am Dom St. Petri, St. Ansgarii, Unser Lieben Frauen oder St. Stephani vorhanden ist beziehungsweise war. Bereits vor der Errichtung von St. Johann in Bremen existierten an einigen kirchlichen Bauwerken polygonale Chorschlüsse. Den bislang ältesten nachweisbaren polygonalen Chorschluss besaß offenbar St. Jacobi im Ansgarii-Viertel.⁶² Er bestand aus einem dreifach gebrochenen Polygon, der entweder einem 5/8- oder



St. Johann, Gesamtansicht von Westen

einem 3/8-Gewölbe zugeordnet werden kann. Der 1960 bedauerlicherweise abgebrochene Bau, der sich, in einem Gasthaus aufgegangen, partiell erhalten hatte, kann spätestens in das 3. Viertel des 13. Jahrhunderts datiert werden. Der dreifach gebrochene Chorschluss der Kapelle der Deutschordens-Kommende folgt in der Reihe der bremischen Bauwerke mit polygonalem Schluss. Er kann nach Stein um 1280 datiert werden.⁶³ Das Gewölbe der Kapelle war ein 5/8-Polygon. Wichtiger für die Form des Chorschlusses von St. Johann ist jedoch der ebenfalls verlorene Chor der 1285 geweihten Dominikanerkirche St. Katharinen – womit nicht die spätere Chorverlängerung gemeint ist. Der Chorgrundriss des ersten Chorraumes konnte durch Ausgrabungen nachgewiesen werden.⁶⁴ Es handelt sich dabei um ein fünffach gebrochenes Chorraum, das einem 5/10-Gewölbe mit Halbjoche im Innenraum zugeordnet werden kann. Dies ist auch die Form, welche die Franziskaner in St. Johann aufgegriffen haben und, neben dem Hallentypus der

gestreckten Form mit gleich hohen Schiffen, einen weiteren Bezug zum Ordensverwandten schufen. Nach 1376 wurde schließlich der fünffach gebrochene Chorschluss an der Pfarrkirche St. Martini aufgegriffen.⁶⁵ Allerdings entspricht das im Inneren von St. Martini errichtete Gewölbe nicht dem üblichen 5/10-Polygon mit Halbjoche, sondern wurde mit seinem nach Westen verschobenen Schlussstein als gedrücktes 7/12-Polygon errichtet. Der ausgeführte Innenraum entsprach hier nicht der im Grundriss angelegten Gewölbedisposition.

Die Form des Außenlangchors griffen in Bremen nach den Franziskanern zuerst die Dominikaner durch die Erweiterung des bestehenden Chorraumes um ein Chorjoche und ein neues 5/8-Polygon auf.⁶⁶ Der Langchor der Pfarrkirche Unser Lieben Frauen folgte der Datierung des Maßwerkdekors entsprechend wohl gegen Mitte des 14. Jahrhunderts. Die dendrochronologische Datierung des Chordaches der Pfarrkirche in das 15. Jahrhundert korreliert zwar nicht mit der Maßwerktypologie,

schließt deren Richtigkeit jedoch nicht aus. An der Pfarrkirche wurde jedoch ein flach geschlossenes, der bremischen Tradition entsprechendes und nicht ein polygonales Chorhaupt errichtet.

Dekor – Maßwerk, Glasmalereien, Konsolsteine und Westfassade

Der Dekor der Kirche war gemäß den Ordensregeln zurückhaltender, als es örtlich üblich war.⁶⁷ Das bereits oben beschriebene Maßwerk verwendete zwar für Bremen neue Formen – leider sind uns die Formen von St. Katharinen nicht überliefert, die ein innerstädtisches Vorbild gewesen sein könnten –, jedoch bestehen die Fensterprofile aus einfach abgeschrägten Werksteinstäben. In der klassischen Maßwerkgestaltung gilt dies als eine Form niedriger Ordnung.⁶⁸ Dementsprechend wurden die Maßwerkprofile an Neubauten altherrwürdiger beziehungsweise in der Sakralhierarchie höherstehender Institutionen in der Regel mit Rundstabprofilen versehen.

Die Kirchenfenster durften laut den Ordensregeln der Franziskaner bei Androhung von Strafen mit Ausnahme der Fenster der Chorstirn (hinter dem Altar) nicht mit farbigen Malereien versehen werden.⁶⁹ Das Glas blieb daher in Franziskanerkirchen bis auf das Chorhaupt zumeist farblos oder es wurde mit einer Grisaille-Technik gestaltet, die bereits die Zisterzienser in ihren Kirchen verwendeten. Leider haben sich in Bremen die alten Glasscheiben nicht erhalten. Die heutige Gestaltung wurde erst 1955/57 geschaffen, nachdem die defekten mittelalterlichen Scheiben bereits 1872 durch neue farbige Fenster in »Teppich-Muster-Ornament« und mit figürlichen Darstellungen ersetzt worden waren, die dann aber Opfer der Kriegszerstörungen wurden.⁷⁰ Die Zeitgenossen waren 1872 nach Fertigstellung indes begeistert: Die »langweilige Kalktünche hat weichen [müssen]« und »[der] gothische Bau mit seinen lichten Fenstern verlangt eine Dämpfung; das fühlt jeder« (Bremer Nachrichten vom 10. Mai 1872).

Das bis dahin existierende Fensterglas der Franziskanerkirche muss also sehr hell gewesen sein, was der schlichten franziskanischen Gestaltung entsprechen haben dürfte.

Die aus Werkstein hergestellten und farbig gestalteten Konsolsteine der Gewölbedienste sind bis auf wenige Ausnahmen im Chor ohne figuralen Schmuck. Es handelt sich um eine weit verbreitete Form, die aus einem Schaftring, einem trichterförmigen Kelch und einer polygonal abgekanteten Deckplatte besteht. Nur wenige Steinkonsolen wurden als Blattkonsolen in Kelch- oder in Korbform mit pflanzlichen Motiven ausgestattet: zum Beispiel Zaurübe und Eichenlaub. Diese entsprechen dem typischen Dekor, wie er ab der Mitte des 13. Jahrhunderts bis in das 15. Jahrhundert hinein zum Darstellungskanon der Steinmetze gehört und durch eine botanisch korrekte Darstellung von Pflanzen geprägt ist. Die minutiösen Gestaltungen von Pflanzen beispielsweise an den Kapitellen in der Sainte-Chapelle oder am Westlettner im Naumburger Dom sind berühmt geworden. Die Konsolen in St. Johann können sich mit der außergewöhnlichen Qualität jener Bauwerke zwar nicht messen, sie bieten aber eine solide handwerkliche Qualität des 1. Viertels des 14. Jahrhunderts.⁷¹ Leider sind sie mit Farbe zu stark und unpassend übertüncht worden, worunter ihre Filigranität leidet.

Am auffälligsten wurde die Westfassade dekoriert, sodass sie sich eindeutig als Schauseite der Kirche darstellt, auch wenn sie durch die jetzige städtebauliche Situation diese Funktion kaum wahrnehmen kann. Die Giebelmauer wurde aufwendig mit Zierverbänden in horizontalen und vertikalen Fischgrätenmustern versehen. Hinzu kam eine enge Reihung Blendarkaden, die aus Doppelbögen bestehen. Der Kreis unter der Giebelspitze war wohl nicht ursprünglich mit einem Davidstern versehen. In der Zeichnung von Johann Christian Grabau von 1873 ist der Stern noch nicht vorhanden. Als einfacher verputzter Kreis entspricht er eher den Blendokuli des Südgiebels des erzbischöflichen Palatiums⁷² oder denen an den Giebeln von Bremer Bürgerhäusern⁷³.



St. Johann, Westgiebel nach 1888

Auffällig sind auch die beiden kräftigen Eckstrebebepfeiler der Westfassade, die innen die Wendeltreppen zur Empore und zum Dach beherbergen. Auf ihnen sitzen kurze achteckige Turmschäfte und seit 1888, dem damaligen Verständnis von Gotik entsprechend, spitze Kegeldächer. Die Dachkegel waren ursprünglich etwas gedrungener. Die Gestaltung und Gliederung von Fassaden mit spitzen Türmchen, Filialen oder Wimpergen wird erst gegen Ende

des 14. Jahrhunderts zum Standarddekor der gotischen Architektur und war zu jener Zeit (um 1300) zumeist repräsentativen Fassadengestaltungen, beispielsweise von Kathedralen, vorbehalten. Es verwundert daher nicht, dass dieses Architekturmotiv turmartiger Überhöhungen an Franziskanerkirchen kaum vorkommt. Massive Türme waren bekanntlich verboten und wurden an vielen Franziskanerkirchen erst im Laufe des 15. Jahrhunderts eher

in Form einzelner Glockentürme (Campanile) errichtet, als die strengen Regeln weniger deutlich eingehalten wurden. Das Architekturmotiv tritt vor allem an Zisterzienserkirchen auf und wurde von Matthias Untermann als *reduziertes Zweiturm-Motiv* interpretiert.⁷⁴ In Deutschland begegnet uns dieses Architekturmotiv beispielsweise an den Zisterzienserkirchen in Lehnin und Chorin und den Franziskanerkirchen von Prenzlau und Aschersleben, die nach Forschungen des Verfassers wahrscheinlich in einer gewissen Affinität zum brandenburgisch-anhaltischen Adelsgeschlecht der Askanier entstanden.⁷⁵ Das reduzierte Zweiturm-Motiv war zu dieser Zeit vermutlich noch mit besonderen Repräsentationsansprüchen verbunden, welche die Gestaltung an einer Franziskanerkirche legitimierten.

Historischer Kontext

Um 1300 hatte die sächsische Ordensprovinz der Franziskaner (Provincia Saxonica) zirka 93 Konvente und zwölf Kustodien. Die Saxonica war damit im 14. Jahrhundert die konventsstärkste Provinz im Ordensverband. Dazu gehörte auch die 1274 gegründete Kustodie Bremen, in der die Franziskanerkonvente von Bremen, Hamburg, Stade, Lüneburg und Kiel organisiert waren.⁷⁶ Die bremische Niederlassung gehörte zwar mit fünf Konventen eher zu den kleineren Kustodien der franziskanischen Ordensprovinz Sachsen, aber sie entsandte wie die größeren auch einen Vertreter (Kustoden) zu den jährlichen Provinzkapiteln. Die Provinzkapitel wurden an wechselnden Orten veranstaltet. Dafür scheinen insbesondere die größeren Konvente geeignet gewesen zu sein, da diese auch die dafür notwendige Infrastruktur boten.

In Bremen wurden in den Jahren 1273, 1300, 1327 und 1346 Provinzkapitel der Saxonica abgehalten.⁷⁷ In Hamburg fanden zum Vergleich fünf Provinzkapitel statt, in Lübeck sieben. Die am stärksten frequentierten Niederlassungen waren Berlin mit insgesamt 13 Provinzkapiteln, Magdeburg, Leipzig und Erfurt

mit jeweils zwölf Niederlassungen sowie Halberstadt und Halle mit ca. neun Kapiteln. Diese Häufung hängt aber sicher neben den frühen Gründungen auch mit der zentralen Lage dieser Konvente innerhalb der Provinz zusammen, die bis zu ihrer Teilung 1517 von Niederdeutschland bis nach Schlesien und in den baltischen Raum reichte. Es ist naheliegend, dass die Termine für die Kapitel mit wichtigen Ereignissen der Konvente kombiniert wurden, um ihnen eine gewisse Würde zu verleihen. Insbesondere, wenn die Anreise an die Grenzen der Ordensprovinz beschwerlicher und seltener war. Das Kapitel 1273 ging beispielsweise der Gründung der bremischen Kustodie voran. So könnten möglicherweise die Jahre 1300 und 1327 mit dem Baubeginn und der Fertigstellung (Weihe) der Klosterkirche im Zusammenhang stehen.

Ferner besaß das bremische Kloster als höhere Organisationseinheit ein Ordensstudium. Das sogenannte *studium custodiale* vermittelte Kenntnisse in den Artes liberales und Grundlagen der Theologie. Zukünftige Lektoren und Leitungspersonen mussten *studia generalia*, das sind Studien an höheren ordensinternen Studieneinrichtungen, absolvieren. Das Generalstudium der Saxonica befand sich zunächst in Magdeburg und wurde schließlich im 14. Jahrhundert nach Erfurt verlegt.

Oft kann nachgewiesen werden, dass sich besondere Bedeutungen von Niederlassungen (zum Beispiel Hierarchie, Studium, Heiligkeit, Grablege) in deren Architektur widerspiegeln.⁷⁸ Beispielsweise repräsentierte die Franziskanerkirche St. Katharinen in Lübeck mit ihrer auch für franziskanische Verhältnisse bemerkenswerten Architektur die hiesige weitverzweigte Kustodie zu einer Zeit, nachdem die Franziskaner in Lübeck durch den ansässigen Klerus angefeindet und sogar exkommuniziert waren.⁷⁹ Entgegen allen Gepflogenheiten besitzt St. Katharinen ein Querhaus und eine Krypta. Es ist daher nicht spekulativ, dass die mittelalterliche Architektur von St. Johann dementsprechend auch den Anspruch als Hauptort der franziskanischen Kustodie Bremen widerspiegelt.

Literatur

Binding 1989

Binding, Günther: Maßwerk, Darmstadt 1989.

Dillschneider 1973

Dillschneider, Karl: St. Johann in Bremen. Aus der Geschichte der Kirche und dem Leben der Gemeinde, Bremen 1973.

Franziskus Testament

Dieter Berg; Leonhard Lehmann (Hg.): Franziskus-Quellen – Die Schriften des heiligen Franziskus, Lebensbeschreibungen, Chroniken und Zeugnisse über ihn und seinen Orden, im Auftrag der Provinziale der deutschsprachigen Franziskaner, Kapuziner und Minoriten (= Die Zeugnisse des 13. und 14. Jahrhunderts zur Franziskanischen Bewegung, Bd. 1), Kevelaer 2009.

Freed 1977

Freed, John B.: The Friars and the German Society in the Thirteenth Century, Cambridge 1977.

Geschichte Saxonia 1

Volker Honemann (Hg.): Geschichte der Sächsischen Franziskanerprovinz. Band 1: Von den Anfängen bis zur Reformation, Paderborn 2015.

Helten 2006

Helten, Leonard: Mittelalterliches Maßwerk. Entstehung – Syntax – Topologie, Berlin 2006.

Mindermann 2000

Mindermann, Arend: Zur Geschichte des Stader Franziskanerklosters St. Johannis, in: Wissenschaft und Weisheit 63 (2000) 1, S. 61–85.

Preßler 2014

Preßler, Erhard: Der Verdener Dom und sein außergewöhnliches Dachwerk, in: Als Zimmerleute Großes schufen – Monumentale Dachwerke über mittelalterlichen Hallenkirchen. Zum Forschungsstand bei »aufgeständerten Kehlbalkendachwerken«. Arbeitsheft der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen, 12 (2014), S. 79–86.

Schenkluhn 1985

Schenkluhn, Wolfgang: Ordines studentes. Aspekte zur Kirchenarchitektur der Dominikaner und Franziskaner im 13. Jahrhundert, Berlin 1985.

Schenkluhn 2000

Schenkluhn, Wolfgang: Architektur der Bettelorden. Die Baukunst der Dominikaner und Franziskaner in Europa, Darmstadt 2000.

Schliemann 2020

Schliemann, Ruth: Die Bettelordensklöster St. Maria-Magdalena und St. Johannis, Hamburg, Phil. Diss. Univ. Hamburg 2020.

Schöfbeck 2014

Schöfbeck, Tilo: Monumentale Hallendachwerke in Nordostdeutschland, in: Als Zimmerleute Großes schufen – Monumentale Dachwerke über mittelalterlichen Hallenkirchen. Zum Forschungsstand bei »aufgeständerten Kehlbalkendachwerken«. Arbeitsheft der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen, 12 (2014), S. 57–78.

Stein 1962

Stein, Rudolf: Romanische, Gotische und Renaissance-Baukunst in Bremen. Erhaltene und verlorene Baudenkmäler als Kultur- und Geschichtsdokumente, Bremen 1962, S. 171–186.

Tacke 2006

Tacke, Wilhelm: St. Johann in Bremen. Eine über 600-jährige Geschichte von den Bettelbrüdern bis zu den Präpsten, Bremen 2006.

Tacke 2011

Tacke, Wilhelm: Kurze Geschichte der Propsteikirche St. Johann in Bremen, in: Denkmalpflege in Bremen, Heft 11, Bremen 2011.

Thomas von Celano

Grau, Engelbert: Thomas von Celano. Leben und Wunder des hl. Franziskus von Assisi (Franziskanische Quellenschriften 5), Werl 1988.

Todenhöfer 2007

Todenhöfer, Achim: Apostolisches Ideal im sozialen Kontext. Zur Genese der euro-

- päischen Bettelordensarchitektur im 13. Jahrhundert, in: Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft 34 (2007), S. 43–75.
- Todenhöfer 2010a
 Todenhöfer, Achim: Kirchen der Bettelorden. Die Baukunst der Dominikaner und Franziskaner in Sachsen-Anhalt, Berlin 2010.
- Todenhöfer 2010b
 Todenhöfer, Achim: Zeichen der Herrschaft. Zur Bedeutung des reduzierten Zweiturm-Motivs an Westfassaden anhaltischer und märkischer Bettelordens- und Zisterzienserkirchen im 13. Jahrhundert, in: 1259. Altenberg und die Baukultur im 13. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Alterberger Dom-Vereins 10), Regensburg 2010, S. 281–300.
- Ulpts 1992
 Ulpts, Ingo: Zur Rolle der Mendikanten in städtischen Konflikten des Mittelalters. Ausgewählte Beispiele aus Bremen, Hamburg und Lübeck, in: Bettelorden und Stadt. Bettelorden und städtisches Leben im Mittelalter und in der Neuzeit (Saxonia Franciscana 1), Werl 1992, S. 131–152.
- Untermann 2001
 Untermann, Matthias: Forma Ordinis. Die mittelalterliche Baukunst der Zisterzienser, München 2001.
- Untermann 2009
 Untermann, Matthias: Handbuch der mittelalterlichen Architektur, Stuttgart 2009.
- Urkundenbuch
 Ehmck, Diedrich R.; Bippen, Wilhelm von; Entholt, Hermann (Bearb.): Bremisches Urkundenbuch, 6 Bde., Bremen 1873–1941.
- Zahlten 1985
 Zahlten, Johannes: Die mittelalterlichen Bauten der Dominikaner und Franziskaner in Niedersachsen und ihre Ausstattung. Ein Überblick, in: Stadt im Wandel; Bd. 4, Stuttgart-Bad Cannstatt 1985, S. 371–412.

Anmerkungen

- 1 Thomas von Celano, 2, 10
- 2 Franziskus Testament, 23.
- 3 Todenhöfer 2010a, 302.
- 4 Ulpts 1992, Zur Geschichte der Franziskaner.
- 5 Nach der Chronik Alberts von Stade. Siehe Mindermann 2000, 62.
- 6 Urkundenbuch I, 217.
- 7 Graf 1995, 113f.
- 8 Todenhöfer 2010a, 198.
- 9 Siehe Anm. 5.
- 10 Todenhöfer 2010a, 303.
- 11 Vgl. Mindermann, 62.
- 12 Todenhöfer 2010a, 78.
- 13 Urkundenbuch I, 444.
- 14 Stein 1962, 171.
- 15 Vgl. Todenhöfer 2007, 229–237.
- 16 Ebd.
- 17 Die Diskussion bei Tacke 2006, 142–145.
- 18 Vgl. Schlager 1911/12.
- 19 Tacke 2011.
- 20 Ebd., 57f.
- 21 Todenhöfer 2010a, 315–319.
- 22 Ebd., 200.
- 23 Ebd.
- 24 Urkundenbuch I, 498.
- 25 Todenhöfer 2010a, 319–321.
- 26 Ebd., 15–21.
- 27 Tacke 2011; Tacke 2006.
- 28 Siehe Anm. 24.
- 29 Vgl. Stein 1962, Abb. 105f.
- 30 Vgl. ebd., 148 und Abb. 170, 172f.
- 31 Ebd., 213.
- 32 Binding 1989, 250–269, insbesondere 265. Mit frühem Datum der Chorfertigstellung.
- 33 Stein 1962, 171; Dillschneider 1973.
- 34 Stein 1962, Abb. 168.
- 35 Zur Erneuerung der quergespannten Langhausdächer von Unser Lieben Frauen ca. 1345 (d) siehe den Beitrag von Georg Skalecki in diesem Heft. Zur 1959 abgebrochenen Ruine der Ansgariiikirche fehlen detaillierte Nachuntersuchungen. Umbau zur Hallenkirche siehe Stein 1962, 136–138.
- 36 Todenhöfer 2010a, 276.
- 37 Zu den Umbauten des 19. und 20. Jahrhunderts siehe Tacke 2011.
- 38 Es existieren zwei Längsschnitte durch die Kirche. Aufgenommen vom ehemaligen Bremer Dombaumeister und Baudirektor Ernst Ehrhardt, der sie für

- die Publikation »Bremen und seine Bauten« anfertigte. Beide Aufnahmen unterscheiden sich teilweise in ihren Details. Die hier abgebildete Zeichnung ist die detailreichere, wirkt weniger schematisch und ist damit offenbar genauer als die andere Zeichnung. Ihr fehlen jedoch die doppelten Binder über den Gewölbegurten des Mittelschiffs. Diese waren mit Bleistift nachgetragen worden. Planarchiv LfD.
- 39 Schöpfbeck 2014, 59.
- 40 In einem möglicherweise älteren Aufmaß hat Ernst Ehrhardt diese Konsolen nicht eingezeichnet. Möglicherweise hielt er sie nicht für original. Planarchiv LfD, Querschiff von St. Johann.
- 41 Preßler 2014, 80.
- 42 Tacke 2011, 62.
- 43 Todenhöfer 2010a, 221f.
- 44 Unter anderem Zahlten 1985.
- 45 Schliemann 2002, Abb. 7 und 22ff.
- 46 Zahlten 1985, 399.
- 47 Todenhöfer 2010a, 219–221.
- 48 Dillschneider 1973, 51–53; Tacke 2006, 230f.
- 49 Todenhöfer 2010a, 243–245.
- 50 Ebd., 237–239.
- 51 Zahlten 1985, 374.
- 52 Todenhöfer 2010a, 237–239.
- 53 Schliemann 2002.
- 54 Stein 1962, 187–194. Stein schreibt zwar, dass es sich bei dem um 1285 geweihten Bau der Katharinenkirche um eine Basilika gehandelt habe, aber dies scheint unwahrscheinlich, da bereits um 1253 ein Kloster inklusive einer Kirche – vermutlich eine Basilika – bestand. Der überlieferte Bau war eindeutig eine Hallenkirche. Grund- und Aufriss dieser Kirche korrelieren zudem mit zeitgleichen Hallenkirchen der Dominikaner (s. o.).
- 55 Todenhöfer 2010a, 240.
- 56 Siehe Anm. 17.
- 57 Stein 1962, 119–146.
- 58 Ebd., 147–170.
- 59 Ebd., 21.
- 60 Untermann 2009, 60f.
- 61 Todenhöfer 2010a, 239–245.
- 62 Stein 1962, Abb. 168.
- 63 Ebd., 199.
- 64 Planarchiv LfD, Grundriss von St. Katharinen mit eingetragendem Polygon.
- 65 Stein 1962, 153.
- 66 Ebd., Abb. 161.
- 67 Todenhöfer 2007, 46f.
- 68 Helten 2006.
- 69 Todenhöfer 2007, 61f.
- 70 Tacke 2006, 134.
- 71 Die figuralen Kapitelle sind beispielweise gut mit denen des halleschen Domes zu vergleichen. Vgl. Todenhöfer 2010a, 266f.
- 72 Vgl. Stein 1962, Abb. 177f.
- 73 Ebd., Abb. 244–247.
- 74 Untermann 2001.
- 75 Todenhöfer 2010b.
- 76 Freed 1977, 183.
- 77 Geschichte Saxonia, Tabelle 6.
- 78 Schenkluhn 1985; Schenkluhn 2000; Todenhöfer 2010, 207–218.
- 79 Todenhöfer 2010a, 208f.

Jessica Hänsel

Verborgene gotische Gewölbe in Bremen

Nicht alle baulichen Zeugnisse der Gotik in Bremen kündigen sich durch weithin sichtbare Kirchtürme oder -dächer an, wie etwa im Fall der Kirche Unser Lieben Frauen oder St. Johann. Auch an weitestgehend versteckten und wenig beachteten Orten der Bremer Altstadt kann man Spuren dieser Epoche finden, wenn man die historische Topographie der Stadt kennt. Hier haben sich eine Reihe von gotischen Gewölben erhalten, von denen die noch aus der Erbauungszeit des Alten Rathauses ab 1405 stammende Große Halle des Bremer Ratskellers, die zum Pflichtprogramm jeder umfassenden Rathausführung gehört, sicherlich das bekannteste darstellen dürfte. Aber auch einige eher verborgene Beispiele gotischer Wölbe-technik lassen sich in der Innenstadt auffinden, die in Hinblick auf ihre Bau- und Nutzungsgeschichte nicht weniger bedeutend sind. Dazu gehören die Unterkirche von St. Elisabeth, die Klosterkirche der Deutschordenskomturei an der Ostertorstraße und das sogenannte Refektorium des Dominikanerklosters am Katharinenklosterhof.

Für das mittelalterliche Bremen waren die hier angesiedelten christlichen Ordensgemeinschaften von großer Bedeutung, da sie nicht nur im sozialen Gefüge der Stadt eine wichtige Rolle spielten, sondern mit ihren Klosteranlagen und Ordenskirchen auch den Stadtraum selbst maßgeblich prägten. Während sich von dem Franziskanerkloster St. Johann, das im vorherigen Beitrag ausführlich betrachtet wurde, noch das beeindruckende Kirchengebäude erhalten hat und vom einstigen Einfluss seiner Bauherren zeugt, sind von dem ehemaligen Katharinenkloster sowie der Komturei des Deutschen Ordens nur wenige Überreste vorhanden, die man an ihren innerstädtischen

Standorten kaum vermutet: zwei mittelalterliche Gewölbe, verborgen unter modernen Neubauten, deren einstige Bedeutung sich heute nur noch an den Namen der angrenzenden Straßen, der Katharinen- und der Komturstreße, ablesen lässt. Ihre Entstehungsgeschichte sowie der neuzeitliche Umgang mit diesen Zeugnissen mittelalterlicher Baukunst sollen Thema dieses Beitrags sein.

Die Unterkirche der Komtureikirche St. Elisabeth

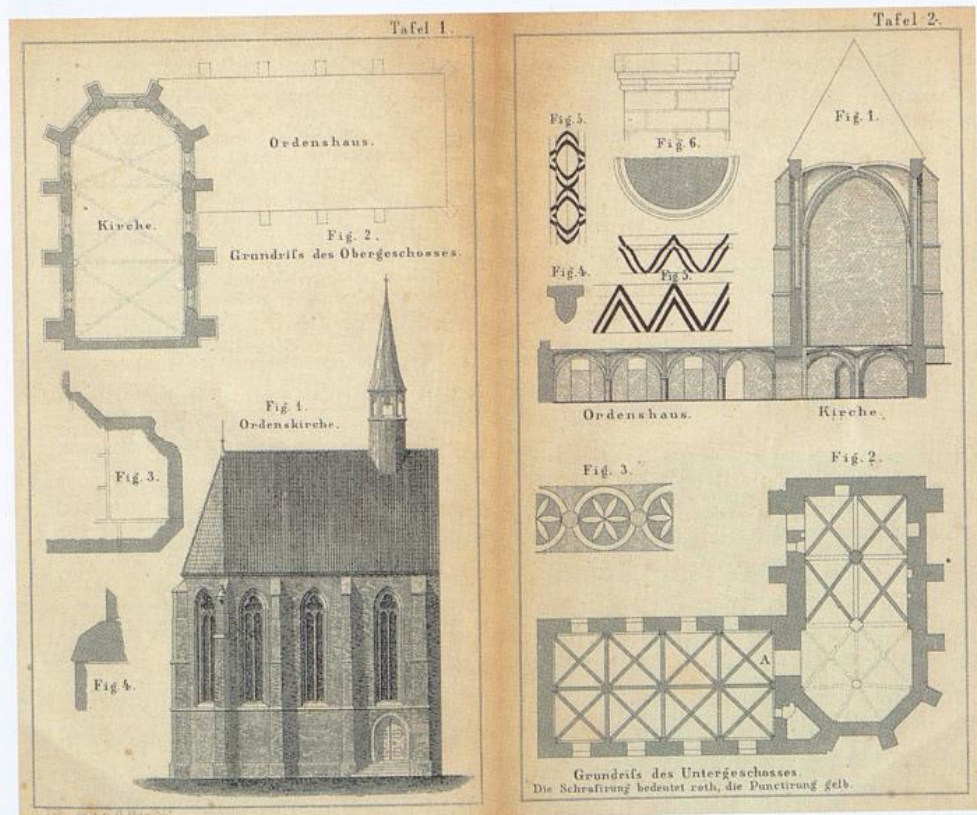
Die Bremer Deutschordenskomturei wurde in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in der Altstadt nahe dem damaligen Ostertor eingerichtet, wo die Komturstreße heute noch an das Wirken dieser Ordensgemeinschaft erinnert.

Der Deutsche Orden geht vermutlich auf die im 12. Jahrhundert von Bremer und Lübecker Kreuzfahrern initiierte Einrichtung eines Feldlazarets zurück, das im Zuge der Belagerung der durch ihre Lage an der Levanteküste strategisch bedeutenden Hafenstadt Akkon entstanden sein soll. Im Jahr 1198 wurde die Hospitalbruderschaft dieser Kreuzfahrer dann offiziell in den Stand eines Ritterordens erhoben. In Bremen erfolgte 1230 die Gründung einer Niederlassung der Ordensbruderschaft, die hier das an der Ostertorstraße gelegene und zu diesem Zeitpunkt noch dem Domkapitel unterstellte Heiliggeist-Spital übernahm.¹ Der Erwerb von Ländereien und Gütern in der späteren Hansestadt und ihrem Umland und die mit deren Bewirtschaftung verbundenen Einkünfte erlaubten der Bruderschaft den Ausbau des Hospitals, welches den Namen Deutsches Haus erhielt.²

Im Jahr 1238 sprachen Rat und Bürgerschaft der Stadt Bremen dem Orden schließlich das zwischen Ostertorstraße und der sogenannten Klosterbalge, einem Nebenarm der Weser, gelegene Grundstück hinter dem Heiliggeist-Spital zu. Die Komturei entwickelte sich nun zu einem großzügigen Gebäudekomplex mit Gartenanlagen und Stallungen, da die Ordensgemeinschaft der Stadt Pferde und Knechte zur Verfügung zu stellen hatte. Im Rahmen dieser Neubauten wurde vermutlich auch ein erstmals im Jahr 1240 an dieser Stelle erwähntes Kirchengebäude errichtet.³ Es ist anzunehmen, dass sich diese erste Kirche am gleichen Standort befand, an dem rund vier Jahrzehnte später, um 1280, die Kirche St. Elisabeth entstehen sollte. Bei letzterer handelte es sich um

einen schlichten, einschiffigen Backsteinbau, der sich in eine Ober- und eine Unterkirche gliederte.⁴

Die Unterkirche von St. Elisabeth war zur Zeit ihrer Erbauung vermutlich zunächst zu ebener Erde gelegen und sank erst im Laufe der Jahrhunderte durch wiederholte Geländeaufschüttungen unter das heutige Straßenniveau ab. Darüber hinaus besaß sie ursprünglich wohl eine sehr viel größere Raumhöhe, die erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts durch den Einbau niedrigerer Gewölbe verringert wurde. Die zeitgleiche Errichtung einer Oberkirche machte in den unteren Gewölben den Einbau von gemauerten Mittelpfeilern erforderlich, die das Gewicht des Fußbodens des oberen Bauteils zu tragen hatten.



Bestandsaufnahme und Rekonstruktionsversuch der Komtureikirche St. Elisabeth,
Lithographie, 1865



Komtureikirche St. Elisabeth nach ihrem Umbau zum Packhaus, Ansicht von Osten, um 1956

Diese
men
Orde
da d
höhe
zeige
beide
staby
ein
I
ents
Deu
fluss
Blüt
unge
der n
der
seine
pfei
gele
bere
eine
liche

sch
Bren
auch
scha
dere
die
So
amt
(un
Bra
tigt
Rol
vor
Ze
me
ein
mc
füh
de
Da
der
hat
Rep

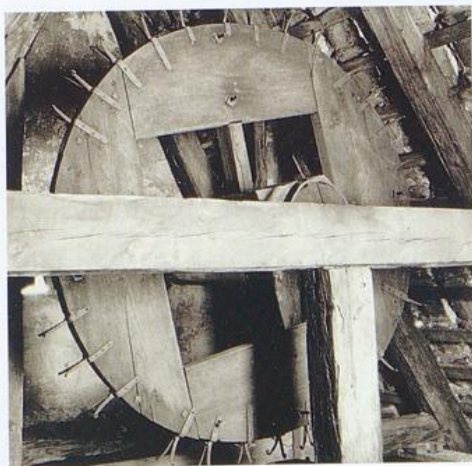
Diese Maßnahmen dürften im direkten Zusammenhang mit dem Anbau des benachbarten Ordenswohnhauses durchgeführt worden sein, da dessen Untergeschoss die gleiche Raumhöhe aufweist wie die Unterkirche. Weiterhin zeigen die aus Formsteinen gebildeten Rippen beider Gewölbe ein übereinstimmendes Birnenstabprofil, was ebenfalls als Hinweis auf eine einheitliche Bauzeit gelesen werden kann.⁵

Die umfangreichen Neubaumaßnahmen entstanden zu einem Zeitpunkt, als sich der Deutsche Orden in Hinblick auf seinen Einfluss und seine finanzielle Situation in einer Blütezeit befand. Dennoch kam es aus bisher ungeklärten Gründen nicht zur Fertigstellung der neuen Komturkirche St. Elisabeth. Lediglich der mit seiner hohen, schlanken Gestalt sowie seinen schmalen Spitzbogenfenstern und Strebpfeilern an den Chor der nicht weit entfernt gelegenen Kirche St. Johann erinnernde Chorbereich wurde vollendet und nach Westen mit einer Mauer verschlossen, während das eigentliche Kirchenschiff nie zur Ausführung kam.

Vom Beginn des 15. Jahrhunderts an verschlechterte sich die finanzielle Situation der Bremer Ordensniederlassung allmählich. Aber auch ihr Ansehen innerhalb der Stadtgemeinschaft sank im Laufe der Zeit, wozu unter anderem eine Reihe von Skandalen beitrug, in die ihre jeweiligen Komture verwickelt waren. So wurde beispielsweise der von 1470 bis 1519 amtierende Komtur Jasper von Münchhausen (um 1470–1519) der Beihilfe zum Raub, der Brandstiftung und der Falschmünzerei verdächtigt. Einem seiner Nachfolger, dem Komtur Rolf von Bardewisch (um 1484–1531), wurde vorgeworfen, Urkunden über die zu diesem Zeitpunkt strittigen Besitzverhältnisse der Bremer Bürgerweide vorsätzlich zurückzuhalten – eine Verdächtigung, die 1531 zu seiner Ermordung und zur Plünderung der Komturei führte.⁶ Bei diesem gewaltsamen Übergriff wurde der Turm der Elisabethkirche, auf deren Dachboden der Komtur auf seiner Flucht vor den aufgebrachtten Bürgern Schutz gesucht hatte, beschossen und stark beschädigt. Eine Reparatur unterblieb und die Überreste verfi-

len allmählich, bis es im Jahr 1547 schließlich zum Einsturz des ehemaligen Kirchturms kam.⁷ Die Komturei selbst wurde 1559 zunächst an die Stadt verpfändet, bis sie dann im Jahr 1562 endgültig in deren Besitz überging.⁸

Auf dem Komtureigelände wurde nun ein städtischer Marstall eingerichtet. In das ehemalige Ordenswohnhaus zog zu Beginn des 17. Jahrhunderts die erste städtische Münzwerkstatt. In der Folge war der ehemalige Sitz des Deutschen Ordens auch als *Münzhof* bekannt.⁹ Nachdem der Gebäudekomplex gegen Ende des 18. Jahrhunderts aus dem Eigentum der Stadt in den Privatbesitz einzelner Bremer Bürger überging, entstanden entlang der Ostertorstraße zahlreiche neue Wohnhäuser, die von nun an die Sicht auf die Elisabethkirche verdeckten. Letztere wurde im Jahr 1806 zu einem Packhaus umfunktioniert. Im Rahmen dieser von echt bremischer Geschäftstüchtigkeit diktierten radikalen Umnutzung verschwanden die Gewölbe der Oberkirche sowie auch der Ostteil der Unterkirche, es wurden mehrere Lagerböden in das Bauwerk eingezogen und große Ladeluken in die Mittelachse der stark veränderten Chorfassade eingebaut. Eine im Dachboden installierte Seilwinde mit großem Windenrad diente der Beförderung des Lagerguts



Windenrad im Dachstuhl der Komtureikirche St. Elisabeth, um 1956

von der Straße in die einzelnen Lagerebenen. Darüber hinaus erfolgte auch der Abbruch des ehemaligen Ordenswohnhauses, von dem lediglich ein Teil des Untergeschosses mit seiner zweischiffigen Halle verschont blieb, über der dann 1849 ein Neubau errichtet wurde. Die Überreste des Chors der Komtureikirche wurden im Jahr 1909 mit der von der Bremer Bürgerschaft vorgenommenen Verabschiedung des *Gesetzes, betreffend den Schutz von Baudenkmalern und Straßen- und Landschaftsbildern* unter Denkmalschutz gestellt.¹⁰

Im Verlauf des Zweites Weltkriegs diente die Unterkirche als Luftschutzraum. Zu diesem Zweck stellte man aussteifende Zwischenwände in die Gewölbe ein und verstärkte letztere mit einer Unterkonstruktion aus Eisenbeton.¹¹ Während die ehemalige Unterkirche der Komturei die Bombenangriffe der letzten Kriegsjahre beinahe unbeschadet überstand, wurden sowohl der überwiegende Teil der Gewölbe im Untergeschoss des Ordenshauses als auch die



Komtureikirche St. Elisabeth, Mittelpfeiler in der Unterkirche

um die Oberkirche gruppierten Wohnhäuser an der Ostertorstraße weitestgehend zerstört. Der nun freigelegte historische Kirchenbau verlief in der Folgezeit zusehends.¹²

Im Rahmen von Wiederaufbauplänen, die in der Mitte der 1950er Jahre für das Schnoorviertel aufgestellt wurden, stellte auch der zukünftige Umgang mit der Komtureikirche ein wichtiges Thema dar. Für den Erhalt des Gebäudes gab es sowohl Für- als auch Gegensprecher, jedoch stimmte die Mehrheit der städtischen Baudeputation im Jahr 1956 für einen Abriss der Gebäudereste, in denen sie keinen besonderen Wert erkennen konnten. Der damalige Direktor des Bremer Staatsarchivs, Friedrich Pruser (1892–1974), plädierte dagegen für eine Wiederherstellung des Kirchengebäudes. Schließlich wurde durch die Bremer Oberbaudirektion unter der Leitung Franz Rosenbergs (1911–1994) sowie des Bausenators Alfred Balcke (1894–1972) der als Kompromiss empfundene Vorschlag zur Erhaltung der Unterkirche unterbreitet, die in eine zukünftige Neubebauung einbezogen werden sollte, während der Denkmalschutz für die Oberkirche aufgehoben wurde. Dieser oberirdische Teil des Gebäudes kam in der Folge Ende 1957 vollständig zum Abbruch.¹³ Erhalten blieben die Gewölbe der Unterkirche sowie ein Joch des daran anschließenden Untergeschosses des ehemaligen Ordenswohnhauses.

Bei der Unterkirche von St. Elisabeth handelt es sich um einen zweischiffigen Raum mit bauzeitlich sechs Kreuzgewölbejochen, von denen heute noch vier überliefert sind. Die schlichten Backsteinrippen der Gewölbe liegen auf einem gemauerten Mittelpfeiler mit kreuzförmigem Querschnitt auf. Der östliche Abschluss des Bauwerks wird von einem polygonalen Chor gebildet. Das im Südosten an die Kirche anschließende Untergeschoss des ehemaligen Ordenswohnhauses war ursprünglich ebenfalls zweischiffig ausgebildet. Der halbenartige Raum besaß acht gemauerte Kreuzgewölbejoch, deren Rippen – genau wie diejenigen der Unterkirche – für die Gotik charakteristische Birnstabprofile aufwiesen. Die drei

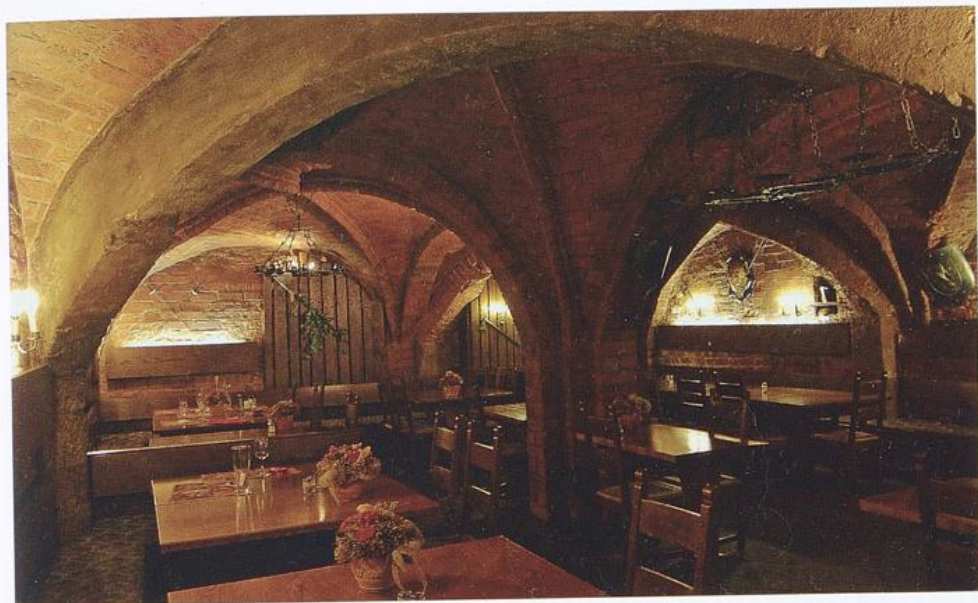


Komtureikirche St. Elisabeth, Nordostjoch der Gewölbe in der Unterkirche, um 1956

tragenden Mittelsäulen waren allerdings deutlich aufwändiger gestaltet als in der Unterkirche; sie verfügten beispielsweise über Kapitelle aus gebrannten Formsteinen. Reste einer Ausmalung ließen darauf schließen, dass die Halle im Untergeschoss des Ordenswohnhauses einst mit schwarzen, geometrischen Ornamenten auf weißem Grund ausgestaltet war. Nach den Beschädigungen im Zweiten Weltkrieg und dem

Verfall der Folgezeit haben sich von der Halle nur noch Reste ihrer Umfassungsmauern sowie ein letztes im Südosten an die Unterkirche angrenzendes Gewölbejoch erhalten.¹⁴

Lange Zeit blieben diese baulichen Überreste der einst so bedeutenden Bremer Komturei des Deutschen Ritterordens ungenutzt, bis in den 1970er Jahren ein großangelegtes Neubauprojekt für das Grundstück an der



Ehemalige Unterkirche der Komtureikirche St. Elisabeth, Gastraum des Restaurants »Comturei«

starken Kontrast zu der historistischen Fassadengestaltung des gegenüberliegenden alten Gerichtsgebäudes, mit dem ihn ein markanter gläserner Brückenbau verbindet.¹⁶

In diesen zweiten Bauabschnitt wurden auch die nunmehr sanierten mittelalterlichen Gewölbe der ehemaligen Komturei integriert. Für ihre zukünftige Nutzung trafen die Verantwortlichen jedoch erst im Jahr der Einweihung des Neubaus eine Entscheidung. Die anfänglich für das historische Bauwerk angedachte Umwandlung in einen Ausstellungsraum des Staatsarchivs konnte sich letzten Endes nicht durchsetzen; stattdessen entschied man sich zur Einrichtung eines Restaurants in den als besonders atmosphärisch empfundenen Räumlichkeiten. 1976 konnte hier schließlich die Gaststätte Comturei eingeweiht werden,¹⁷ die bis heute unter diesem Namen geführt wird.

Den Zugang zu den Gewölben findet man im Erdgeschoss des südöstlichen Amtsgerichtsfüßels an der Ecke Ostertorstraße/Komturstraße. Seit 1982 setzt an dieser Stelle das geschosshohe Wandrelief *Im Fadenkreuz der Justiz* des Bremer Bildhauers Manfred Lohrengel



Amtsgericht an der Ostertorstraße/Ecke Komturstraße, Ansicht von Nordosten, 2020

(1937–2006) einen besonderen Akzent im Straßenraum und lenkt damit auch den Blick auf den an sich eher unscheinbaren Eingangsbereich der *Comturei*, den man sonst leicht übersehen könnte.

Das sogenannte Refektorium des Katharinenklosters

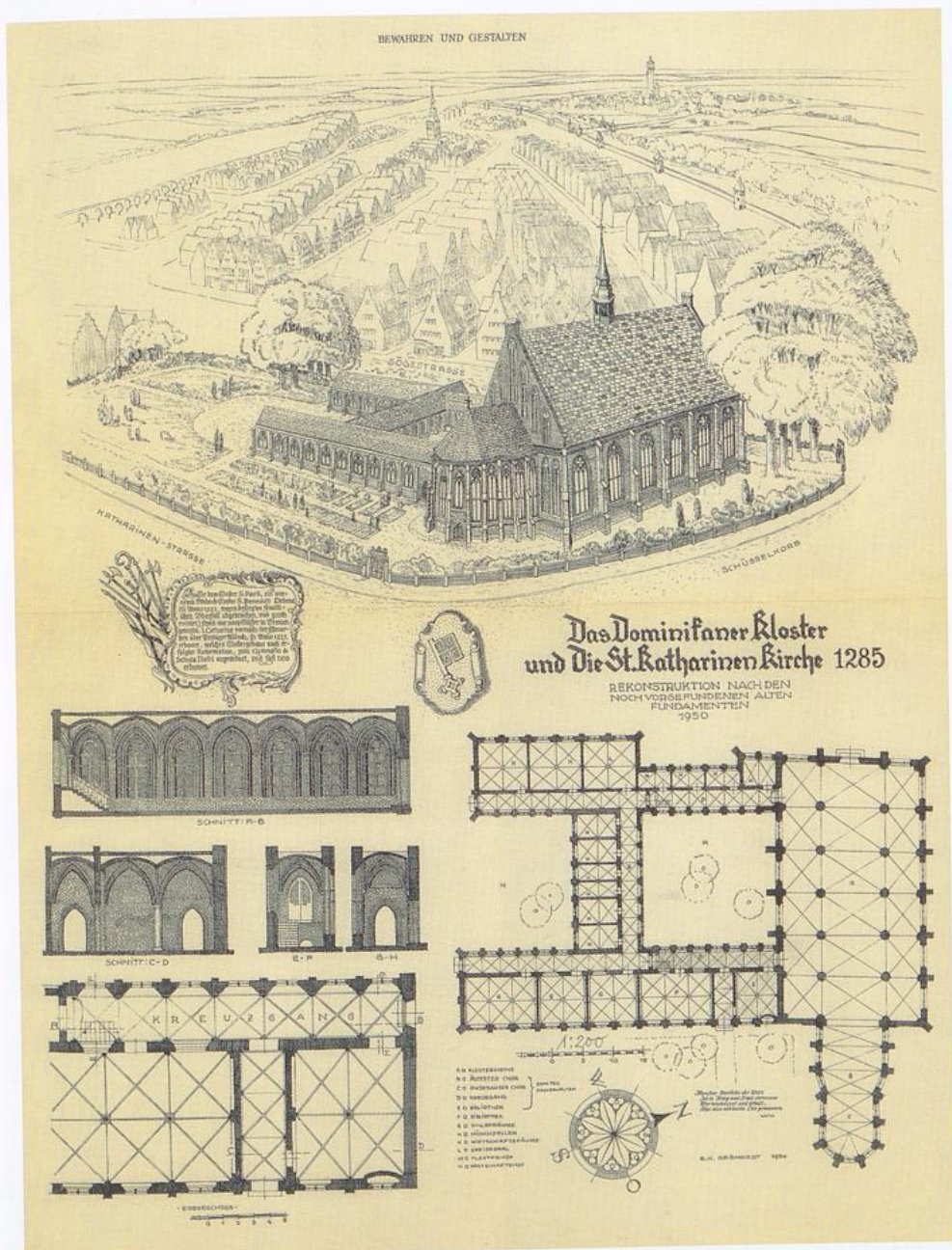
Das ehemalige Katharinenkloster war eine Ordensniederlassung der Dominikaner, die diese auf Einladung des Erzbischofs Gerhard II. von der Lippe um 1225 in Bremen gründeten. Die Mönche erhielten ein noch unbebautes Grundstück inmitten des mittelalterlichen Stadtzentrums an der Sögestraße von einem Bremer Bürger zum Geschenk. Die hier errichtete erste Klosteranlage war wohl kein vollständiger Neubau, sondern bezog möglicherweise ein zu diesem Zeitpunkt bereits hier existierendes, der Heiligen Katharina geweihtes Zisterzienserkloster mit ein. Nachdem der Orden 1253 und 1261 weitere Grundstücke vom Rat zu Bremen erhielt, folgte in einer weiteren Ausbauphase der Klosteranlage die Errichtung eines neuen Kirchengebäudes.¹⁸ Die Dominikaner hatten mittlerweile in kirchenpolitischer Hinsicht stark an Ansehen gewonnen, da sie das Erzbistum Bremen 1234 im Kreuzzug gegen den oldenburgischen Landstrich Stedingen unterstützt hatten.¹⁹

Im Rahmen der vorerst letzten, im 15. Jahrhundert durchgeführten Erweiterung des Klosters wurde die Katharinenkirche schließlich von einer Basilika zu einer dreischiffigen Backstein-Hallenkirche umgebaut.²⁰ Das von Kreuzgewölben überdeckte Kirchenschiff wurde im Osten von einem polygonalen Chor abgeschlossen und von hohen, spitzbogigen Maßwerfenstern belichtet. Dieses Bauwerk besaß den Ordensregeln der Dominikanermönche entsprechend keinen Turm, ragte aber mit seinem hohen, steilen Satteldach sowie seinem Dachreiter²¹ weit über die umliegende Wohnbebauung hinaus und grenzte mit seinem Chor an den heutigen Schlüsselkorb an. Im Süden schloss sich an das

Kirchengebäude der rund um einen Kreuzgang angeordnete Klosterkomplex mit seinen Wohn- und Wirtschaftsräumen an.

Nachdem im 16. Jahrhundert die neue Glaubenslehre der Reformationsbewegung in Bremen Fuß gefasst hatte, wurde das Dominikanerkloster im Jahr 1528 schließlich profaniert. 1597 fand eine Instandsetzung und gleichzeitige Umwidmung der Katharinenkirche statt, deren Kirchensaal von nun an das städtische Zeughaus beherbergte. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts blieb der Saal ein Aufbewahrung- und Ausstellungsort der städtischen Geschütze und Gewehre, Rüstungen und Fahnen.²² Erst nach den Napoleonischen Kriegen sahen Rat und Bürgerschaft keine Notwendigkeit zur Unterhaltung eines Zeughauses mehr, woraufhin der Kirchenraum ab 1820 von den Unternehmern und Kaufleuten der aufstrebenden Handelsstadt – analog zur ehemaligen Elisabethkirche – als Lagerhaus genutzt wurde. 1888 wurde der überwiegende Teil des westlichen Kirchenschiffs abgerissen, um einem neuen Geschäftshaus der Bremer Metallwaren- und Hausratsfirma Meyer & Weyhausen an der Ecke Schlüsselkorb und Sögestraße Platz zu machen.²³ Der noch erhaltene Chor mit einem letzten Rest des Kirchensaals diente weiterhin zu Lagerzwecken und verschwand nach und nach hinter den nun am Schlüsselkorb entstehenden Wohn- und Geschäftshäusern.

Doch nicht nur die Katharinenkirche selbst, sondern auch die ehemaligen Wohn- und Wirtschaftsgebäude des Klosters waren nach dessen Auflösung in die Verwaltung der Stadt übergegangen. Die wenigen noch verbliebenen Dominikanermönche schlossen 1534 mit dem Bremer Rat einen Vertrag, der ihnen die Nutzung ihrer Wohnräume, der Sakristei und der Kantorei sowie eines Teils der Wirtschaftsräume auf Lebenszeit zusicherte.²⁴ Für die übrigen Räumlichkeiten der weitläufigen Anlage fand sich unverzüglich eine neue Nutzung: Noch 1528, im Jahr der Schließung des Katharinenklosters, erfolgte die Gründung einer evangelischen Gelehrtenschule, die sich im Ostflügel der ehemaligen Klosteranlage einrichtete. Diese



Rekonstruktionsversuch des Katharinenklosters sowie Grundriss und Schnitte des sogenannten Refektoriums, gezeichnet von E. K. Gebhardt, 1950

sogenannte Lateinschule wurde 1584 in eine Akademie überführt, die nach einer weiteren Reform im Jahr 1610 zu einem *Gymnasium illustre* erhoben wurde. Obwohl die Bildungsanstalt nicht über das Recht zur Verleihung akademischer Grade verfügte, entwickelte sie sich zu einer weit über die Grenzen Bremens hinaus bekannten Einrichtung und kann als Vorläufer der Bremer Universität angesehen werden.²⁵ Sie besaß unter anderem eine wertvolle Bücher- und Handschriftensammlung, die den Grundstock der 1660 im Klostergebäude gegründeten, öffentlich zugänglichen *Bibliotheca Bremensis* bildete, aus der später die Stadt- und

schließlich die Staatsbibliothek Bremens hervorgehen sollte.²⁶

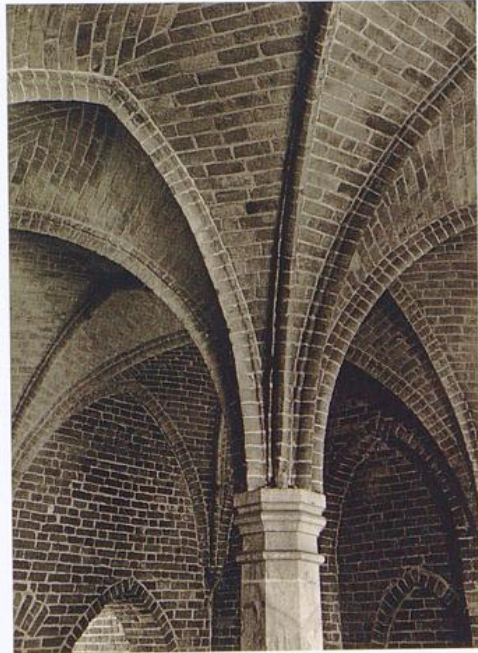
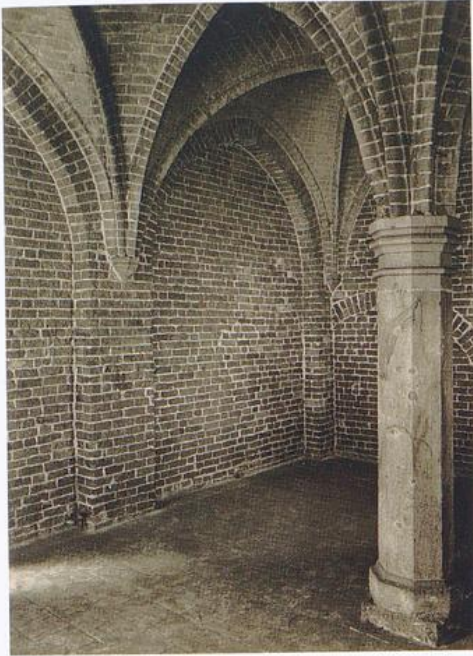
Das *Gymnasium illustre* beziehungsweise *Alte Gymnasium* verblieb noch bis zu seinem Umzug in die Dechanatstraße im Jahr 1817 in den ehemaligen Klostergebäuden, in welche anschließend unter anderem ein Pfand- und Leihhaus einzog. Der Ostflügel der Anlage wurde nun aufgestockt und nahm ab 1855 eine *Höhere Bürgerschule* auf, die 1868 in die *Realschule in der Altstadt* umgewandelt wurde. Die Stadtbibliothek zog Ende des 19. Jahrhunderts aus den ehemaligen Klostergewölben aus, die im Anschluss durch das Historische Museum der Stadt Bremen genutzt wurden, bis sie schließlich ab 1905 zur Unterbringung der Lehrerbibliothek der Realschule dienten.²⁷

Während die ehemaligen Wohn- und Wirtschaftsgebäude des Klosters im Laufe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts sukzessive ausgebaut, verändert oder gar durch Neubauten ersetzt wurden, fanden die Überreste der Katharinenkirche im Jahr 1909 Aufnahme in das neu angelegte Denkmalverzeichnis Bremens, welches im Dezember 1917 im Gesetzesblatt der Stadt veröffentlicht wurde. Sie gehörten zu den wenigen baulichen Zeugnissen der ehemaligen Klosteranlage, die die Bombenangriffe im Zweiten Weltkrieg überstanden. Weiterhin blieben Reste des Kreuzgangs sowie ein großer überwölbter Raum erhalten, der heute allgemein als *Refektorium* bekannt ist.

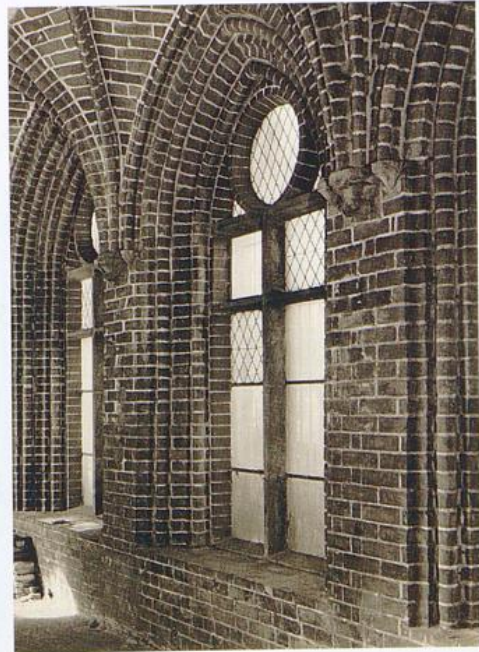
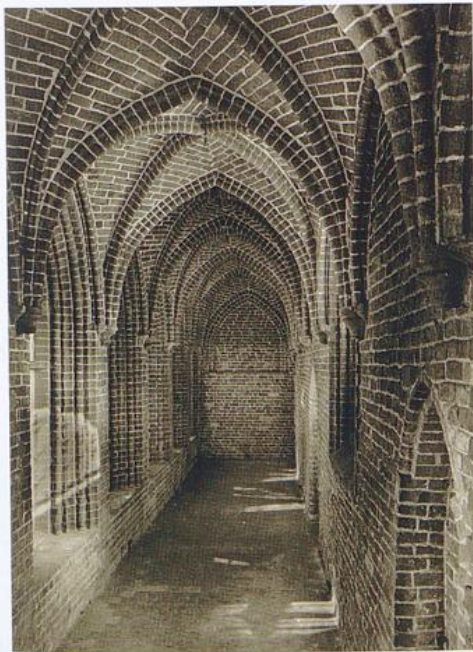
Der von dem lateinischen Wort *refectio* für Erholung beziehungsweise Erfrischung abgeleitete Begriff *Refektorium* bezeichnet den Speisesaal einer Klosteranlage. Nach neueren Erkenntnissen handelte es sich bei den erhaltenen Gewölben des Bremer Katharinenklosters jedoch viel wahrscheinlicher um den *Kapitelsaal* oder *Kapitelstube* genannten ehemaligen Versammlungs- und Beratungsraum der Dominikanermönche.²⁸ Der Raum besitzt einen annähernd quadratischen Grundriss von 7 Metern Breite und 8,33 Metern Tiefe. Seine vier gemauerten Gewölbejoche zeichnen sich durch Diagonal- und Gurtruppen mit birnenförmigen Profilen aus und werden von einem einzigen schlanken



Der Chor der Katharinenkirche um 1920



Sogenanntes Refektorium des Katharinenklosters, Ansichten von Gewölbe und Mittelpfeiler



Sogenanntes Refektorium des Katharinenklosters, Ansichten des ehemaligen Kreuzgangs



Sogenanntes Refektorium des Katharinenklosters, Konsole im ehemaligen Kreuzgang

Pfeiler getragen. Dieser achteckige Mittelpfeiler sowie die Wandkonsolen der Rippen bestehen aus Sandstein, während alle übrigen Bauteile in Backstein ausgeführt wurden.

Nach Süden hin ist dem Saal ein Quergang oder Korridor mit drei Gewölbejochen vorgelegt; an seiner Ostseite schließt sich ein Rest des ehemaligen Kreuzgangs an. Sieben Kreuzgewölbejoch und ebenso viele Fenster mit profilierten Gewänden und einfachem Maßwerk bilden hier die repräsentative Südfront des Bauwerks aus, wobei Pfosten- und Maßwerk sowohl aus Porta- als auch aus Backstein gefertigt worden sind. Die Rippen der in ihren Scheitelpunkten rund 5,60 Meter hohen Kreuzganggewölbe werden von halbrunden Konsolsteinen aus Sandstein abgefangen, deren Unterseiten zum Teil mit menschlichen Gesichtern geschmückt sind.

Die untereinander durch Portale verbundenen Räumlichkeiten zeigen in ihren Gewölberippen und -gurten die gleiche birnenförmige Profilierung, die sich einstmals auch in der Klosterkirche von St. Katharinen hatte finden lassen. Diese und weitere stilistische Verwandtschaften verweisen Saal und Kreuzgangreste in die Erbauungszeit der Katharinenkirche in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.²⁹

Die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs hatten nicht nur die Gebäude der Realschule so stark betroffen, dass die Bildungsanstalt geschlossen werden musste, sie hatten auch den

über viele Jahrzehnte hinter Wohn- und Geschäftshäusern verborgenen Chor der Katharinenkirche wieder im Straßenbild freigelegt. Was mit den wenigen überlieferten Relikten eines der bedeutendsten mittelalterlichen Sakralbauten Bremens jedoch zukünftig geschehen sollte, darüber herrschte allgemeine Uneinigkeit. Ein im Jahr 1950 durch die damalige Eigentümerin, die Deutsche Schiff- und Maschinenbau AG, eingereichter Abrissantrag wurde vorerst abschlägig beschieden. In der Folgezeit entstand eine ganze Reihe von Umnutzungskonzepten für die baulichen Überreste des ehemaligen Katharinenklosters. Vorgesehen war unter anderem der Umbau der ehemaligen Kirche zu einem Kinosaal sowie die Einbeziehung in eine Neubebauung des Klosterareals zur Unterbringung einer internationalen Universität, deren Planungen sich jedoch zerschlugen.³⁰ Auch die Idee, das sogenannte Refektorium für die Mittelalter-Abteilung des Focke-Museums herzurichten, wurde nicht in die Tat umgesetzt.

Die größte Schwierigkeit bei der Erhaltung des Chors der Katharinenkirche stellte eine für den Schüsselkorb beschlossene Straßenverbreiterung dar, für welche die Bebauungslinie entlang der Südseite der Straße deutlich zurückversetzt werden musste. Der Chor der Katharinenkirche stand der Umsetzung dieser Verkehrsplanung – im wahrsten Sinne des Wortes – im Wege. Vom Denkmalamt der Stadt Bremen wurde eine Kompromisslösung gearbeitet, nach der die äußeren Joche des Chors im Erdgeschoss geöffnet werden sollten, um den Fußgängerverkehr unterhalb des Chorraums hindurchleiten zu können. Diese ungewöhnliche, aber durchaus umsetzbare Idee traf allerdings nicht auf die Zustimmung der Bauverwaltung.³¹

Ein weiterer Vorschlag zum Umgang mit dem ehemaligen Klosterareal stammte von dem Bremer Architekten und Dombaumeister Friedrich Schumacher (1905–1993), der sich als Mitglied der in der Nachkriegszeit gegründeten *Aufbaugemeinschaft Bremen* intensiv mit der städtebaulichen Entwicklung der Altstadt auseinandersetzte. Schumacher regte Anfang des

Jahres 1954 an, das Gelände mit einer stilistisch an historische Bremer Wohn- und Geschäftshäusern angelehnten Neubebauung zu gestalten. Dabei sollten nicht nur die Überreste der Klostergewölbe erhalten, sondern auch die eingelagerten Spolien und Bauteile einiger nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs abgebrochener Baudenkmäler in die Fassaden der Neubauten integriert werden und nach Meinung Schumachers auf diese Weise zu neuen Ehren kommen. Allerdings wurden auch seine Anregungen letzten Endes nicht umgesetzt.³²

1957 kam es schließlich auf Beschluss des Bremer Senats zur Aufhebung des Denkmalschutzes für den Chor der ehemaligen Katharinenkirche, 1960 folgte der Abriss des Bauwerkes. Für das sogenannte Refektorium wurden nun die bereits in den 1950er Jahren angestellten Überlegungen zum Bau eines Parkhauses in direkter Nachbarschaft der mittelalterlichen Gewölbe konkretisiert und in die Tat umgesetzt.

Ab 1970 entstand zwischen Söge- und Katharinenstraße sowie Schüsselkorb nach Plänen der Architektengemeinschaft von Carsten

Schröck und Fritz Busse eine Hochgarage mit sieben Parkebenen, die um je ein halbes Geschoss zueinander versetzt liegen und über etwa 400 Stellplätze verfügen³³ und deren moderne Materialien und Formen einen selbstbewussten Bruch zu der ehemals hier vorhandenen historischen Bebauung darstellen. Carsten Schröck hatte sich in der Nachkriegszeit mit innovativen Tragwerkskonstruktionen und aufsehenerregenden Kirchenbauten wie der St. Lukas-Kirche in Grolland weit über die Grenzen Bremens hinaus einen Namen gemacht.

Laut Schröcks eigener Aussage ging es ihm bei diesem Bauprojekt nicht nur um die Schaffung zusätzlicher Parkmöglichkeiten in der Bremer Mitte, sondern auch um die Gestaltung eines innerstädtischen Erlebnisraumes.³⁴ Aus den verschiedenen Geländeneiveaus der Überreste des Katharinenklosters, der Sögestraße und des Schüsselkorbs sowie den Halbgeschossen der Parkdecks schuf der Architekt innerhalb der Erdgeschosszone der Hochgarage einen überdeckten Platz mit Ebenen unterschiedlicher Höhe, der dem Fußgängerverkehr vorbehalten war, während die Ein- und Ausfahrtsrampen



VORSCHLAG FÜR DEN AUSBAU DES CHORES DER KATHARINENKIRCHE IN BREMEN
SCHAUBILD AUS OSTEN

*Vorschlag für den Ausbau des Chores der Katharinenkirche, Schaubild, Ansicht von Osten,
Baudenkmalpflege Bremen, 1948*



Hochgarage am Katharinenklosterhof,
Foto: Jochen Mönch

der Parkebenen zur Katharinenstraße hin ausgerichtet wurden. Inmitten dieses überbauten Fußgängerbereichs befinden sich die Gewölbereste der ehemaligen Klosteranlage, die hier wie in ein überdimensionales Regal eingestellt erscheinen.

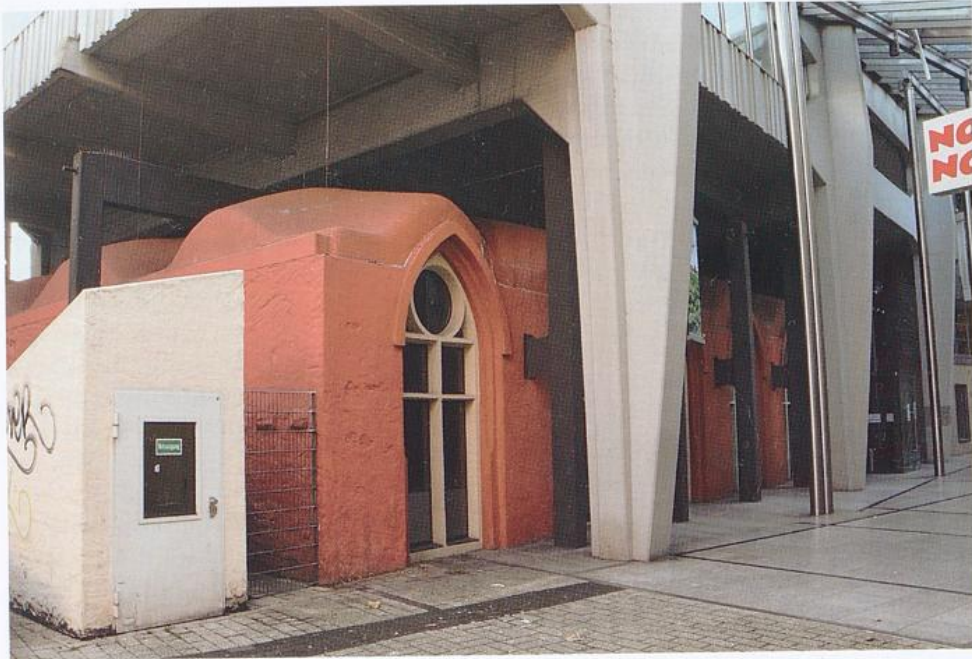
Schröcks Entwurf der Hochgarage am Katharinenklosterhof ist der Architekturströmung des Brutalismus zuzuordnen, für den sich in Bremen in dieser Ausprägung kaum Vergleichsbeispiele finden lassen, wenn man einmal von einigen weiteren Schröck-Bauten wie etwa dem 1972 errichteten Gemeindezentrum der Dietrich-Bonhoeffer-Gemeinde im Stadtteil Huchting absieht. Während sein Arbeitskollege Hans Budde bei der Gestaltung der Neubauten des Amtsgerichts, die in ihrem Kellergeschoss die Gewölbe der ehemaligen Deutschordenskomturei beherbergen, zwar mit modernen Materialien und Konstruktionsweisen und der dem Zeitgeschmack entsprechenden Formensprache des internationalen Stils arbeitete, fällt dessen Entwurf im Vergleich zu Schröcks Hochgarage, die mit ihrer zum Teil expressiv wirkenden Formgebung, den ursprünglich offenen Parkebenen, den abstrakten Betonreliefs an den Brüstungsbändern, den kräftigen Farbakzenten und der punktuell eingesetzten Begrünung stark

aus der umgebenden Bebauung herausstach, insgesamt doch etwas zurückhaltender aus.

Obwohl dem Entwurf Carsten Schröcks und Friedrich Busses 1974 im Rahmen der jährlichen Preisverleihung des Bundes Deutscher Architekten eine Anerkennung zuteilwurde, stieß die Formensprache und insbesondere die offene Erdgeschosszone der Hochgarage mit der darin sichtbar gemachten Stahlbetonkonstruktion des Gebäudes in der Öffentlichkeit durchaus auf Kritik. Ein knappes Jahrzehnt nach der Einweihung des Parkhauses wurde die Erdgeschosszone bereits durch den Einbau eines Ladenkomplexes geschlossen, der 1984 unter dem Namen *Katharinen-Passage* eröffnet wurde.³⁵ Auch das Äußere der heute von der BREPARK GmbH betriebenen Hochgarage zeigt mittlerweile durch eine stellenweise angebrachte Vorhangfassade sowie in die Öffnungen der Parkebenen eingezogene Lamellenelemente deutliche Veränderungen gegenüber der ursprünglichen Gestaltungsidee.



Sogenanntes Refektorium des Katharinenklosters, Gasträum des Restaurants »soulm8«, 2020



Sogenanntes Refektorium des Katharinenklosters, Ansicht von Nordwesten, 2020

Der historische Gewölbesaal sowie der anschließende Kreuzgangrest sind den Bremern bis heute als Refektorium des ehemaligen Katharinenklosters bekannt und beherbergen seit 1974 wechselnde Gastronomiebetriebe. Diese Nutzung war unter anderem auch von Schröck selbst favorisiert worden. Zur Einpassung des mittelalterlichen Gebäudes in die moderne Hochgarage stellte er folgende Überlegungen an: *Das Refektorium hat sehr schöne Innenräume, das Äußere ist jetzt unansehnlich. Die Planung sieht vor, das Äußere bis auf den Kern des Inneren abzutragen, so das Innere transparent zu machen und die Gewölbe außen zu zeigen. So soll das Refektorium von allen unpassenden Zutaten entkleidet unter den Schutz der Parkebenen der Hochgarage gestellt werden. In dem Refektorium, das den Mönchen als Speiseraum diente, wird vielleicht eine kleine Gaststätte eingerichtet werden.*³⁶

Bevor es jedoch durch einen gastronomischen Betrieb genutzt werden konnte, war das Bauwerk zunächst einmal instand zu setzen.

In der Nachkriegszeit hatte man bereits einige der kriegsbeschädigten Gewölbekappen wiederhergestellt. Bei der zeitgleichen Sanierung der Wand- und Deckenoberflächen wurde nach heutigen Maßstäben allerdings recht rabiat vorgegangen, indem man den noch vorhandenen Verputz mit Stockhämmern ablöste, wodurch die gebrannte Oberfläche der Backsteine verloren ging.³⁷ Im Zuge des Hochgaragenbaus kamen weiterhin besondere Maßnahmen zur statischen Absicherung des Gebäudes zur Ausführung: Da nach dem Rückbau der angrenzenden kriegsbeschädigten Baukörper in der frühen Nachkriegszeit die in den Gewölben wirkenden Horizontalkräfte nicht mehr ausreichend abgeleitet werden konnten, wurden mit Zugbändern verspannte Stahlbetonstützen vor das Mauerwerk gestellt, die von nun an den Druck in Höhe der Kämpferzone aufzunehmen hatten. Nach der Errichtung dieses zusätzlichen Außenskeletts wurde die Oberseite der historischen Gewölbekappen mit Beton verschalt.³⁸ Das freigelegte Außenmauerwerk

erhielt abschließend einen leuchtend terrakotta-farbenen Anstrich, durch den das mittelalterliche Bauwerk auch heute noch aus dem eher düster wirkenden Erdgeschoss der Hochgarage hervorsticht und nicht nur für Touristen, sondern auch für manchen Einheimischen ein besonderes Überraschungsmoment in dem ansonsten eher unscheinbaren Verbindungsweg zwischen Katharinen-Passage und -straße darstellt.

Schluss

Die in diesem Beitrag vorgestellten ehemaligen Bremer Klosteranlagen der Dominikaner und des Deutschen Ordens weisen in ihrer Bau- und Nutzungsgeschichte eine Reihe von Ähnlichkeiten auf. So haben beispielsweise die Überreste ihrer jeweiligen Klosterkirchen die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs überdauert, um in der Nachkriegszeit wirtschaftlichen Abwägungsprozessen zum Opfer zu fallen. Bei diesen Abrissen handelte es sich um für die Stadt Bremen durchaus charakteristische baupolitische Entscheidungen der frühen Nachkriegszeit, als der Neuordnung des Straßenverkehrs

und der Schaffung einer autogerechten Stadt mitunter eine größere Bedeutung beigemessen wurde als dem Erhalt mittelalterlicher Bausubstanz.

Die unter dem heutigen Amtsgericht an der Ostertorstraße sowie unter der Hochgarage am Katharinenklosterhof erhaltenen historischen Gewölbe sind damit nicht nur wichtige Zeugnisse gotischer Backsteinbaukunst in Bremen, sondern auch sprechende Dokumente der Bremer Baupolitik der Nachkriegszeit, als der Wunsch nach einem auch in städtebaulicher Hinsicht zu leistenden Neuanfang zu umfangreichen Verlusten innerhalb der historisch gewachsenen Stadtstrukturen führte. Was uns heute abgesehen von den vorgestellten Gewölben noch von der Deutschordenskomturei und dem Katharinenkloster, diesen ehemals so bedeutenden Beispielen mittelalterlicher Ordensarchitekturen, geblieben ist, sind Reminiszenzen wie beispielsweise die in der Katharinen-Passage am ehemaligen Haus der Bremer Landesbank angebrachten Reliefs mit abstrahierten Darstellungen des Katharinenklosters sowie auch einige Straßennamen, an denen man augenscheinlich stärker hing als an den Bauten selbst.

Literatur

Brünjes 1997

Brünjes, Holger Stefan: Die Deutschordenskomturei in Bremen, in: *Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens*, Band 53, Marburg u. a. 1997.

Dillschneider 1971

Dillschneider, Karl: Aus Geschichte und Baugeschichte des Dominikanerklosters, der Klosterkirche St. Katharinen und des Beginenhauses in Bremen, in: *Der Aufbau* 3/1971, S. 94–100.

Fliedner/Kloos 1961

Fliedner, Siegfried; Kloos, Werner: *Bremer Kirchen*, Bremen 1961.

Kohl 1870

Kohl, Johann Georg: *Episoden aus der Kultur- und Kunstgeschichte Bremens*, Denkmale der Geschichte und Kunst der Freien Hansestadt Bremen Abth. 2, Bremen 1870.

Loschen 1865

Loschen, Simon: Die Überreste der Bremischen Komtureigebäude, in: *Bremisches Jahrbuch*, 2. Band, 1865, S. 244–253.

Schröck 1971

Schröck, Carsten: Hochgarage auf dem Katharinenklosterhof, in: *Der Aufbau* 3/1971, S. 101.

Schwarzwälder 1986

Schwarzwälder, Herbert: Reise in Bremens Vergangenheit, Bremen 1986, S. 106–111.

Schwarzwälder 2003

Schwarzwälder, Herbert: Das Große Bremen-Lexikon, Bremen 2003, S. 486–487.

Stein 1962

Stein, Rudolf: Romanische, Gotische und Renaissance-Baukunst in Bremen, Bremen 1962.

Syring 2014

Syring, Eberhard: Bremen und seine Bauten 1950–1979, Bremen 2014.

Tacke 2004

Tacke, Wilhelm: Klöster in Bremen. Über 800 Jahre Konfessionsgeschichte der Freien Hansestadt Bremen, Bremen 2004.

Senior 2014

Senior, Timothy J.: Der Dominikanerorden in Bremen: Die Formung einer religiösen, kulturellen und städtischen Struktur, in: Denkmalpflege in Bremen 11/2014, S. 97–109.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Brünjes 1997, S. 235.
- 2 Vgl. Stein 1962, S. 197.
- 3 Vgl. Brünjes 1997, S. 158.
- 4 Vgl. Tacke 2004, S. 50. Der Bautypus der Unterkirche ist in der Stadt Bremen äußerst selten anzufinden. Als einziges weiteres Beispiel kann nur die Krypta des Bremer Doms genannt werden.
- 5 Siehe dazu auch: Stein 1962, S. 198 f.
- 6 Vgl. Schwarzwälder 2003, S. 487; Tacke 2004, S. 56 f.
- 7 Vgl. Brünjes 1997, S. 159.
- 8 Vgl. ebd., S. 134 f, 138 f. Der letzte Komtur der Bremer Ordensniederlassung, Franz von Dumstorb, lebte noch bis zu seinem Tode im Jahr 1583 in den Räumlichkeiten der Komturei.
- 9 Vgl. Stein 1962, S. 203; Schwarzwälder 2003, S. 487.
- 10 Vgl. Brünjes 1997, S. 222 f.
- 11 Vgl. Stein 1962, S. 204.
- 12 Vgl. Brünjes 1997, S. 159.
- 13 Vgl. ebd., S. 224.
- 14 Eine ausführliche Beschreibung des Raums aus der Zeit vor den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs siehe bei: Loschen 1865, S. 249 f.
- 15 Vgl. Brünjes 1997, S. 225.
- 16 Vgl. Syring 2014, S. 174.
- 17 Vgl. Brünjes 1997, S. 226.
- 18 Vgl. Senior 2014, S. 99. Diese Schenkungen waren allerdings von Seiten der Stadt mit einigen Forderungen an die Dominikanermönche verbunden: So hatten letztere beispielsweise für die Pflasterung der an die Klosteranlage angrenzenden Straßen bis auf Höhe des Herdentors Sorge zu tragen; vgl. Dillschneider 1971, S. 94.
- 19 Zur Rolle des Dominikanerordens im Kreuzzug gegen die Stedinger siehe auch: Tacke 2004, S. 23 f; Senior 2014, S. 97–99.
- 20 Vgl. Stein 1962, S. 188.
- 21 Der als Glockenstube genutzte Dachreiter wurde im Jahr 1622 auf das Dach der späteren Realschule versetzt; vgl. Dillschneider 1971, S. 96.
- 22 Vgl. Kohl 1870, S. 85.
- 23 Vgl. Senior 2014, S. 102 f.
- 24 Vgl. Tacke 2004, S. 28. Der letzte Mönch des Katharinenklosters, Albert Geffke, verstarb im Jahr 1955; vgl. Senior 2014, S. 101.
- 25 Die Bildungseinrichtung hatte als solche eine lange Tradition an diesem Standort aufzuweisen, denn bereits 1450 erhielten die Dominikanermönche die Erlaubnis zur Einrichtung einer Theologischen Fakultät in den Klosterräumen; vgl. Schwarzwälder 1986, S. 109.
- 26 Vgl. Senior 2014, S. 101.
- 27 Das Historische Museum wurde zur Aufnahme der von dem Senatssyndikus Johann Focke gestifteten Privatsammlung zur Bremer Stadtgeschichte gegründet und bildete die Vorgängerinstitution des späteren Focke-Museums; vgl. Dillschneider 1971, S. 96.
- 28 Vgl. Senior 2014, S. 107.
- 29 Vgl. Fliedner/Kloos 1961, S. 111.
- 30 Vgl. Senior 2014, S. 104 f.
- 31 Vgl. Handakte Katharinenklosterhof 7, Band I, beim Landesamt für Denkmalpflege Bremen.
- 32 Vgl. ebd.
- 33 Vgl. Syring 2014, S. 408.
- 34 Vgl. Schröck 1971, S. 101.
- 35 Vgl. Syring 2014, S. 408.
- 36 Zitiert nach: Schröck 1971, S. 101.
- 37 Vgl. Dillschneider 1971, S. 97.
- 38 Vgl. Handakte Katharinenklosterhof 7, Band II, beim Landesamt für Denkmalpflege Bremen.

Uwe Schwartz

Bürgerhäuser der Gotik in Bremen

Es ist schwierig, einen Aufsatz über die profane, bürgerliche Baukultur Bremens während der Gotik zu schreiben, weil sich kaum - man will fast sagen keine - Beispiele bis in die heutige Zeit erhalten haben. Da die Häuser der Stadt Bremen bis ins hohe Mittelalter meist aus Holz, Stroh und Lehm bestanden und, wie die alten Bauernhäuser im Bremer Lande, Fachwerkbauten waren, sind außerdem viele dieser Häuser in jüngeren Epochen durch solide Steinbauten ersetzt worden. Überhaupt wurde erst nach 1200 in Bremen der Backstein für den Hausbau gebräuchlich und das auch zunächst nur für sogenannte Steinkammern der herrschenden Geschlechter. Die Häuser der weniger wohlhabenden Bürger wurden erst im 15. Jahrhundert aus Stein errichtet, als der Preis für Backstein erschwinglich geworden war und der Rat der Stadt mittels Verordnungen den Holzbau in der Stadt bekämpfte, um der Brandgefahr zu begegnen. Im Jahr 1500, also im Ausgang der Gotik, war das Stadtbild Bremens wohl im Wesentlichen durch Backsteinbauten bestimmt.

Um eine Vorstellung vom Stadtbild Bremens zu dieser Zeit zu erhalten, lohnt ein Blick nach Lübeck, eine Handelsstadt, die ebenso wie Bremen Mitglied im Handelsbund der Hanse und im Hochmittelalter ab 1361 nach Wisby auf Gotland sogar deren Hauptort (Königin der Hanse) geworden war. Im 14. Jahrhundert war Lübeck neben Köln und Magdeburg eine der größten Städte des Reiches. Nur nahm in Lübeck, stark verkürzt formuliert, die wirtschaftliche Entwicklung in der Neuzeit keinen ähnlich dynamischen Verlauf wie in Bremen. So kann man sich heute noch in Lübeck ein Bild vom Aussehen einer wohlhabenden mittelalterlichen Handelsstadt machen, während in

Bremen bereits in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg kaum noch mittelalterliche Wohngebäude vorhanden waren. Das eigene, schützenswerte kulturelle Erbe erkannten die Bremer auch mehr in den Bauwerken der Renaissance, die im Weserraum eine besondere Blüte gehabt hatte. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, dass nach der dramatischen Kriegszerstörung der Bremer Innenstadt im Zweiten Weltkrieg während des Wiederaufbaus die Bauwerke der Gotik weniger im Fokus standen.

Johann Georg Kohl beschreibt 1870 erstmals in seinen »Episoden aus der Cultur- und Kunstgeschichte Bremens« die Entwicklung des Wohnhauses in Bremen von seinen Anfängen an. Diese immer noch lesenswerte Bestandsaufnahme ist mit zeichnerischen Aufnahmen gotischer Giebel von Bremer Bürgerhäusern illustriert, die der begabteste Neugotiker unter den Bremer Baubeamten, Simon Loschen (1818-1902), geschaffen hat. Loschen hatte die verwendeten Beispiele zumeist noch vor Ort zeichnen können. Als dann fast einhundert Jahre später der bisher ausführlichste, bis heute auch einzige systematische Überblick, welche gotischen Bürgerhäuser sich noch bis in das 19. und frühe 20. Jahrhundert in Bremen erhalten hatten, von Rudolf Stein publiziert wurde, waren viele der Beispiele bereits Geschichte. Seine 1962 erschienene Publikation »Romantische, gotische und Renaissance-Baukunst in Bremen« ist der zweite Band einer insgesamt sechsbändigen Reihe zur Geschichte der Bau- und Kunstdenkmäler in Bremen. Der damalige Bremer Landeskonservator hatte in diesen Bänden im Unterschied zum klassischen Denkmal-Inventar sowohl die erhaltenen als auch die verlorenen Baudenkmäler dokumentiert. Unter dem Eindruck der Kriegszerstörung war ihm

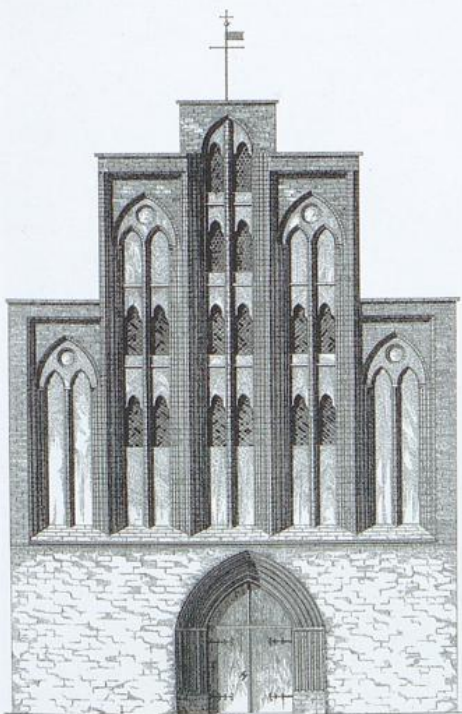
offensichtlich besonders wichtig gewesen, dass auch die unwiederbringlich verlorenen Geschichtszeugnisse Bremens nicht vollständig aus dem kulturellen Gedächtnis gelöscht würden. Mit viel Archivrecherche und gezeichneter Rekonstruktion hat er so ein Fundament zur Erforschung des Bürgerhauses der Gotik in Bremen geschaffen, das seither seitens der Archäologie bereichert wurde, jedoch nicht mehr Gegenstand der Kunstgeschichte gewesen ist. Auch der vorliegende Aufsatz wird nur einen geringen Beitrag zur Forschung liefern können.

Speckhan'sches Haus

Wir nähern uns dem gotischen Bürgerhaus in Bremen nun mit zwei prächtigen Beispielen, die beide am oder in der Nähe zum Marktplatz



Das Speckhan'sche Haus in der Langenstraße, Aquarell aus dem Jahr 1828



Das Speckhan'sche Haus, Zeichnung von Simon Loschen, publiziert 1870

gestanden haben. Sie sind überdurchschnittlich vornehm und prachtvoll, zeigen deshalb aber auch den ganzen Formenreichtum ihrer Zeit. Da ist zunächst das mit dem Namen eines Bremer Bürgermeisters verbundene Speckhan'sche Haus, ehemals in der Langenstraße 129. Dieses – an sich nur zweigeschossige – gut vierzehn Meter breite Haus, war wohl »das großartigste gotische Bürgerhaus Bremens« (Stein). Der ungeheure Aufwand seiner Giebelzier mit vier weiteren Stockwerken im Dach dahinter erweckte den Eindruck eines sehr viel höheren Hauses. Wer das Haus erbaute – Stein vermutet die Errichtung in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts – ist unbekannt. Der Namensgeber Staius Speckhan besaß es erst im 17. Jahrhundert. Deutlich ist am Speckhan'schen Haus die Nähe zur Sakralarchitektur der Gotik zu erkennen. Dieses Phänomen ist grundsätzlicher Natur und liegt darin begründet, dass es für

aufwendige steinerne Fassaden bürgerlicher Wohnhäuser in der Gotik noch keine eigenen, tradierten Gestaltungsmuster gab und die Baumeister darin ausgebildet waren, anspruchsvolle Architekturen dieser Art nur für die Kirche zu errichten. Das Speckhan'sche Haus macht auch in dieser Hinsicht mit der Vielschichtigkeit der Wandgliederung im Giebel, den lanzettartigen, gekuppelten Spitzbogenfenstern, besonders aber mit der reich profilierten Laibungsschräge des Portals einen durchaus sakralen Eindruck. Die zweigeschossigen Ausluchten und die Fenster mit geradem Sturz im Obergeschoss sind Modernisierungen, wie sie fast alle Häuser der Gotik über die Jahrhunderte hinweg zur Hebung des Wohnkomforts erfahren hatten. Zuletzt wurde das Speckhan'sche Haus nur noch

als Packhaus einer Tabakhandlung genutzt und musste 1828 einem Neubau weichen. Heute gehört das Grundstück zum Verlagshaus des Weser-Kuriers.

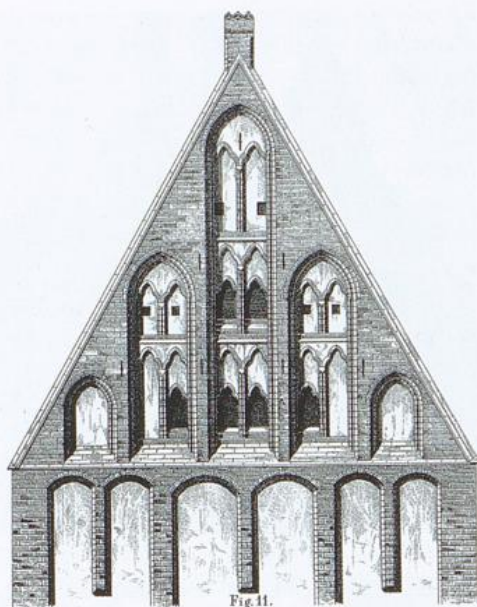
Balleer'sches Haus

Das Balleer'sche Haus direkt am Marktplatz, an der Ecke zum Grasmarkt (zum Dom), von Stein um das Jahr 1500 datiert, war ähnlich prominent wie das Speckhan'sche Haus. Außergewöhnlich war, dass der Giebel zum Marktplatz 9,50 Meter breit war, sich das Haus dahinter aber nur 3,90 Meter in die Tiefe erstreckte. Anders als beim Speckhan'schen Haus sind die fünf zur Mitte hin in die Höhe gestaffelten



Das Balleer'sche Haus an der Westseite des Bremer Marktplatzes auf der Ecke zum Grasmarkt. Alle Häuser des Blocks mussten 1860 dem Neubau der Börse weichen

Spitzbögen nicht von dem geraden Sturz eines getrepten, die dahinterliegende Dachfläche verbergenden Giebels abgefangen. Vielmehr ist es die Trauflinie des Satteldaches selbst, die den Giebel rahmt und im First von einer Giebelzier bekrönt wird. Zwar ist die Giebelscheibe insgesamt dadurch weniger autonom in ihrer Wirkung, ihre Binnengliederung jedoch im Aufwand durchaus dem Speckhan'schen Haus vergleichbar. Insbesondere die Kleeblattbögen der Fenster im Giebel waren eine besondere Zierde. Bis zur Traufe hatte das Balleer'sche Haus drei Geschosse und war um 1700 mit zwei Ausluchten vergrößert worden. Wegen der vielen Umbauten – das Erdgeschoss war zuletzt ein Ladengeschoss – ist die ursprüngliche Fassadengliederung bis zur Traufe nicht eindeutig zu rekonstruieren. Rudolf Stein veröffentlichte 1962 einen Vorschlag, der jedoch bei den archäologischen Grabungen 2002 nicht bestätigt werden konnte. Im Zusammenhang mit der Grabung wurde auch eine Archivrecherche durchgeführt, die ergeben hat, dass die seit annähernd einhundert Jahren tradierte Namensgebung als »Balleer'sches Haus« auf einer Verwechslung beruht. Die bedeutende Bremer Ratsfamilie Balleer, deren Bürgerrecht in Bremen bis in das Jahr 1333 zurückreicht und aus deren Geschlecht auch einige Bürgermeister hervorgegangen sind, war demnach zu keinem Zeitpunkt Besitzer des Hauses Am Markt 26 gewesen. (Vgl. Beitrag von Dieter Bishop zur Archäologie des Balleer'schen Hauses in diesem Heft.) 1859 ist dieses bedeutende Haus zusammen mit dem ganzen Block benachbarter Häuser von der Bremer Kaufmannschaft erworben worden, um dort stattdessen die neue Börse zu errichten (vgl. den Beitrag von Uwe Schwartz zu Heinrich Müller in Denkmalpflege in Bremen, Heft 14). Das benachbarte, ebenso stattliche »Pundsack'sche Haus« war für die Zeit der Renaissance vielleicht ebenso bedeutend (vgl. den Beitrag von Uwe Schwartz zu Bürgerhäusern der Renaissance in Denkmalpflege in Bremen, Heft 15). Der Neubau der Börse und die damit verbundene Veränderung des Stadtbilds an dieser so prominenten Stelle in direkter



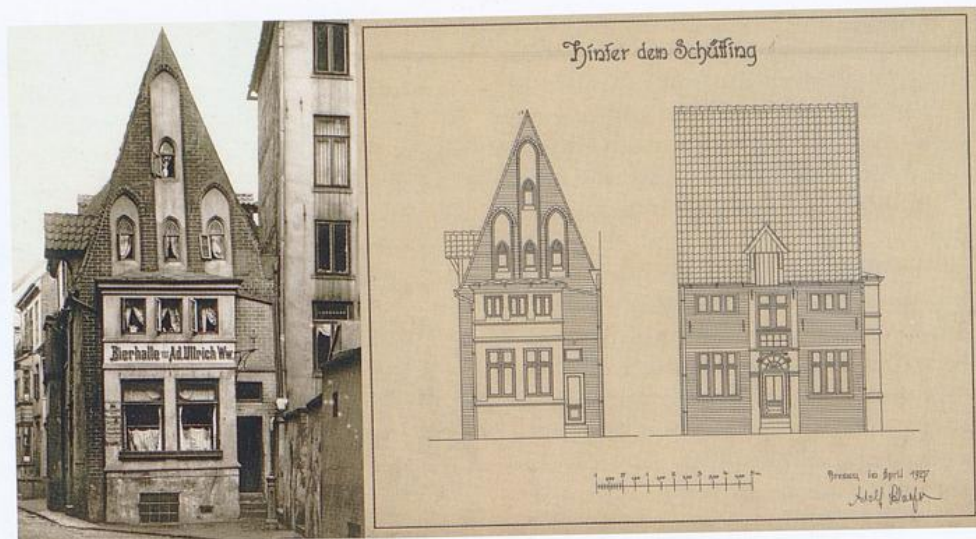
Gest. v. S. Loschen.

Der Giebel des Balleer'schen Hauses am Markt in einer zeichnerischen Aufnahme von Simon Loschen, publiziert 1870

Nachbarschaft zum Rathaus, Dom und dem Schütting waren im 19. Jahrhundert der erste und gleichzeitig gewaltige Schritt Bremens im Wandel zur modernen Geschäftsstadt. Das im Krieg beschädigte Hauptgebäude der Börse hatte nach 1945 nur wenige Fürsprecher. Heute befindet sich dort das 1962–1966 erbaute Haus der Bürgerschaft.

Spitzen Giebel

Als das letzte Bürgerhaus der Gotik in Bremen gilt das bis heute erhaltene Haus »Spitzen Giebel« in der Straße Hinter dem Schütting mit seinem einfachen, jedoch sehr steilen Giebel, der durch drei spitzbogig abgeschlossene Blendnischen gegliedert ist. Der Aufwand der architektonischen Gliederung ist bei diesem Haus im Vergleich zu den beiden vorgenannten Beispielen deutlich geringer. Es handelt sich vermutlich im Ursprung um das Haus eines



Das Haus »Spitzen Gebel« zwischen den Weltkriegen. Links eine Fotografie Johann Prüfers, rechts eine zeichnerische Bauaufnahme von 1927

Handwerkers der Zeit noch vor 1400 (Stein). Direkt neben dem Haus zur Marktseite hin verlief damals noch die Balge, die erst 1837 zugeschüttet und überbaut worden ist. Der Giebel des Hauses war schon von Anbeginn am Ende einer Reihe schmaler Häuser in die Flucht der Straße gestellt und zur Wachtstraße hin ausgerichtet. Nach der Kriegszerstörung von 1944 dokumentierte der Architekt W. Möller im Jahr 1947 an der Ruine vom Spitzen Gebel ein Renaissance-Portal, das nach Karl Dillschneider neben der Auslucht den giebelseitigen Eingang rahmte. Das anschließend in den Garten des Gewerbehuses am Ansgariikirchhof verbrachte Portal mit schönem Beschlagwerk-Ornament und einer halbkreisförmigen Archivolte war Teil eines aufwendigen Umbaus des Hauses um das Jahr 1600 gewesen, einer Bauphase, als auch die zweigeschossige, ursprünglich in Werkstein ausgeführte Auslucht und das Portal an der Straße Hinter dem Schütting entstanden sind. Tatsächlich hatte sich wohl bis 1944 noch ein großer Teil der älteren Bausubstanz erhalten.

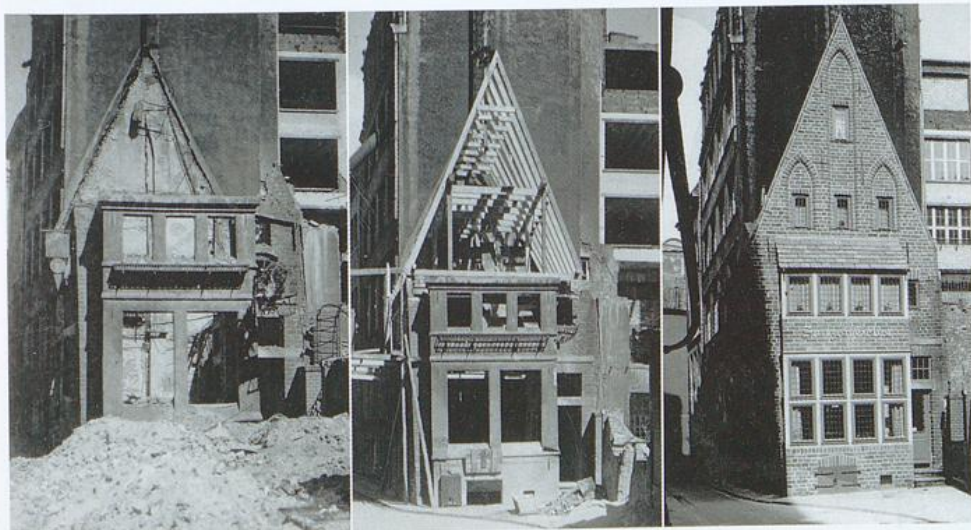
Der Denkmalpfleger Karl Dillschneider hat 1986–1988 als Pensionär im Auftrag der damaligen Pächter eine Geschichte des Hauses ver-

fasst, die jedoch nicht, wie eigentlich beabsichtigt, publiziert worden ist. Dillschneider konnte die Nutzungsgeschichte des Hauses bis in das Jahr 1875 zurückverfolgen. Damals zog der Gründer des heute noch existierenden Fischgeschäfts F. L. Bodes hierher, weil er sein Geschäft am Grasmarkt für den Neubau der Börse aufgeben musste. An der Schwelle zum 20. Jahrhundert wurde dann aus dem Verkaufsraum des Einzelhandels eine Gaststätte des Bierhändlers J. Adolf Ulrichs. Hier spielte sicher bereits eine Rolle, dass gotische Häuschen dieser Art in Bremen Seltenheit erlangt hatten und die Geschäftsstadt Bremen in der unmittelbaren Umgebung mit Neubauten wie der Baumwollbörse einen erheblichen Maßstabssprung vollzog. Weil 1913 die »Vereinigten Klavierträger der Stadt Bremen« das Haus von Ulrichs erworben hatten und dort über Jahre ihre Geschäftsstelle einrichteten, etablierte sich zuerst die Bezeichnung als »Klavierträgerhaus«, bevor sich nach dem Wiederaufbau, unterstützt durch die goldenen Lettern auf dem dunklen Backstein der Auslucht, der Name »Spitzen Gebel« durchsetzte. Eine Fotografie der Zeit zwischen den Weltkriegen, vielleicht um 1920 entstanden, zeigt ein

vom Alter gezeichnetes, nicht immer gerad- und rechtwinkliges Haus, das schon damals als ein Denkmal bremischer Geschichte gepflegt und vermarktet wird. Vielleicht hat der Giebel als Abschluss ursprünglich noch einen schornsteinähnlichen, ebenfalls aus Backstein gemauerten Aufsatz gehabt, wie er in Bremen für Häuser dieser Zeit typisch war und auf den dann nach einer der Dachdeckungen über die Jahrhunderte verzichtet worden ist. Davon abgesehen ist es aber noch ein überwiegend authentisches Geschichtsdenkmal, das schon im späten 19. Jahrhundert ein beliebtes Postkartenmotiv geworden war.

Der Zweite Weltkrieg bringt im Jahr 1944 die Zerstörung des Hauses bis auf seine Grundmauern. Der Giebel hatte zuerst noch gestanden, war dann aber bis 1947 eingestürzt. Mit finanzkräftiger Unterstützung der Haake-Beck-Brauerei, die seit 1929 Eigentümer des Hauses, reiften schnell die Wiederaufbau-Pläne, mit denen der Architekt Herbert Anker beauftragt wurde. Anker war erfahren im Umgang mit historischen Bauten, hatte er doch lange Jahre im Büro des Architekten Rudolf Jacobs

gearbeitet und führte dieses nun nach dessen Tod 1946 weiter. Anker erlaubte sich jedoch bei seinem Entwurf zum Wiederaufbau des Hauses auch Freiheiten, die den Charakter des Hauses nicht insgesamt, aber doch im Detail erheblich veränderten. Die wichtigste Veränderung ist sicherlich, dass die zweigeschossige Auslucht vollständig neu aufgebaut wurde und die Anordnung der Fenster vor dem Krieg mit einem zuletzt verputzten Gewände durch eine regelmäßigere Durchfensterung mit Bleiverglasung ersetzt worden ist. Vermutlich bestand die Absicht, sich dem Bild eines Renaissanceerkers ohne Fensterrahmen anzunähern, ein Zustand, für den es allerdings keine Anhaltspunkte gegeben hat. Um im Obergeschoss für die Wohnung Geschosshöhe zu gewinnen, stellte Anker nun das Dach des Erkers erheblich steiler, wodurch die Spitzbogennischen im Giebel auffallend verkürzt wurden. Weniger freizügig ging Anker mit der Trauffassade zur Straße um. Das hier erhaltene Renaissanceportal mit zwei Engelsköpfen im Bogen und Wappen in den Zwickelfeldern wurde sorgsam restauriert, jedoch der Werksteinbalken mit der Inschrift

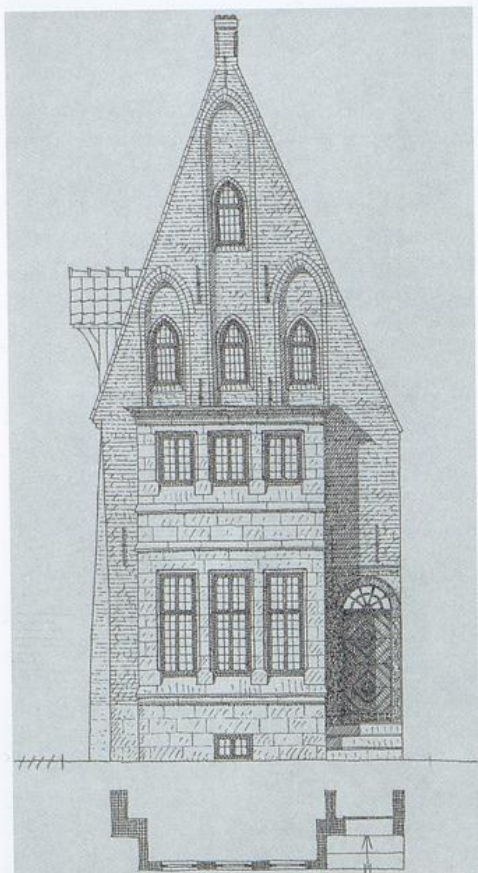


Das Haus Hinter dem Schütting 1, »Spitzen Giebel«; von links: nach der Kriegszerstörung und dem Einsturz des Giebels um 1946; während des Wiederaufbaus um 1948; nach Wiederaufbau 1949

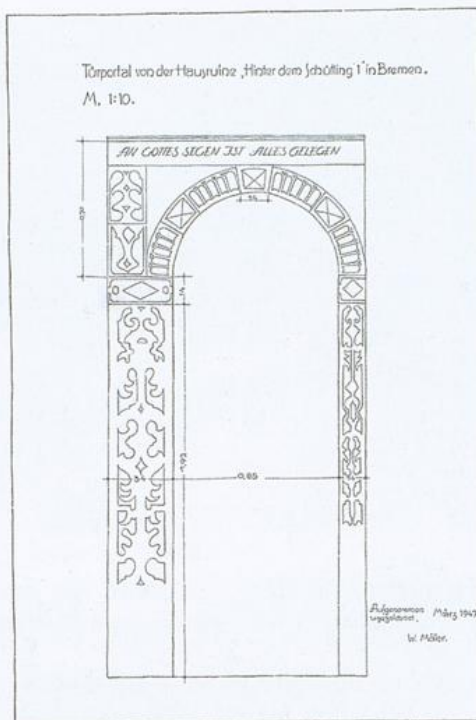


Das Haus Hinter dem Schütting 1, »Spitzen Gebel«, heutiger Zustand

ALLES WAS ICH BIN VND HABE IST LVDER GOTTS GAB dicht wie ein Türsturz über den Bogen versetzt. Insgesamt gesehen setzten sich der Anspruch des Bauherrn an einen ansprechenden Gastraum und die Bedürfnisse des zukünftigen Pächters an eine komfortable Wohnung im Obergeschoss, getragen vom Pragmatismus der unmittelbaren Nachkriegszeit, über eine authentische Rekonstruktion hinweg. Man kann aus der zeitlichen Distanz aber auch froh sein darüber, dass dieses Haus überhaupt diese Wertschätzung in den vom Mangel gekennzeichneten Jahren des Wiederaufbaus erfahren hat.



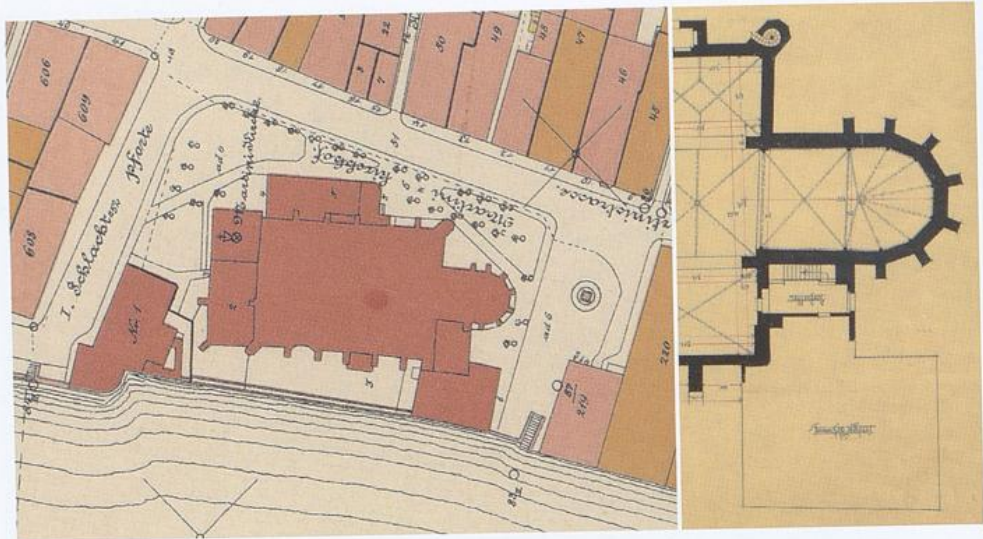
Das Haus Hinter dem Schütting 1, »Spitzen Gebel«, Rekonstruktionszeichnung nach Rudolf Stein



Hinter dem Schütting 1, 1947, Türportal Giebelseite, Aufmaß von W. Möller an der Ruine

Neanderhaus

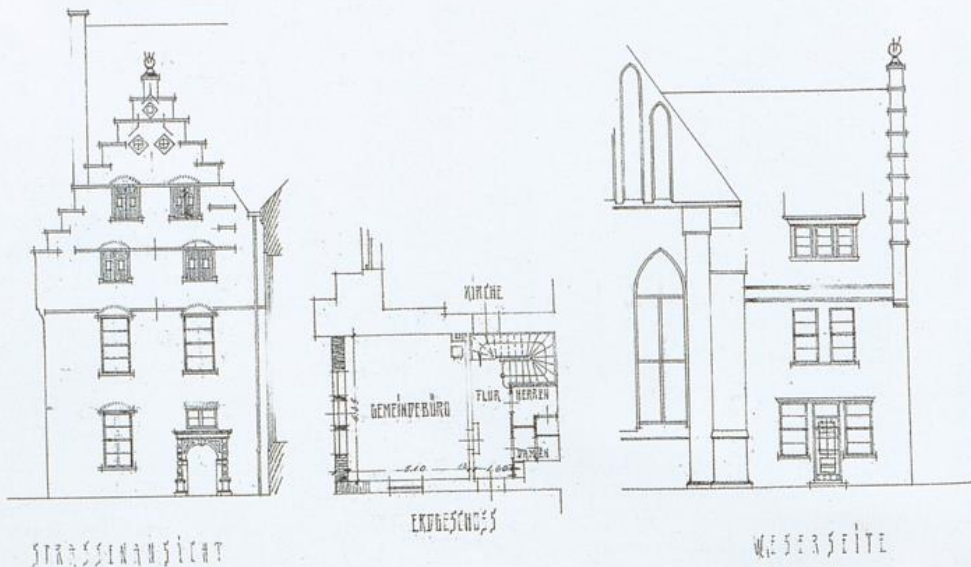
Zu den Wohnhäusern der Gotik in Bremen wird auch das Neanderhaus direkt neben dem Chor von St. Martini gezählt. Das Neanderhaus ist vermutlich im späten 16. Jahrhundert als Pastorenhaus der St.-Martini-Gemeinde errichtet worden. Die Datierung hat Rudolf Stein nach stilistischen Merkmalen vorgenommen, da sich archivalische Belege nicht erhalten haben. Auch die alten Rechnungsbücher der Gemeinde enthalten keine Auskunft über den Zeitpunkt der Errichtung. Stein erkennt beim Neanderhaus einen für die bremische Topographie seltenen spätgotischen Staffelgiebel. Dessen jeweils acht Sandsteinabdeckungen der Staffeln sind gesimsartig in die Wandfläche verlängert und zeigen ebenso wie die Sandsteinkeile



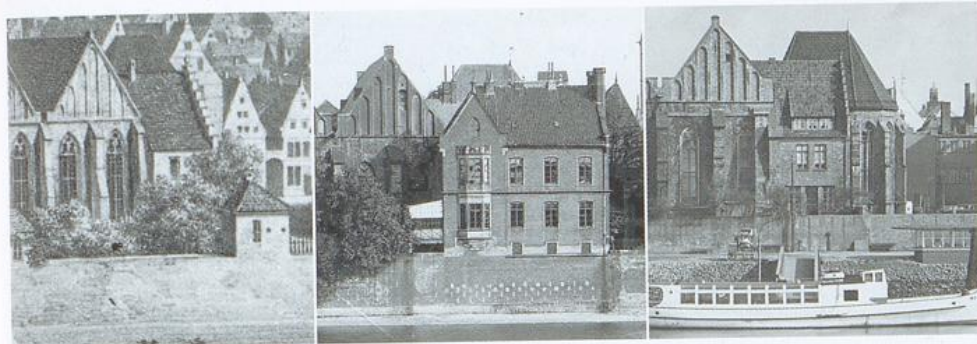
Situation der Bebauung an St. Martini um 1900, links ein Ausschnitt der Katasterkarte, rechts ein Ausschnitt aus dem Grundriss von Ehrhardt für Bremen und seine Bauten 1900

in den Entlastungsbögen über den Fenstern schon Stilmerkmale der Renaissancearchitektur. Das Portal zeigt die Renaissanceformen mit Halbkreisarchivolte und Teigringelornament

sogar schon in voller Reife und ist inschriftlich auf 1639 datiert. Obwohl Stein behauptet, das Portal sei erst Jahrzehnte nach der Erbauung hinzugefügt, erscheint es auch möglich,



Entwurf für den Umbau und die Teilrekonstruktion des Neanderhauses durch Heinrich Thölken 1931



Das Neanderhaus am Chor von St. Martini zwischen 1845 und 1958; von links: Ausschnitt aus einem Gemälde nach einer Zeichnung von 1845; verdeckt vom »Neuen Pfarrhaus« im Jahr 1930, kurz vor dessen Abbruch; nach dem Wiederaufbau auf einer Fotografie von 1958

das Portal und Haus in einem Zug entstanden und der Baumeister die zurückhaltend spätgotischen Formen für den Giebel mit Rücksicht auf die würdevolle gotische Architektur der Martinikirche und die Lage des Neubaus in unmittelbarer Nachbarschaft zu ihrem Südschiff und Chor gewählt hat.

Benannt ist das Haus nach dessen berühmtestem Bewohner, an den eine 1953 hier eingesezte Inschrift über dem Oberlicht des Portals erinnert:

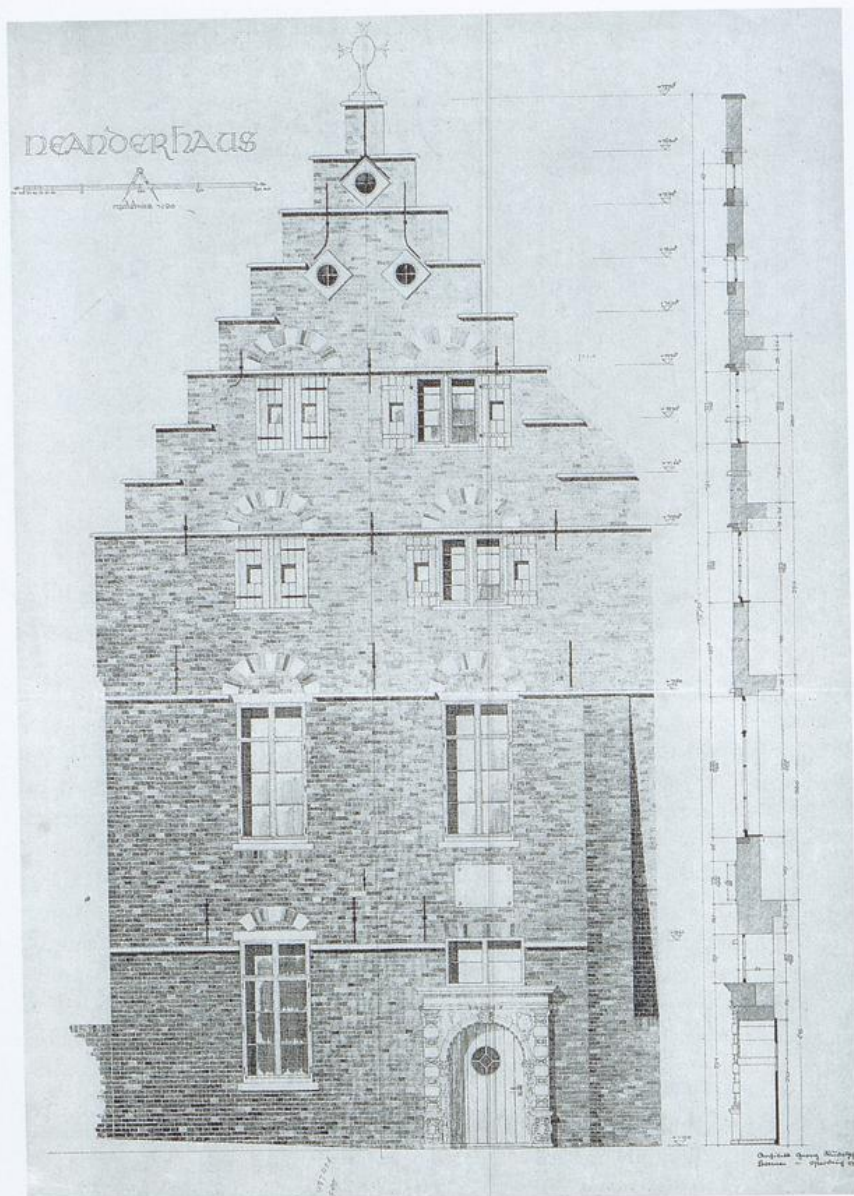
DER DICHTER JOACHIM NEANDER,
*1650, STARB 1680
ALS PREDIGER AN SANKT MARTINI,
SEIN LIED: LOBE
DEN HERRN, DEN MAECHTIGEN
KOENIG DER EHREN.

Der in Bremen geborene Joachim Neander gilt als einer der bedeutendsten reformierten Kirchenlieddichter Deutschlands, so dass er, obwohl er nur gerade einmal ein Jahr, von 1679 bis zu seinem Tode 1680, als Hilfsprediger in St. Martini tätig war, namensgebend für das Pastorenhaus geworden ist, in dem er in dieser Zeit gewohnt hatte. Sein Ruhm war so groß, dass auch das Neandertal, eine Schlucht des Flüsschens Düssel bei Mettmann, wo er häufig komponierte und Gottesdienste abhielt, nach ihm benannt wurde. Später fanden Archäologen dort dann die ersten Skeletteile von stein-

zeitlichen Verwandten des Homo sapiens, den sogenannten Neandertalern.

Das Neanderhaus diente mindestens bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts als Pastorenhaus. Auf einem Gemälde, das die Abwicklung der Weserfront im Jahr 1845 zeigt, ist die Traufenansicht des Neanderhauses gut zu erkennen. Wenige Jahre später, nach Entstehung des Gemäldes, wird das Neanderhaus jedoch für ein neues Prediger-Wohnhaus, erheblich größer als das Neanderhaus, teilweise abgebrochen und auf den Zweck einer Vorhalle reduziert. Dabei ist jedoch offensichtlich darauf geachtet worden, den nach Osten gerichteten Staffelgiebel in ganzer Breite zu erhalten. Wie viel Bausubstanz des Neanderhauses jedoch für den Wohnhaus-Neubau geopfert worden war, wird aus einer Grundrisszeichnung von Baudirektor Ehrhardt ersichtlich, die für das Übersichtswerk »Bremen und seine Bauten« im Jahr 1900 entstanden ist.

Doch dem neuen Prediger-Wohnhaus sollte keine lange Dauer beschieden sein. Offenbar bedingt durch die Schiffbarmachung der Weser und die damit einhergehende Vertiefung des Weserbettes in den Jahren 1887–1895, hatte sich der Grundwasserspiegel in der Altstadt gesenkt und die Festigkeit des Baugrunds beeinflusst. Der Gutachter Baurat a. D. Konrad Günther, einst selbst unter Oberbaurat Franzius an der sogenannten Weserkorrektur beteiligt,



Entwurf des Architekten Rudolph zum Wiederaufbau der Fassade des Neanderhauses, 1948; mit der Gedenktafel für Neander über dem Portal und den Okuli in der Giebelspitze zeigt sich hier der Vorkriegszustand

stellte 1927 fest, der Abriss des alten Pfarrhauses neben dem Neanderhaus sei nicht zu umgehen, da es mit dem wesenitigen Mauerwerk auf dem Uferbollwerk stehe, das nun ertüchtigt

werden müsse. Die Gemeinde St. Martini suchte deshalb angesichts gewaltiger Kosten nach einem Ausweg und versuchte, den damals bereits für die Kirche und das Neanderhaus be-

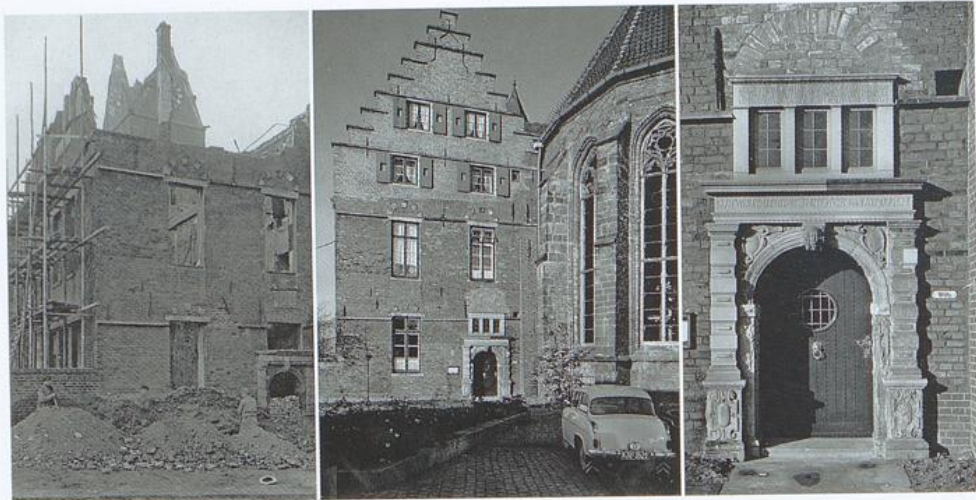
stehenden Denkmalschutz zu nutzen. Es fanden sich auch »an der [Giebel-]Wand des alten Neanderhauses solche Risse, dass die Gemeinde es nicht länger verantworten kann, die Kinder in diesem Raum zu unterrichten«, und man sähe sich finanziell außerstande, die Kosten für den Umbau in Höhe von kalkulierten 43 000 Mark zu leisten. Deshalb beantragte die Gemeinde gegenüber der »Senatskommission zur Erhaltung kunsthistorischer Denkmale«, der Bremische Staat solle diese Kosten übernehmen oder andernfalls den Abriss des Neanderhauses genehmigen.

Überraschenderweise genehmigte die Kommission den Abbruch! Mehr noch: Direktor Kleinhempel, als Leiter der Bremer Kunstgewerbeschule Mitglied der Sachverständigenkommission, empfahl den Abriss sogar, da »die Wegnahme des Neanderhauses der kirchlichen Architektur in tektonischer wie malerischer Hinsicht nützen wird [...]«, woraufhin am 31. Januar 1928 Senator von Spreckelsen als Vorsitzender der Sachverständigenkommission das alte Pfarrhaus und auch das Neanderhaus offiziell zum Abbruch freigab. Es folgten darauf zwei Jahre, in denen nicht mehr gehandelt wurde und das Pfarrhaus durch Leerstand immer baufälliger wurde. Die Gemeinde konnte sich dann aber wohl doch nicht dazu entschließen, ihr weit über die Grenzen Bremens berühmtes Neanderhaus aufzugeben. So erhielt das Baugeschäft Heinrich Thölken 1930 den Auftrag, das Pfarrhaus unter Erhalt des Neanderhauses abzubauen, und begann am 30. April mit den Arbeiten. Da beide Gebäude im Inneren zu einer Einheit verbunden waren, mussten die Geschossdecken im Neanderhaus abgestützt und die Außenwand zur Weserseite vollständig neu errichtet werden. Thölken stimmte den Entwurf für diese Fassade mit der Bauordnung ab, die offensichtlich von der Denkmalpflege unterstützt wurde, da deutlich zu erkennen ist, dass versucht wurde, auf den Zustand des frühen 19. Jahrhunderts zurückzugehen. Auch damals lagen keine Pläne des älteren Zustands vor, so dass Darstellungen der Weserfront herangezogen worden sind, wie auf der Abbildung S. 101

zu sehen. Auf diesem Gemälde sind zumindest die Obergeschossfenster gut zu erkennen, denen man im steilen Dach eine Schleppegaupe und im Erdgeschoss eine dreieckige Öffnung zum Kirchgarten hinzufügte, insgesamt eine durchaus stimmige Anordnung. Im Inneren veränderte Thölken auch die Position der Treppenanlage – vielleicht damals der letzte Rest der Ausstattung vom alten Pfarrhaus – um im Erdgeschoss gegenüber dem Gemeindebüro eine Toilettenanlage einzurichten.

Der Weltkrieg zerstörte das Neanderhaus ebenso weitgehend wie die Martinikirche. Ein Foto zeigt den Zustand, als 1948 mit dem Wiederaufbau begonnen wurde. Nur die Außenwände standen noch aufrecht und das ganze Dach und mit ihm der würdevolle alte Giebel lagen in Trümmern. Deshalb muss nüchtern festgestellt werden, dass vom spätmittelalterlichen Neanderhaus, neben den Fundamenten natürlich, vom aufgehenden Mauerwerk nur die Fassade der Giebelfront bis zur Traufe annähernd original erhalten geblieben ist. Teil dieser Fassade ist natürlich das prächtige Portal, das in der Nachkriegszeit durch die Bildhauer der Baudenkmalpflege teilweise erneuert worden ist. Immerhin hat man den Giebel so detailgetreu wie möglich rekonstruiert, dabei jedoch auf die drei in der Giebelspitze ursprünglich vorhandenen Kreisfenster in auf Eck gestellten quadratischen Sandsteingewänden sowie auf die Kugelbekrönung der Giebelspitze verzichtet. Die Bauarbeiten führte der Architekt Georg Rudolph bis zum Juni 1949 zum Abschluss, stimmte sich in Details mit dem Baudenkmalpfleger Gustav Ulrich ab und beschaffte für die Rekonstruktion vom Lagerplatz der Bauaufsicht 4 000 Handstrichziegel mit der Begründung, dass die »alte Fassade in alter Bauweise erstellt werden soll«.

Es mag enttäuschend sein, sich den Verlust vieler teilweise wenigstens noch zeichnerisch oder vielleicht auch schon fotografisch dokumentierter Wohnhausbauten aus der Epoche der Gotik in Bremen zu vergegenwärtigen. Natürlich sind uns die authentisch überlieferten Bauwerke, wie das alte Rathaus, die Pfarrkirche



Zerstörung und Wiederaufbau des Neanderhauses 1945–1949; von links: Beginn der Wiederaufbauarbeiten 1947; Mitte und rechts: nach Wiederaufbau in den 1950er Jahren

Unser Lieben Frauen oder auch die Reste des alten Dominikanerklosters unter dem Parkhaus Katharinenstraße besonders teuer. Das hat auch seine Berechtigung, ist doch für uns als Gesellschaft die Substanz selbst Träger der Bedeutung. Der Dom kann auf diese Weise bei einem Besuch der Krypta eine Brücke bauen in die Zeit Bremens während der Romanik, im Kirchenschiff jedoch den Reichtum und den omnipotenten Anspruch sowie die gewaltigen wirtschaftlichen Möglichkeiten im Historismus des späten 19. Jahrhunderts erfahrbar machen. Für den Spitzen Gebel und das Neanderhaus ist eine solche Zuordnung jedoch nicht so geradlinig möglich. Beide Häuser sind im letzten Weltkrieg erheblich zerstört worden und sind nur deshalb wiedererrichtet worden, weil sie sich schon vorher eine Daseinsberechtigung als Geschichtsdenkmale erworben hatten. In der Bewertung ihrer gegenwärtigen Bedeutung muss deshalb die Erfahrung des Verlustes ebenso wie der starke Wille, an dieser Stelle die geschichtliche Kontinuität aufrechtzuerhalten, besonders berücksichtigt werden. Das Neanderhaus und der Spitzen Gebel sind Bauwerke des Wiederaufbaus nach 1945, die am historischen Ort in annähernd überkommener Gestalt noch

authentische Versatzstücke ihrer Architektur bewahren. Verkürzt gesagt macht das heute ihren Wert aus.

Literaturauswahl

- Kohl, Johann Georg: Episoden aus der Kultur- und Kunstgeschichte Bremens. Denkmale der Geschichte und Kunst der Freien Hansestadt Bremen (Faksimile-Ausgabe nach der Originalausgabe von 1870), Bremen 1991.
- Stein, Rudolf: Romanische, gotische und Renaissance-Baukunst in Bremen. Erhaltene und verlorene Baudenkmäler als Kultur- und Geschichtsdokumente (= Forschungen zur Geschichte der Bau- und Kunstdenkmäler in Bremen, Bd. 2), Bremen 1962.
- Dillschneider, Karl: Aus der Geschichte und der Baugeschichte des Hauses Hinter dem Schütting Nr. 1 »Spitzen Gebel« (Klavierträgerhaus), unveröff. Typoskript [1988], Staatsarchiv Bremen, Sign. B 7.203/121.
- Bauakten Hinter dem Schütting 1 und Martini-kirchhof 6 im Service Center Bau der Senatorin für Klimaschutz, Umwelt, Mobilität, Stadtentwicklung und Wohnungsbau.

Dieter Bischof

Archäologie des sogenannten Balleer'schen Hauses am Markt

Als sich im Frühjahr 2002 mit der grundlegenden Sanierung des historischen Bremer Marktplatzes eine einmalige Chance für archäologische Untersuchungen bot, kamen bedeutende Befunde für die früh- und hochmittelalterliche Entwicklungsgeschichte Bremens zutage. Sie beleuchteten schwerpunktmäßig die Frühgeschichte des Platzes, der Teil des suburbium der angrenzenden karolingischen Domburg war. An mehreren Stellen konnte zudem großflächig ein Marktplatzpflaster des 13. Jahrhunderts freigelegt werden.

Eine 7,5 mal 4 m große Fläche unweit der Nordecke des Bremer Bürgerschaftsgebäudes wurde separat untersucht (Abb. 1). Dabei konnte ein Großteil des Untergeschosses des ehemals an der Ecke Am Markt und Am Grasmarkt befindlichen sogenannten Balleer'schen Hauses erfasst werden. Dieses spätgotische Gebäude bildete im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit die Nordwestecke des halbkreisförmigen Willhadiblockes, eines nach der Willhadikirche benannten Häuserblockes an der Ostseite des Marktes. Zusammen mit der südöstlichen Ecke des spätmittelalterlichen Rathauses flankierte es den Eingang zum Dompportalvorplatz (Abb. 2 und 3).

Das spätmittelalterliche, bis zur Traufe dreigeschossige sogenannte Balleer'sche Haus stand aufgrund seiner prominenten Lage bis zur Zerstörung immer wieder im Fokus frühneuzeitlicher Darstellungen, deren Hauptmotiv das Rathaus auf dem Markt und der Dom waren (Abb. 4). Das Haus war nach Rudolf Stein eines der prächtigsten Gebäude in Bremen überhaupt.¹

Im Laufe seiner Geschichte wurde das Haus einigen Umbauten unterzogen, darunter das Anfügen der Utluchten und darunter der An-

bau an die Erdgeschossfront. Doch blieb bis zum Abriss immer der bestimmende spätgotische Charakter des Hauses erkennbar, mit dem es bis zum Jahre 1860 den Durchgang vom Markt zum Dom hin prägte.

Da die Alte Börse, im Winkel zwischen Rathaus und der Kirche Unser Lieben Frauen erbaut, dem Bedarf nicht mehr entsprach und zu klein geworden war, beschloss die erst sechs Jahre zuvor gebildete Handelskammer im Jahr 1855 einen Neubau der Börse. Als später der Entwurf des Architekten Heinrich Müller den finalen Zuschlag bekam, stand bereits als Bauplatz das Willhadiviertel, ein Areal östlich des Marktplatzes, fest. Dieser Häuserblock mit seinen 17 giebelständigen Gebäuden, dem Fleischmarkt, der Lauf- und Fleischstraße und der in der frühen Neuzeit profanierten Willhadikirche wurde in einem langwierigen Prozess von Privatleuten und vom Staat erworben. Das sogenannte Balleer'sche Haus befand sich zwar nicht direkt im eigentlichen Baufeld des zukünftigen, einige Meter zurückgesetzten Börsegebäudes, war jedoch der geplanten Gesamterweiterung der neu konzipierten Westseite des Marktplatzes im Wege. So wurde es 1859/60 bis auf die Tonnengewölbe des Kellers niedrigerissen, um den Durchgang zum Dom großzügiger und wirkungsvoller zu gestalten und eine Erweiterungsmöglichkeit für den Marktplatz zu schaffen. Die Kellerwände wurden offensichtlich nicht entfernt (Abb. 5). Eine der ältesten erhaltenen Fotografien aus Bremen zeigt relativ zentral das Haus kurz vor seiner endgültigen Zerstörung (siehe Aufsatz von Schwartz in diesem Band.). Zu diesem Zeitpunkt waren die beiden Kellerhälse, die in den unteren Hausbereich führten, bereits durch einen die gesamte Breite des Hauses einnehmenden Riegel

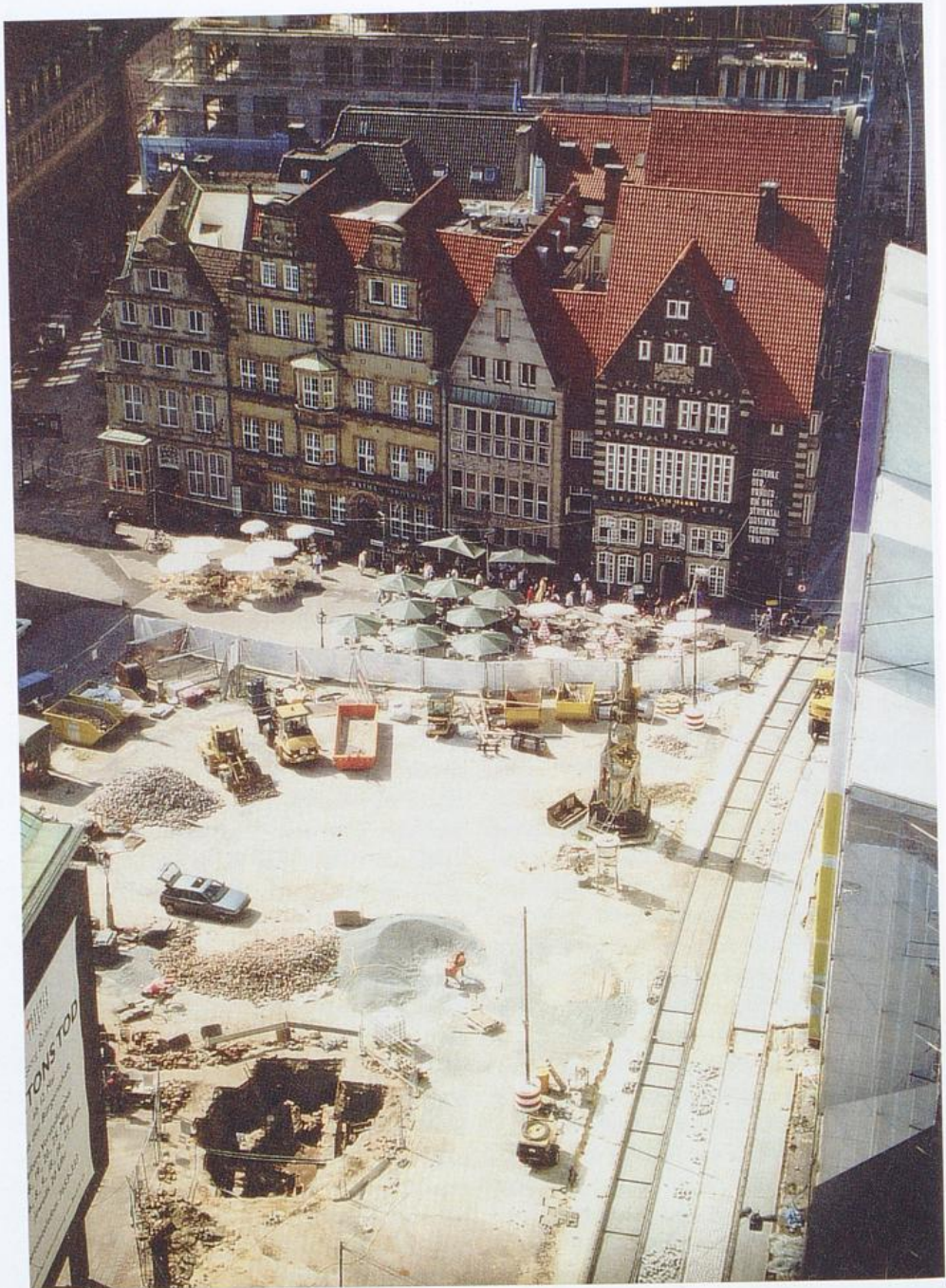


Abb. 1: Blick vom Bremer Dom nach Westen auf den Marktplatz im Sommer 2002. Zu sehen ist die Grabungsfläche vor der Ecke der Bürgerschaft mit der spätmittelalterlichen Eckbebauung des sogenannten Balleer'schen Hauses. Rechts das verhüllte Rathaus.



Abb. 2: Blick vom Markt auf den Dom während der Grabungen 2002. Im Vordergrund Kellerraum 1 des Balleer'schen Hauses.

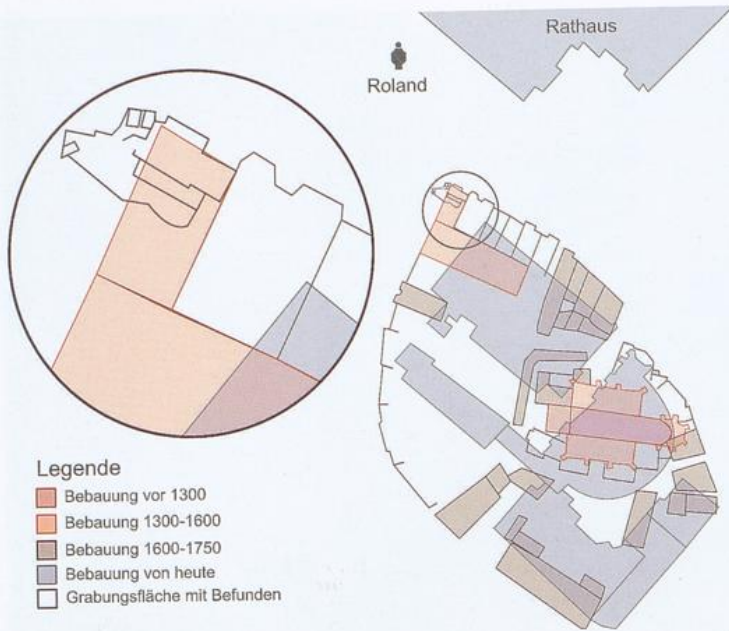


Abb. 3: Plan-ausschnitt des Willhadiviertels mit verschiedenen nachgewiesenen Bebauungsphasen und der Willhadikirche. Vergrößert die Lage des Balleer'schen Hauses an der Nordecke des Willhadiblockes, der im 19. Jh. von der Börse und im 20. Jh. von der Bürgerschaft überbaut wurde.



Abb. 4: Blick auf die Ostseite des Bremer Marktplatzes vor dem Börsenbau, links das „Balleer'sche Haus“, farbige Lithographie von Friedrich Wilhelm Kohl 1847.

mit Schaufenstern und Ladentüren verdeckt. Bis ins 18. Jahrhundert waren die beiden Kellerhalse noch frei zum Markt sichtbar, wie auch ein Detail des Heinbachplanes von 1731 zeigt (Abb. 6).

Balleer – eine Fehlzuweisung

Die versuchsweise Zuweisung des Gebäudes Ecke Markt/Grasmarkt als Haus der Familie Balleer ist noch keine 100 Jahre alt. Johann Focke vermutete 1922 in seiner letzten Veröffentlichung »Das alte Bremen« als erster, der Bürgermeister Berend Balleer sei der Erbauer des Hauses gewesen.² Als Argument für diese lange nicht angezweifelte Besitzzuweisung des Hauses zog Hanna Lampe 1974 einen spätmittelalterlichen Bericht des Stadtrentmeisters Meinhard Kuhle heran, in dem er »das große Ordhaus bei dem Fischmarkt, wo der Herr Berend Balleer wohne...« erwähnt.³ Die Gleichsetzung jenes Ordhauses (niederdeutsch für Eckhaus) beim Fischmarkt mit dem gotischen Haus an der Ecke Am Markt/Am Grasmarkt lag sicherlich auch für Focke auf der Hand, da unweit dieser Stelle noch zur französischen Zeit, die sein Vater schließlich selbst noch miterlebt hatte, Fisch verkauft worden war. Hier, auf dem historischen Marktplatz, ist in der Tat schon im Mittelalter Fisch feilgeboten worden. So ist in der Kundigen Rolle von 1489 beispielsweise erwähnt, dass eine bestimmte Heringsart ausschließlich am Roland verhandelt werden sollte.⁴

Auch die Archäologie konnte Belege für mittelalterlichen Fischhandel nahe dem spätmittelalterlichen Eckhaus am Markt erbringen. So ergaben die archäologischen Grabungen von 2002 deutliche Hinweise auf mittelalterlichen Fischverkauf am Ort. Auf dem an der Ostseite des Marktes freigelegten Pflaster wurden Fischknochen, beispielsweise vom Stör, sowie Angelhaken entdeckt. In diesem Zusammenhang erwähnenswert ist auch eine bei den Grabungen unter dem Kellerboden des »Balleer'schen Hauses« aufgedeckte Pfostengrube



Abb. 5: Der freigelegte nördliche Keller des Balleer'schen Hauses von Süden gesehen, 15. Jh., nach Abtrag des oberen Fußbodens.

des 13. Jahrhunderts (s. u.), die unter anderem mit hunderten Knochen von überwiegend heimischen Fischen verfüllt war. Die nachgewiesenen Fischarten aus diesem Befund sind sehr vielfältig: Brachse, Flussbarbe, Blicke, Karausche, Gründling, Döbel, Aland, Hasel, Rotauge, Rotfeder, Schleie, Zährte, Hecht, Trüsche, Fluss-



Abb. 6: Das Balleer'sche Haus im September 1731. Detail aus der Darstellung der Quartiere der Bürgerkompagnie des Lieutn. Henrich Hoffham (coloriertes Pergament). Deutlich sind noch die freiliegenden Kellerhalse des Hauses zum Markt hin zu erkennen.

barsch, Stichling, Forellen, Stint, Aal, Hering, Dorsch, Stör, Scholle und Flunder. Es dürfte sich um entsorgte, nicht verkaufte oder nicht mehr verkäufliche Ware gehandelt haben, Massenware aus der Weser, die sich im Gegensatz zu teuren Meeresfischen jeder leisten konnte.⁵

Somit sind zwar die Belege für Fisch bzw. dessen Verkauf hier zahlreich, doch reicht dies nicht aus, um das Eckhaus des Berend Balleer mit unserem Eckhaus am Markt zu identifizieren. Vielmehr muss der Wohnsitz der Familie Balleer in einem in den Lassungsbüchern erwähnten Haus nahe dem Fischmarkt an der Fischerpforte unweit der Martinikirche verortet werden.⁶ Zwischen 1466 und 1587 werden mehrfach Häuser an diesem explizit als solcher benannten Fischmarkt beim St.-Martini-Kirchhof erwähnt: »gelegen tegen dem visch-markede by der vischporten in dat osten«, (gelegen dem Fischmarkt gegenüber bei der Fischpforte im Osten).⁷

Der früheste Eigentümer des sogenannten Balleer'schen Hauses am Marktplatz gibt sich durch eine wohl nach 1670 gezeichnete Skizze des westlichen, leicht gebogenen Willhadiblocks am Markt zu erkennen (Abb. 6).⁸ Eine Beschriftung des quadratisch gezeichneten Eckgrundstückes mit »Der alte Weinkeller (des) Daniel Brandt, welcher erlaubt, drei Häuser darüber zu bauen«, weist Daniel Brandt als wohl ältesten Besitzer des Eckgrundstückes aus. Im Schedebuch, welches die Ratsentscheidungen von 1435 bis 1603 enthält, sind zwei Ratsbeschlüsse aus dem Jahre 1468 überliefert, die dem Daniel Brandt die »ewige Rente von 6 br. Mark« aus dem Hause zusprachen.⁹ Durch diese Beischrift ist das Eckhaus noch Jahrhunderte später als das ehemalige Haus des Daniel Brandt klar gekennzeichnet gewesen. Für den weiteren Zeitraum bis zum Abriss können nicht alle Eigentümer und Nachbarn lückenlos ermittelt werden. Dass Daniel Brandt insbesondere

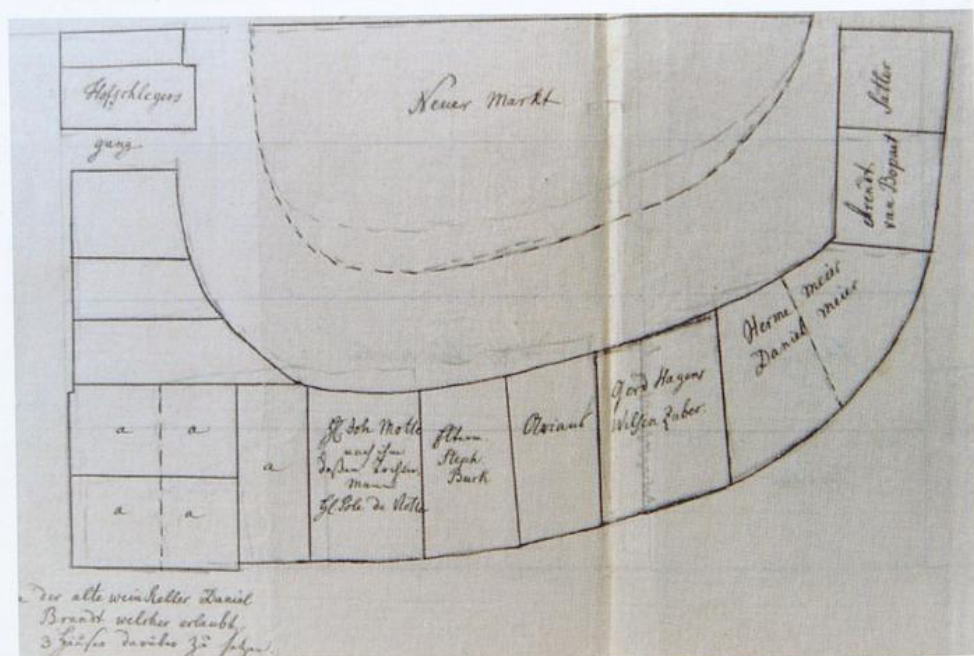
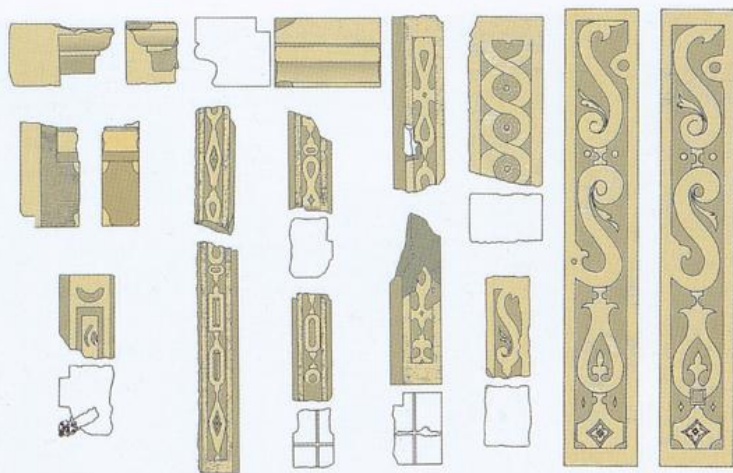


Abb. 7: Skizze der Ostseite des Marktes von einem unbekanntem Zeichner der Zeit nach 1670. Das Grundstück mit dem späteren Balleer'schen Haus trägt die Beschriftung: »Der alte Weinkeller (des) Daniel Brandt, welcher erlaubt, 3 Häuser darüber zu bauen.«

Abb. 8: Sandstein-Gewändeteile und Gesimsreste aus Raum 1 des Balleer'schen Hauses.



die Keller unter diesen Gebäuden gehörten, wird auch in der Lassung von 1445 erwähnt. Darin bekannte Hilmer der Trippenmaker vor dem Rat, dass »er Johan Koster verkauft habe sein Zimmer und Haus, gelegen über den Kellern, die Daniel Brande gehören, oberhalb des Marktes auf dem Ort bei Johan Hellingstede Haus im Norden«.

Diese Skizze mit dem auffällig quadratischen Eckgrundriss deutet auf einen Vorgängerbau hin, was auch die Ausgrabungen bestätigen konnten. Hinweise auf eine wohl kompliziertere Bau- bzw. Vorgeschichte des Eckgebäudes geben auch weitere Eintragungen im Lassungsbuch. Daniel Brandt war bereits zwei Jahre vor Beginn des ersten Lassungsbuchs Besitzer des Eckgrundstücks am Markt, wie die Handfeste von 1432 belegt.¹⁰ Im Jahr 1437 kaufte Daniel Brandt jun. von der Witwe des Diderich van Hesen jedoch ein halbes Haus, dessen andere Haushälfte ihm schon gehörte. Diese Immobilie wird mit »boven dem Markede by Johan van Minden int Osten« beschrieben. Sie lag demnach an der Seite zum Grasmart mit Nachbargrundstücken in West-Ost-Reihung. Die »andere (Daniel Brandt gehörende) Hälfte« als Teil des Eckgrundstücks aufzufassen widerspräche der Angabe »im Osten von Johan von Minden«. Es muss schon vorher in seinem Besitz gewesen sein. Ein Drittel des Eckgrundstücks verkaufte Daniel Brandt jun. 1445 an

Johan Hellingsted »teghen dem Grasmarked by Luders unde Hermens bode van Munster int Westen«. Daniel Brandt hatte mit diesem Nachbarn namens »von Munster« 1467–69 noch gerichtliche Auseinandersetzungen wegen der »ewigen Rente« des Eckgrundstücks.¹¹

Die Grabungen von 2002

Das Kellergeschoss des 9,5 m breiten spätgotischen Hauses mit ursprünglich drei Geschossen und dreifach untergliedertem Dachgeschoss konnte bei den Grabungen im Jahr 2002 in der Giebelfront auf 4,8 m freigelegt werden. Mit einer nachgewiesenen Länge von etwa 6,10 m ist es auffällig kurz. Die Wahl der breiteren Seite als Giebelfront ist sicher sowohl der prominenten Lage zum Marktplatz hin als auch einer Teilung der ursprünglich größeren Parzelle geschuldet.

Vom ehemals aufgehenden Teil des Hauses konnten im Schutt nur noch spärliche, in das Kellergewölbe gestürzte Reste identifiziert werden. Dazu gehören Formsteinfragmente der reich gegliederten Frontseite, vor allem die charakteristischen Halbbrundstabelemente der spitzbogigen Fenster und Blendnischen sowie Klosterformatsteine mit einer abgeschrägten Schmalseite. Zum Teil mit aufwendigem Beschlagwerk verzierte Gewändefragmente oder Gesimsteile aus Obernkirchener Sandstein

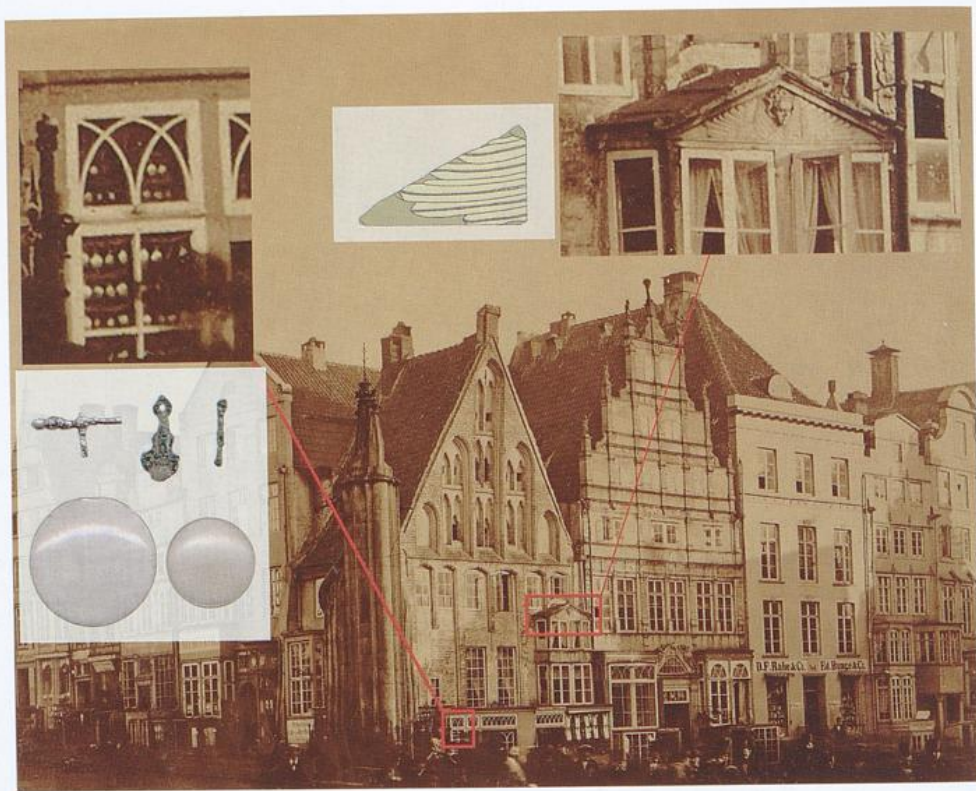


Abb. 9: Fotografie des Balleer'schen Hauses kurz vor dem Abriss 1859/60. Als Detail links: ein Schaufenster mit Taschenuhren und darunter die im Raum 1 geborgenen Teile von Uhrenschlüsseln. Detail rechts: oberer Teil der mehrstöckigen Utlucht mit Giebelzier in Form eines Engelskopfes mit der Umzeichnung einer aus dem Schutt geborgenen Sandsteinplatte.

(Abb. 8) fanden sich ebenfalls im Schutt des Kellers oder lagen deponiert in den beiden Kellernischen. Sie sind nicht genau in ihrer ehemaligen Lage innerhalb der Gebäudefassade zu lokalisieren. Die Gewände stammen aber von Utluchten, die nachträglich im 17. Jahrhundert an der Marktseite und an der Seite zum Grasmarkt hinzugefügt worden waren. Ein dreieckiges, mit Federdekor verziertes Sandsteinplattenfragment lässt sich jedoch mit großer Sicherheit auf der einzigen, kurz vor dem Abriss 1859/60 entstandenen Fotografie des Hauses identifizieren. Es handelt sich um ein Teil der Giebelplattenverkleidung der dreistöckigen, zum Markt hin ausgerichteten Utlucht (Abb. 9). Ein wohl weiblicher Kopf, umgeben von einem

als ausgebreitete Engelsflügel zu deutenden Federdekor, zierte zentral den reliefierten Giebel. Der ehemalige Standort der Utlucht zum Grasmarkt hin ist durch die darunter befindlichen Kellernischen und eine vorgelagerte Sandsteinrinne, die vielleicht das Traufwasser entsorgen sollte, zu erahnen (Abb. 9).

In den Bremer Adressbüchern findet sich am Marktplatz vor der Zerstörung des Hauses 1860 eine Tuchhandlung im Haus Nr. 6. Wohl im Keller des Hauses war eine Caffee- und Weinschenke untergebracht, wie auch eine auf dem Foto erkennbare Aufschrift zeigt. Es fanden sich dementsprechend in der Schuttfüllung einige Glasgefäßreste, darunter Scherben grüner Glasflaschen, die im 1821 patentierten

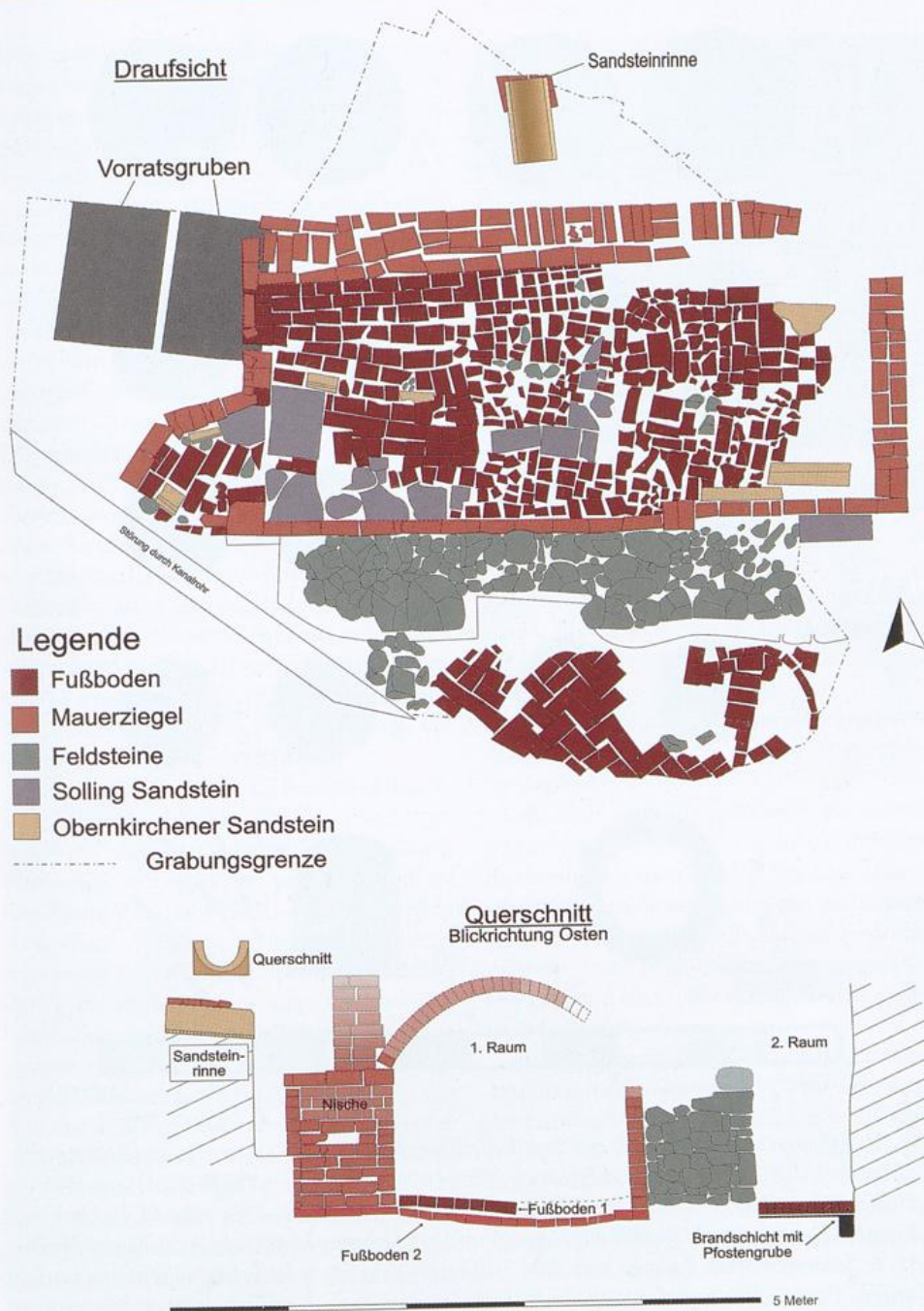


Abb. 10: Oben: zeichnerische Draufsicht auf den freigelegten Keller des Balleer'schen Hauses mit dem obersten Fußboden, dem erhaltenen nördlichen Kellerhals, der älteren Findlingsmauer im Süden sowie dem ansatzweise freigelegten Fußboden von Raum 2. Unten: Querschnitt durch Raum 1 und 2 des Balleer'schen Kellers mit Ergänzung des nördlichen Tonnengewölbes.



Abb. 11: Münzen und Kleinfunde aus dem Kellerbereich des Balleer'schen Hauses (Bestimmung K. Giesen). 1. 2 1/2 Silbergroschen Friedrich Wilhelm IV von Preußen (1840–1861) von 1843; 2. Halber Grote (2 1/2 Schware) von 1820; 3. Groten von 1750/1753; 4. Groten, 18. Jh. (?); 5. Vierpfennigstück von 1688 (Silber), Herzogtum Braunschweig-Lüneburg, Ernst August, 1679–1698; 6. Schwarzen Stadt Bremen von 1708 (Silber); 7. Körtling oder Sechshellerpfennig o.J. (Kupfer), Fürstentum Minden, Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst, 1640–1688, oder Friederich III, 1688–1701/1713; 8. stark abgenutzte Silbermünze, der Größe nach ein Sware aus der ersten Hälfte des 15. Jhs.; 9. tordierter Bronzering; 10. Fingerhut und Nadeln aus Bronze. 1.–3., 5.–7.: Verfüllung/Bodenbereich Kellerraum 1; 4. unter Sollingsandsteinbodenplatte im Kellereingang; 8. unter 2. Fußboden Raum 1; 9: Raum 1 unter 2. Fußboden; 10: Raum 2, auf unterem Fußboden.

Ricketts-Verfahren hergestellt worden waren. Auch einige Münzen wurden im Schutt entdeckt, wie ein halber Bremischer Groten von 1820 oder ein preußischer Zweieinhalb-Silbergroschen (Abb. 11, 1–6).

Zu der letzten Auskleidung eines Erdgeschossraumes gehörten niederländische Fliesen des 18. Jahrhunderts, deren Fragmente im Abbruchschutt im Kellergewölbe entdeckt wurden (Abb. 12). Sie sind mit typischen Schäferszenen und Flusslandschaften in kobaltblauer Scharffeuermalerei dekoriert, wobei das jeweilige Zentralmotiv der Stücke vermutlich mithilfe von Sponsen (Durchstaub-Schablonen) auf die pudrige, ungebrannte Zinnoxidglasur übertragen worden war. Auf diesen bucolischen Szenen, wie auch bei weiteren Landschaftsdarstellungen mit Mühlen, Gebäuden, Uferlandschaften und Segelschiffen als Staffagen sind stark stilisierte, eher wie Schnecken aussehende Schafe im Hintergrund des Geschehens zu sehen. Zu erkennen sind Hirtenszenen der Zeit um 1700/Anfang 18. Jahrhundert, mit je einer Spinne als Flieseneckzier.

In einer Straßenakte sind bei einer Hausbeschreibung für das Jahr 1798 die Nachbarn und deren gemeinsame Nutzungen erwähnt¹²: »Wohnhaus mit einem freyen Tropfenfall an Joh. Franz Pundsack Seite, so durch deßen Haus seinen Abfluß hat, und von der anderen Seite einen freyen Ablauf des Himmelwaßers durch Joh. Poppen Haus, samt der darunter befindlichen beiden Wohnkellern und dem Hinterhause, wie auch dem nach dem Wurstmarkt ausgehenden erbauten Stall, mit einer freyen Aus- und Einfahrt durch die drey dahinter leitenden Pforten und Schlüssel dazu, [...] mit einer gemeinschaftlichen Mauer und Gate an Carl Ludwig Brauers Seite, [...] wie auch der Gerechtigkeit eines Abstechers von einer gemeinschaftlich mit Carl Ludwig Brauer zu unterhaltenden Röhre, wodurch das Weserwaßer von des obgedachten Nachbarn Erbe auf dieses Erbe abgeleitet wird [...].«

Offensichtlich nutzten die Anwohner einige Zugänge, Pforten sowie die Ab- und Zuleitung des Wassers gemeinsam. Als Nummer 64 war



Abb. 12: Reste von in der Verfüllung des Raumes 1 geborgenen niederländischen Fliesen des 18. Jh., vermutlich einer Raumausstattung des Erdgeschosses zugehörig.

hier ein Anschluss an das Rohrleitungssystem der rota bremensis, des großen Wasserrades, verzeichnet.¹³

Bei den Grabungen konnte die gemeinschaftliche Mauer zum Nachbarn am Grasmarkt und bei einer kleinen Sondage dahinter ein Fußboden dieses Hauses aus Sollingsandstein festgestellt werden. Darauf lagen mehrere Austern sowie in Scherben, eine rotgefärbte Glasvase und ein großes Kochgefäß aus glasierter Irdenware.

Der freigelegte Balleer'sche Keller bestand aus zwei durch diese massive Feldsteinmauer getrennten Räumen. Ein Zugang vom Markt her erfolgte, ähnlich wie beim gegenüberliegenden Gebäude der heute noch erhaltenen Ratsapotheke, über einen winklig verlaufenden Kellerhals (Abb. 5 und 6). Ein weiterer Kellerhals ist südlich zu erwarten.

Der nördliche Raum (Raum 1) besaß eine ursprüngliche innere Länge von 3,70 m; er war in späterer Zeit auf 5,55 m erweitert worden, wie ein Absatz an der südlichen Wand andeutet. In seine Außenmauer zum Grasmarkt hin waren zwei Wandnischen eingebaut worden (Abb. 2

und 15). Die teils nur 30 bis 40 cm breiten Außenmauern des Kellers und auch die beiden überwölbten Wandnischen bestanden aus Klosterformatziegeln (ca. 28 cm x 14,5 cm x 9 cm). Die 1 m breiten und 0,95 m hohen überwölbten Nischen waren zumindest teilweise verschließbar, wie eiserne Türangeln zeigen. Auf Regale an der Wand deuteten weitere eingeschlagene eiserne Haken hin. Aufgrund der ersten Erwähnung des Weinkellers von Daniel Brandt ist zu vermuten, dass sie als Lager für Wein gedacht waren.

Beim Bau des nur schwach mit Kalkweiße verputzten Raumes hatte man eine alte, längs verlaufende und ursprünglich weit mehr als 1 m breite Findlingsmauer als mittleres Widerlager für zwei Tonnengewölbe der angrenzenden Räume genutzt. Das nördliche Tonnengewölbe dürfte, nach Hochrechnung des erhaltenen Gewölbeansatzes, über dem letzten Fußboden eine lichte Höhe von etwa 1,8 m gehabt haben. Der nördliche Teil der Findlingsmauer war durch eine vorgesetzte einfache Backsteinmauer im Klosterformat verkleidet worden.

Der Bodenbelag im nördlichen Raum 1 war ohne große Sorgfalt mit unterschiedlichen Materialien ausgeführt worden. Lagen im Eingangsbereich noch Sollingsandsteinplatten, wurden sie weiter innen von zweitverwendeten Klosterformatsteinresten, einigen kleineren Feldsteinen – offenbar sekundär genutzte Pflastersteine des mittelalterlichen Marktplatzes – und ebenfalls zweitverwendeten Sandsteingewänden abgelöst.

Nach Abräumen dieses Fußbodens zeigte sich in Raum 1 ein älterer, mit halben Klosterformatsteinen recht regelmäßig verlegter Boden. Das Tonnengewölbe stützte zumindest zeitweise ein in den Boden eingelassener Holzpfeiler, dessen Rest mittig im Raum zutage trat (Abb. 5). Zwischen den beiden Fußböden befand sich eine etwa 8 cm dicke Trennschicht aus hellem Dünensand. In der Trennschicht fanden sich einige Münzen (Abb. 11), wie z. B. ein Bremer Schwaben von 1708 oder ein Groten von 1750/1753. Mit weiteren auswär-

tigen Prägungen, darunter einem Vierpfennigstück von 1688 aus dem Herzogtum Braunschweig-Lüneburg (Jüngerer Haus Lüneburg, Ernst August, 1679–1698), das unter der Sandsteinbodenplatte im Kellereingang lag, und einem Körtling oder Sechshellerpfennig von Friedrich Wilhelm dem Großen Kurfürst (1640–1688) oder seinem Nachfolger Friedrich III (1688–1701/1713) zeigt sich die Währungsvielfalt der Epoche. Wie die oben genannten Münzen beweisen, ist der Fußboden in Kellerraum 1 zum letzten Mal bald nach Mitte des 18. Jahrhunderts erhöht bzw. erneuert worden.

Die zahlreichen weiteren Kleinfunde des 18. Jahrhunderts, wie z. B. Reste einer Rokoko-schnalle, Leder und Filz, Stecknadeln sowie Fingerhüte, könnten von einem Sattler oder bereits einem Kappenmacher stammen, wie er für spätere Zeit hier durch das Adressbuch nachgewiesen ist. Auf die Werkstätte eines Uhrmachers scheinen ein bronzener und ein silberner Uhrenschlüssel sowie zwei unbeschädigte Taschenuhrengläser zu deuten. Taschenuhren sind offenbar auch auf dem Foto von ca. 1859 im linken Schaufenster des Hauses zu erkennen (Abb. 9).

Zu den Glasfunden gehören die Überreste von drei unterschiedlich großen Ballonflaschen, einer zylindrischen Weinflasche und mehrere Fragmente von Trinkgläsern, darunter ein Kelchfragment mit eingeschliffenem Eichenlaubfries. Bei der Keramik handelt es sich hauptsächlich um einfaches Haushaltsgeschirr wie Grapen, Humpen, Tassen und Teller, darunter ein großer blau bemalter Fayenceteller (Abb. 13, unten). Das meist rotonnige, innen bräunlich oder rötlich glasierte Kochgeschirr zeigt zum Teil überdeutliche Nutzungs- und Reparaturspuren, die auf einen sehr langen Gebrauch hinweisen. Knochenreste von Hausvögeln, Eierschalen sowie Miesmuscheln und Austernreste belegen bessere Mahlzeiten im Haus am Markt. Zumindest von 1820 bis 1826 ist im Adressbuch unter der Hausnummer Markt 6 die Schenke des Johann Heinrich Knigge verzeichnet. Und noch kurz vor dem

Abriss war schließlich, wie auf einem Schild auf dem historischen Foto (Abb. 9) zu erkennen, eine Weinschenke am Markt vorhanden. Vom Zeitvertreib zeugen zahlreiche Murmeln und aus Gefäßfragmenten scheibenförmig zu-rechtgeschliffene Spielsteine (Abb. 13, oben links). Bemerkenswert sind zudem Reste von ca. 17 Tonpfeifen (Abb. 13, Mitte), die etwa im 2. Viertel des 18. Jahrhunderts zumeist in Gouda hergestellt worden sind.¹⁴

Nach dem Abräumen des untersten Ziegel-fußbodens in Raum 1 kam in der Südecke ein 1 qm großer holzverkleideter Schacht mit Backsteinboden zutage. Dieser Schacht, wohl ein kühler Vorratskeller, war wohl noch im Spät-mittelalter angelegt und dann – der Keramik nach im späten 16. oder frühen 17. Jahrhun-dert – verfüllt worden. Drei Gefäße lagen zer-scherbt in der Auffüllung (Abb. 14): ein großer, rottoniger, innenglasierter Grapen, ein mit gel-lichen Punkten verzierter glasierter Becher mit Quer- und Senkrechtchenkel sowie ein Fettfän-ger, der in letzter Funktion wohl als Gefäß für Kalkmörtel bei einer der Umbaumaßnahmen innerhalb des Hauses diente (Abb. 14, unten).

Aus zwei weiteren flachen Gruben unter-halb des Fußbodens und aus der Baugrube der Nischen konnte eine stark abgenutzte Silber-münze, wahrscheinlich ein Bremer Swaren der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die Erbau-ungszeit des spätgotischen Hauses eingrenzen helfen (Abb. 11).

Raum 2 und die Vorgängerbauten

War der 2,13 m breite Raum 1 noch bis zu ei-ner Höhe von 1,60 m erhalten, erwies sich der durch die verblendete Findlingsmauer abge-trennte südliche Raum 2 durch moderne Kanal-rohre stark zerstört und konnte auch wegen der begrenzten Grabungsfläche nur dokumentiert werden. Der eigentliche Bereich zum Markt hin war bereits den Kanalarbeiten zum Opfer gefallen (Abb. 9, unten).

Die innere Ziegelsteinmauer des nördlichen Raumes lehnte sich, wie bereits erwähnt, ein-



Abb. 13: Oben: Murmeln und Spielsteine sowie Tonpfeifen, geborgen auf dem unteren Backsteinboden des Balleer'schen Hauses. Mitte: die Fersenmarken der zumeist aus Gouda stammenden Tonpfeifen. Unten: Fragmente von Trink- und Essgeschirr.

lagig an eine offenbar ältere, aus wenigen be-hauenen Steinquadern, meist größeren Feld-steinen und einigen Raseneisenerzbrocken er-richtete Mauer an, auf die das Tonnengewölbe von Raum 2 aufgesetzt war. Sie war mit einem Muschelkalkmörtel gefestigt und setzte zum-indest im Westen direkt auf der Düne auf. Zum südlichen, größtenteils gestörten Raum 2 hin war diese nur noch einen Meter breite Feld-steinmauer mit Ziegelsteinen geflickt, an die sich keine echte Ziegelmauer mehr anlehnte. Ein Teil der ehemals breiteren Feldsteinmauer ist offenbar entnommen worden, um Nischen

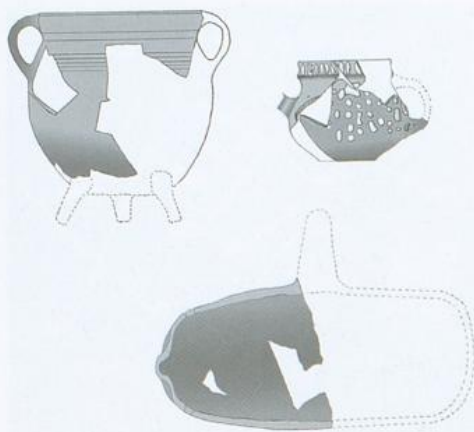


Abb. 14: Keramikfunde des 16. Jh. aus einem quadratischen Schacht unter dem Keller des Balleer'schen Hauses. Fragmentierte rottonig glasierter Keramik. Links: innenglasierter Grapen, Becher mit gelben Punkten und Quer- und Senkrechtchenkel, Fragment eines Fettfängers, der sekundär als Mörtelgefäß gedient hatte.

auch für diesen Raum zu schaffen. Durch die Kanalbauarbeiten sind der letzte Fußboden aus Sollingsandsteinplatten und eine halbrunde Rotsteinsetzung – wahrscheinlich ein späterer Treppeneinbau – stark gestört worden. Auch die Frage, ob die vorgefundene Feldsteinmauer zu einem Turmfundament ergänzt werden darf, konnte letztendlich durch die Störung und den begrenzten Einblick des Grabungsfeldes nicht genau geklärt werden.

Raum 2 besaß ebenfalls einen älteren, aber fischgrätenartig verlegten Boden aus Klosterformatsteinen. Er zeigte eindeutig Spuren eines Brandes, teilweise lagen auf dem Ziegelboden größere Holzkohlereste sowie sekundär gebrannte Dachziegelfragmente, aber auch z. T. verbrannte Tierknochen sowie eine Steinzeugscherbe des 15. Jahrhunderts und ein tordierter Bronzering.

Wahrscheinlich gehörte dieser Klosterformatboden zu einem Raum eines Vorgängerbaues des Balleer'schen Hauses, das sich im Norden wiederum an eine ältere Feldsteinmauer

anlehnte. Im frühen 15. Jahrhundert scheint ein Feuer dieses Gebäude stark beschädigt zu haben, das danach größer und in der später überlieferten Form neu errichtet wurde. Die ausgeprägte Brandschicht auf dem Ziegelboden war dementsprechend in Raum 1 nicht vorhanden.

Unter dem unteren Klosterformatboden in Raum 2 zeigte sich erneut eine durchgängige Brandschicht. Sie gehörte offenbar zu einem Holzgebäude, von dem noch ein großer verbrannter Pfostengrubenrest im Profil aufgenommen werden konnte. Das der Keramik nach noch im 13. Jahrhundert abgebrannte Gebäude hatte an der Nordseite offensichtlich ebenfalls die ältere Feldsteinmauer als Außenmauer mitgenutzt, scheint aber ansonsten aus Holz bestanden zu haben.

Die mit Brandasche verfüllte Pfostengrube enthielt neben den schon oben erwähnten Fischknochen Reste von fünf Hausschweinen, einem Rind, einem Schaf, einem Feldhasen, mehreren Gänsen, Hühnern und Enten sowie zerscherbte Keramik, fragmentierte helltonige walzenförmige Trinkbecher der rheinischen Vorgebirgsware, zum Teil mit roter Häkchenbemalung, und grautonige Kugeltopfscherben mit hohlgekehltm Rand. Erwähnenswert unter den Kleinfunden sind ein Knochenwürfel, eine kleine Eisenschnalle, eine bronzene Nähnaedel und mehrere kleine Glasringe.¹⁵

Nahe der Baugrube des Kellerhalses, der aus Raum 1 des Balleer'schen Hauses auf den Markt führte, konnten insgesamt drei ältere, etwa 1 m lange und 50 cm breite kastenförmige Schächte dokumentiert werden, bei denen es sich um Vorratskästen mit Kühlfunktion für leicht verderbliche Marktware gehandelt haben dürfte. Die Baugrube des Balleer'schen Hauses selbst schnitt dabei einen von zwei unmittelbar nebeneinanderliegenden Kästen an. In einem fanden sich ein Steilkamm, ein verziertes Grifffragment aus Knochen und über 200 Scherben von meist grautonigen einheimischen Kugeltöpfen, aber auch einigen Importgefäßen. Die Kästen sind vermutlich gegen Ende des 13. Jahrhunderts bei den Aufräumarbeiten nach dem

Schadenfeuer, dem auch der Holzbau unter dem Balleer'schen Keller zum Opfer gefallen war, mit Schutt verfüllt worden.¹⁶

Die bei der Grabung im Jahr 2002 festgestellte ältere Feldsteinmauer konnte als Teil (vielleicht Turmrest) der aus großen Feldsteinen, Raseneisenerzbrocken und größeren Flintsteinen errichteten, von Erzbischof Hermann (1032–1035) begonnenen Domburgmauer identifiziert werden. Sie war jedoch schon ab 1043 auf Veranlassung des neuen Erzbischofs Adalbert noch vor ihrer Vollendung wieder abgerissen worden. Adalbert ließ mit den Steinen den gerade niedergebrannten Dom neu und prächtiger denn je errichten.¹⁷ Wenige weitere Reste des Mauerzuges der Domimmunitätsmauer sind bereits 1860 beim Bau der Neuen Börse bzw. 1908 beim Bau des Neuen Rathauses beobachtet worden.¹⁸

Dieses vom Balleer'schen Haus vereinnahmte Baurelikt stellte jedoch noch nicht den ältesten Befund der Grabung dar. Als der untere

Boden von Raum 1 entfernt und ein Profilschnitt abgetieft worden war, zeigte sich, dass die Findlingsmauer im Osten deutlich abgesackt war, da sie hier einen humos verfüllten Graben querte. Die Feldsteinmauer und damit das gesamte Balleer'sche Haus waren über dem frühmittelalterlichen Spitzgraben der Domburg errichtet worden, wie auch ein Profilschnitt unter der nördlichen Hausaußenmauer zeigt (Abb. 15). Der frühmittelalterliche Spitzgraben, der zuvor schon 1908 beim Bau des Neuen Rathauses und 1940 beim Bunkerbau auf dem Domshof festgestellt worden war, hatte bisher keine Funde geliefert, die eine nähere Datierung zulassen.¹⁹

Der 2002 auf der Grabensohle freigelegte Rest von verkohlten Eichenbohlen – möglicherweise ein verbrannter Palisadenrest – konnte durch eine C14-Analyse in die Jahre 975 bis 1020 n. Chr. datiert werden, was sehr gut in die historisch überlieferten Umwallungsmaßnahmen des Bischofs Libentius (988–1013)

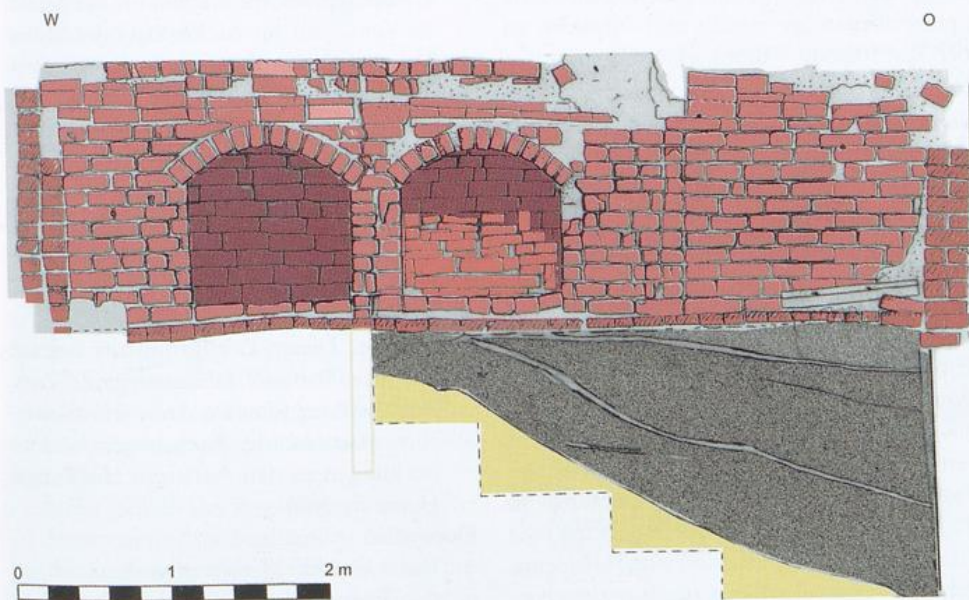


Abb. 15: Umzeichnung der Ansicht der nördlichen spätmittelalterlichen Gewölbekellermauer des Balleer'schen Hauses mit den zwei Wandnischen und dem darunterliegenden angeschnittenen frühmittelalterlichen Spitzgraben.

passt.²⁰ Eventuell deutet sich mit diesem Datum eine Verbindung zu dem überlieferten Wikingerüberfall des Jahres 994 an. Zu den Funden aus der oberen Grabenfüllung zählen neben grob granitgrusgemagerter Kugeltopfware eine größere Wandscherbe einer Pingsdorfer Amphore und ein verzierter Geweihkammrest.²¹ Die Verfüllung mag bis zu den ersten Jahrzehnten des 11. Jahrhunderts abgeschlossen worden sein, so dass ab 1032 die steinerne, aber eben nur sehr kurzlebige Verteidigungsmauer von Bischof Herrmann mit hartem Kalkmörtel darüber geführt werden konnte.

Die Nordostecke des Marktes zu Bremen war also im Laufe der Zeit mit Bauten unterschiedlichster Funktionen und Bedeutung besetzt. Zunächst verlief hier ein Abschnitt der Graben-/Wallanlage, der notwendig geworden war, um die junge Domburg mit dem Willehad-Dom, dem Bischofspalast und all seinen Nebengebäuden, wie Kloster, Bibliothek, Wohn-, Werkstatt- und Wirtschaftsgebäuden, vor feindlichen Angriffen zu schützen. Nach ca. 250 Jahren wurde die wohl mehrfach modifizierte Spitzgrabenanlage verfüllt und – dem Trend der Zeit folgend – durch eine steinerne Verteidigungsmauer ersetzt. Diese Domimmunitätsmauer hatte aber nur sehr kurzen Bestand, da das Bauwerk mit seinen Türmen nach nicht einmal 10 Jahren größtenteils wieder niedergerissen worden war, da das Baumaterial für den Domneubau Erzbischof Adalberts dringend benötigt wurde.

Waren der Domimmunitätsmauer nur wenige Jahre vergönnt, war dem heute als Balleer'sches Haus bekannten spätgotischen Wohnhaus eine stattliche Standzeit von über 400 Jahren beschieden. Die nachfolgende, 1864 fertiggestellte Neue Börse an der östlichen Frontseite des Marktes kam hingegen auf kaum 80 Jahre »Lebenszeit«, die das Anfang der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts erbaute Parlamentsgebäude der Bremer Bürgerschaft erst noch erreichen muss.

Literatur

Barkhausen 1864

Barkhausen, Georg: Bericht über die Ausgrabungen beim Bau der neuen Börse zu Bremen, in: Bremisches Jahrbuch 1 (1864), S. 12–38.

Bischof 2005a

Bischof, Dieter: Am Rande der Domburg. Vorbericht über die Grabung 2002 auf dem historischen Marktplatz von Bremen, in: *Itinera Archeologica. Vom Neolithikum bis in die Frühe Neuzeit. Festschrift für T. Capelle zum 65. Geburtstag*, Rahden 2005, S. 9–24.

Bischof 2005b

Bischof, Dieter: Erster Vorbericht über die Grabungen auf dem historischen Bremer Marktplatz, in: *Bremer Archäologische Blätter Neue Folge* 7 (2008), S. 39–54.

Bischof 2006

Bischof, Dieter: Mit Knochen gepflastert. Die archäologischen Beobachtungen und Grabungen am historischen Bremer Markt, in: *Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters* 34 (2006), S. 215–230.

Bischof 2013

Bischof, Dieter: Die Wasserversorgung von Bremen vom Spätmittelalter bis in die Frühe Neuzeit, in: *Historische Wasserleitungen. Gestern, Heute, Morgen (Tagungsband des Internationalen Frontinus-Symposiums Wien, 19.–23. Oktober 2011)*, S. 205–216.

Bischof 2014

Bischof, Dieter: Der Bistumssitz Bremen im späten 8. und 9. Jahrhundert, in: Weiss, Rainer-Maria; Klammt, Anne (Hrsg.): *Mythos Hammaburg. Archäologische Entdeckungen zu den Anfängen Hamburgs*, Hamburg 2014.

Duco 2003

Duco, Don H.: *Merken en merkenrecht van de pijpenmakers in Gouda*, Amsterdam 2003.

Duntze 1845

Duntze, Johan: *Geschichte der freien Stadt Bremen*, Band I, Bremen 1845.

Ehrhardt 1910

Ehrhardt, Ernst: Das Palatium der bremschen Erzbischöfe in der Stadt Bremen, in: Jahrbuch der bremischen Sammlungen 3 (1910), S. 73–86.

Galik/Küchelmann 2008

Galik, Alfred & Küchelmann, Hans Christian: Fischreste aus der mittelalterlichen Bremer Altstadt, in: Bremer Archäologische Blätter Neue Folge 7 (2008), S. 215–231.

Grohne 1951

Grohne, Ernst: Die älteste Stadtbefestigung Bremens, in: Bremisches Jahrbuch 43 (1951), S. 125–136.

Lampe 1974

Lampe, Hanna: Das Bremer Ratsgeschlecht Balleer, in: Norddeutsche Familienkunde (1974) 1, S. 70ff.

Küchelmann 2014

Küchelmann, Hans Christian: Mit Knochen gepflastert – Knochenfunde vom Bremer Marktplatz (Fundstelle 201 – Altstadt 2002), in: Schriften des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein 73 (2014), S. 23–64.

Rech 2003

Rech, Manfred: Gefundene Vergangenheit – Archäologie des Mittelalters in Bremen. Mit besonderer Berücksichtigung von Riga (Bremer Archäologische Blätter, Beiheft 3), Bremen 2003.

Schütze 2009

Schütze, Ernst: Straßen, Häuser und Familien, Clausthal Zellerfeld 2009.

Schütze 2020

Schütze, Ernst: Ein Nachruf auf das 1860 zerstörte »Balleer-Haus« am Markt zu Bremen (unveröffentlichtes Manuskript) 2020.

Stein 1961

Stein, Rudolf: Das vergangene Bremen. Der Stadtplan und die Stadtansicht im Wechsel der Jahrhunderte (= Forschungen zur Geschichte der Bau- und Kunstdenkmäler in Bremen, Bd. 1), Bremen 1961.

Stein 1962

Stein, Rudolf: Romanische, gotische und Renaissance-Baukunst in Bremen. Erhaltene und verlorene Baudenkmäler als Kultur- und Geschichtsdokumente (= Forschungen zur Geschichte der Bau- und Kunstdenkmäler in Bremen, Bd. 2), Bremen 1962.

Stein 1970

Stein, Rudolf: Das Bürgerhaus in Bremen, Tübingen 1970.

Anmerkungen

- 1 Stein 1962, 302; ders. 1961, Abb. 49 u. 55 03b.
- 2 Focke 1922, Unterschriften der Abb. 51, 52, 63, 61.
- 3 Lampe 1974, Lampe bezieht sich auf Duntze 1845, 428.
- 4 Die Kundige Rolle von 1489 befindet sich im Staatsarchiv Bremen, Sign. 2ad P.5.b.d.1; zitiert wurde nach einer Veröffentlichung der Bremer Tageszeitung AG im Juni 2014.
- 5 Galik/Küchelmann 2008, 216–217; Küchelmann 2014, 29ff.; Bischof 2006, 225.
- 6 Schütze 2020.
- 7 Lassungsbuch 1586–1606 im Staatsarchiv Bremen, Sign. 2 P.2.n.3.d.2.c, Lassung (33.2) von 1587; Schütze 2020, 4.
- 8 Staatsarchiv Bremen, Sign. 2P.n.6.bAa2.; Schütze 2009, 23, Abb. 6e.
- 9 Schütze 2020, 6; Staatsarchiv Bremen, Sign. 2-P.2.n.6.b.Aa.2.
- 10 Schütze 2020, Abb. 5.
- 11 Schütze 2020, 8.
- 12 Staatsarchiv Bremen, Sign. 2-P.2.n.3.h.2.c.90b, Distraction vom 11. April 1810. Hinweis von Michael Hilken.
- 13 Staatsarchiv Bremen, Sign. 2-P.2.s.2.Nr.4, Wasserrad Interessenten Nr. 64. Zum Wasserrad zuletzt Bischof, 2013.
- 14 Nach Duco 2003, die Nummern u. a. 57, 98, 311, 386.
- 15 Bischof 2005b, 42/43.
- 16 Bischof 2005b, 47.
- 17 Bischof 2014.
- 18 Barkhausen 1864, 30; Ehrhardt 1910, 36–38; Bischof 2014, 421.
- 19 Grohne 1951.
- 20 Bischof 2005b, 48; Rech 2003, 48–50.
- 21 Bischof 2005a, 23; ders. 2005b, 49, Abb. 12.

Jürgen Pätzold

Die Verwendung von Naturwerksteinen beim Bau des gotischen Bremer Rathauses

Naturwerksteine erfahren in der Regel keine große Beachtung, obwohl sie in zahlreichen historischen Gebäuden als Bausteine, Ornamentsteine oder für Skulpturen verwendet wurden. Die Verwendung eines bestimmten Naturwerksteines hat aber oft wichtige kulturhistorische Bedeutung und verleiht der Architektur eines Gebäudes ein charakteristisches Erscheinungsbild. In den letzten Jahren wird deshalb vermehrt versucht, den Naturwerksteinen in Welterbestätten mehr Aufmerksamkeit zu schenken (Global Heritage Stone Resource). Die Verwendung von Naturwerksteinen dokumentiert die regionale Verfügbarkeit von Baustoffen, gibt Auskunft über Handelsbeziehungen und Transportwege und hat Bedeutung für die Denkmalpflege. Das Management und die Instandhaltung von Kulturerbestätten bedürfen der Kenntnis des verwendeten Materials. Die Beschaffung von originaleem Ersatzmaterial kann oft schwierig oder unmöglich sein, wenn die Herkunft des Materials in Vergessenheit geraten ist oder die historischen Steinbrüche nicht mehr im Abbau befindlich sind.

Mit diesem Beitrag soll versucht werden, die überlieferten Informationen zur Verwendung von Naturbaustoffen und Naturwerksteinen beim Bau des gotischen Rathauses zu Beginn des 15. Jahrhunderts zusammenzutragen und noch erhaltene Teile der originalen Bausubstanz zu identifizieren. Es wurde versucht, die wichtigsten verwendeten Gesteine zu bestimmen und ihre Herkunft und Transportwege aufzuzeigen. Das über 600 Jahre alte Bremer Rathaus und der Roland von Bremen wurden 2004 in die Liste der UNESCO Welterbestätten aufgenommen (Skalecki 2005).

Das mittelalterliche Rathaus

Auch wenn das Bremer Rathaus während der späten Renaissance eine erhebliche Neugestaltung erfuhr, so ist doch der dreigeschossige querrrechteckige Saalgeschossbau mit Keller gewölbe (heute Ratskeller), Markthalle (Untere Rathaushalle) und Ratssaal (Obere Rathaushalle) in seinem ursprünglichen Kern noch erhalten und gut erkennbar. Im Unterschied zu anderen gotischen Bauten Norddeutschlands wurde in Bremen kein reiner Backsteinbau errichtet, sondern ein Gebäude aus einer Mischung aus Ziegelsteinen und Naturwerksteinen. Diese charakteristische Verbindung aus Ziegel- und Naturwerksteinen wurde später auch als Ziegelhausteinbau bezeichnet (Pauli 1892).

Die ältesten bekannten Darstellungen von Hogenberg aus dem Jahr 1588/1589 und Dilich 1596 und 1603 zeigen die Gestalt des gotischen Rathauses vor dem Umbau in der Renaissance. Danach hatte das mittelalterliche Rathaus zum Markt hin einen Arkadengang und 5-bogige Fenster im oberen Geschoss, kleine Ecktürmchen an den Fassadenkanten und einen Zinnenkranz vor dem Walmdach. Geschmückt wurde die Fassade durch große Figuren zwischen den Fenstern und kleinere unter den Ecktürmen sowie durch eine größere Anzahl von runden Schildern unter dem Zinnenkranz. Auf dem Marktplatz vor dem Rathaus stand der steinerne Roland.

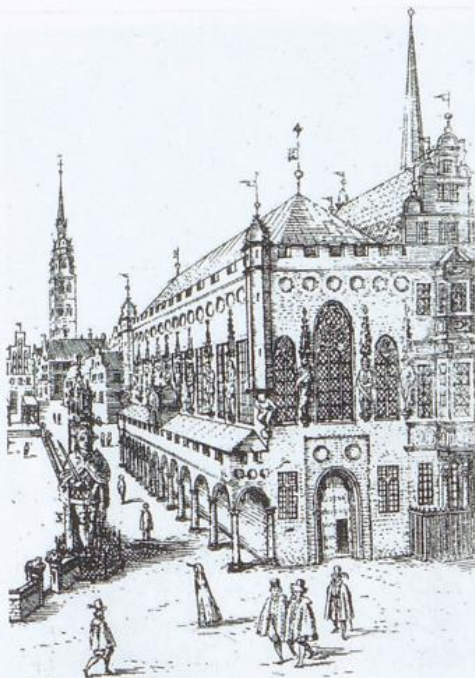
Die wichtigste Quelle über den Bau des gotischen Rathauses ist das aus vier Einzelheften bestehende Rechnungsbuch aus den Jahren 1405 bis 1407 (Ehmck und Schumacher 1866). Darin werden alle Kosten für die Errichtung des Gebäudes während der ersten drei

Jahre zusammengefasst, darunter auch die Rechnungen für Materialbeschaffungen, Transport-, Lohn- und Nebenkosten aller beteiligten Gewerke von der Anlegung der Baugrube bis zur Dachdeckung. Damit war die Errichtung des Gebäudes im Wesentlichen abgeschlossen, die Fertigstellung zog sich aber mit Unterbrechungen bis ins Jahr 1410 hin.

Für den Bau des Rathauses benötigte man relativ große Mengen von Locker- und Festgesteinen, die zur Baustelle im Zentrum der Stadt herangeschafft werden mussten. Lehm, Sand, Kies und Gerölle standen in lokalen oder regionalen Vorkommen in der näheren Umgebung von Bremen zur Verfügung. Kalk und Naturwerksteine mussten dagegen aus Mangel an natürlichen Vorkommen in der norddeutschen Tiefebene aus der weiteren Umgebung herangeschafft werden. Da der Transport dieser schweren Materialien vorzugsweise auf dem Wasserweg vorgenommen wurde, erfolgte die Beschaffung über das Flusssystem der Weser und seiner Nebenflüsse (Hill 2004; Müller 1928; Peters 1913).

Die Roland-Statue

Noch vor Baubeginn des Rathauses im Jahr 1405 wurde im Jahr zuvor ein steinerner Roland auf dem Marktplatz errichtet. Er soll als Ersatz für einen hölzernen Roland errichtet worden sein, der bereits 1366 durch die Leute des Erzbischofs Adalbert verbrannt wurde. Ein einzelner Eintrag im Rechnungsbuch zum Rathaus dokumentiert, dass einhundertsiebzig Bremer Mark an Klaus Seelschläger (Clawes Zeelsleghere) und Jacob Olde dafür gezahlt wurden. Es handelt sich dabei aber wohl nicht um die Bildhauer, da Jacob Olde auch als Ratsherr in den Quellen genannt wird. Es wird stattdessen vermutet, dass einer der am Rathaus tätigen Bildhauer für die Schaffung des Roland verantwortlich war. Die 5,5 Meter hohe Statue wurde aus Elmkalk errichtet und lehnt an einer steinernen Säule, die von einem gotisch verzierten Baldachin geschützt wird. Die Gesamt-



Das gotische Rathaus kurz vor dem Umbau während der Renaissance, Ausschnitt eines Kupferstichs in der Dilich-Chronik von 1603/04

höhe des Kunstwerks beträgt 10,2 Meter, es gilt als die erste noch erhaltene freistehende Roland-Statue des deutschen Mittelalters. Das Kalksteinmaterial wurde in den bekannten Muschelkalk-Steinbrüchen im Elm bei Königs-Lutter gebrochen. Der Transport erfolgte zunächst mit Ochsen- und Pferdekarren nach Braunschweig und dann über die Oker, Aller und Weser nach Bremen.

Die Roland-Statue erscheint heute fast steinsichtig, historische Darstellungen dokumentieren aber, dass sie zwischenzeitlich intensiv bunt gefasst war. Die Figur des Bremer Roland wurde über die Jahrhunderte wiederholt restauriert und einzelne Steine durch Obernkirchener Sandstein ausgetauscht. Sie kann aber als Original angesehen werden, weil der Austausch Stein für Stein erfolgte. Der Originalkopf von 1404 wurde erst 1983 durch eine Kopie ersetzt und befindet sich seitdem im



Kopf der Roland-Statue auf dem Bremer Markplatz



Der originale Kopf der Roland-Statue im Bremer Focke-Museum

Bremer Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte (Focke-Museum). Als Ersatzmaterial wurde ein originalgetreuer Block aus der unteren Werksteinbank des Unteren Muschelkalks aus dem Elm verwendet. Das Replikat auf dem Marktplatz zeigt die für das Gestein charakteristischen Wechsellagen von gröberem und feinerem Material. Schrägschichtungskörper kennzeichnen einen stark bewegten tropischen Flachwasserbereich des marinen Muschelkalks als Ablagerungsraum. Das frische Material zeigt Farbwechsel von Hellgrau über Hellgelblichgrau zum Weißlichgelb, erhält aber nach kurzer Zeit eine charakteristische graue Verwitterungsfarbe (Braune und Lepper 1996). Unter der Lupe zeigt der Kalkstein zahlreiche Fossilbruchstücke und kleine konzentrisch aufgebaute Karbonatkugeln, sogenannte Ooide, die auch löchrig herauswittern. Das Gestein wird deshalb oft irreführend als Schaumkalk bezeichnet. Der Originalkopf im Focke-Museum zeigt nach den vielen Jahrhunderten eine bemerkenswert

gute Erhaltung mit örtlich typisch grauen Verwitterungskrusten (Braune und Lepper 1996; Lepper et al. 2018). Es handelt sich dabei um Gipskrusten, die bei der chemischen Verwitterung des Kalksteins durch »sauren Regen« entstehen und das Gestein vor weiterer Verwitterung schützen. Elm-Kalkstein wurde seit dem Mittelalter in großen Mengen für zahlreiche historische Bauten im Braunschweiger Land abgebaut. Der erste Monumentalbau aus diesem Material war die 1135 begonnene Benediktiner-Kirche St. Peter und Paul oder Stiftskirche in Königslutter (Braune und Lepper 1996). Elm-Kalkstein gilt seitdem wegen seiner guten bis sehr guten Verwitterungsbeständigkeit auch als hochwertiges Material für Bildhauerarbeiten. Der letzte denkmalrelevante Elmkalk-Steinbruch am Hainholz bei Königslutter wurde um 2005 geschlossen. Seitdem steht für dieses einzigartige und nur lokal begrenzt vorkommende Material kein aktiver Bruch mehr für Ergänzungen oder Restaurierungen zur Verfügung (Lepper et al. 2018). Als Referenzobjekte für die Verwendung von Elm-Kalkstein gelten die Stiftskirche Königslutter und das Grabmahl Heinrichs des Löwen im Braunschweiger Dom (Lepper 1997).

Errichtung des Bremer Rathauses

Die historischen Quellen zur Stadtgeschichte belegen, dass bereits seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts ein noch älteres Rathaus existierte, welches sich zwischen der Obernstraße, der Sögestraße und dem Unser Lieben Frauen Kirchhof befand (Elmshäuser 2005). Für den Neubau des gotischen Rathauses Anfang des 15. Jahrhunderts entschied man sich aber für eine Verlegung an einen neuen Standort am Markt. Nach dem Abriss der dortigen Häuser und Buden und dem Aushub der Baugrube begann man sehr zügig mit der Errichtung der Bauhütte und musste die Materialbeschaffung organisieren und Handwerker verpflichten. Durch die detaillierten Aufzeichnungen des Rechnungsbuches sind uns eine größere Anzahl



Verwitterungskrusten auf Elm-Kalkstein, Detail des originalen Roland-Kopfes



Elmkalk, Detail des originalen Roland-Kopfes

von Handwerkern aus den verschiedenen Berufsständen mit ihren genauen Tätigkeiten bekannt. Bei den steinverarbeitenden Gewerken werden Steinhauer/Steinmetze und Bildhauer unterschieden. Die Steinmetzmeister Herman Stroling, Salomon und Lucas waren für die Herstellung von Fenstermaßwerk, Portalen, Pfeilern, Wengern und Gossensteinen zuständig. Die Bildhauermeister Johann, Henning, Kurd und Westfal liefern Figuren und Steinschilder und haben das Steinmaterial in der Regel auch selbst besorgt. Eine führende Rolle, die aber wohl nicht als Architekt bezeichnet werden kann, hatte ganz offensichtlich der nicht aus Bremen stammende Bildhauermeister Johann mit seinem Sohn Paul und einer Gruppe von sechs Gesellen. Gemeinsam mit dem

Meister Henning ist er auch für die sechzehn großen Steinfiguren am Rathaus verantwortlich gewesen. Der Steinmetz- und Bildhauermeister Kurd wurde mit seinen sechs Gesellen aus Münster angeworben. Ihm wird nachgesagt, dass er wichtige künstlerische Einflüsse aus dem Osnabrücker Raum nach Bremen brachte. Die Steinhauer hatten ihre Lagerplätze in der Regel außerhalb der Mauern Bremens auf dem Werder. Die Bearbeitung des Steinmaterials, besonders das der Figuren, fand in den Räumen des früheren Rathauses statt.

Die Grundsteinlegung des Rathauses erfolgte am 6. Mai 1405. In der ersten Bauphase wurden auch Baustoffe verwendet, die aus dem Abbruch an anderer Stelle gewonnen werden konnten. Dazu gehörten Feldsteine, die sich überall in den eiszeitlichen Ablagerungen in der Umgebung von Bremen fanden, alte Ziegelsteine und auch Hausteine, die wohl aus einer Mauer beim Ostertor gebrochen worden waren. Danach begann aber die gezielte Herstellung von Backsteinen und die Beschaffung von Naturwerksteinen.

Herstellung der Ziegelsteine

Die Fassadenflächen des gotischen Rathauses sind durch den auffälligen Wechsel von rohen unglasierten und glänzend glasierten Ziegelsteinen im damals üblichen Klosterformat gekennzeichnet. Der Ziegellehm wurde in lokalen Vorkommen in der Wesermarsch gewonnen und wurde in verschiedenen städtischen Ziegelhäusern und Privatziegeleien gebrannt. Die glasierten Ziegelsteine wurden von Marquard Wielbrod und Volquin geliefert. Die dunkelbraune bis schwarze Glasur wurde durch den Zusatz von Bleiglätte und Kupfermineralen erzeugt. Als Bleiglätte wird ein Bleioxid bezeichnet, das durch Schmelzen und Oxidation von bleihaltigen Erzen wie Galenit (Bleiglanz) hergestellt wird. Diese Mineralgemische wiederum stammten wohl aus den Bergwerken des Harzes, sehr wahrscheinlich aus dem Rammelsberg bei Goslar.

Kalklieferungen zur Mörtelherstellung

Für die Verfüzung des Mauerwerks mussten zur Mörtelherstellung größere Mengen von Kalk geliefert werden, die in Bremen nicht zur Verfügung standen. Das Rechnungsbuch nennt drei verschiedene Herkunftsorte von Kalk für das Baumaterial. Unterschieden werden dabei sogenannte Steinkalke und Muschelkalke. Ein Teil des Materials wurde wohl bereits als gebrannter Kalk geliefert, ein anderer erst in Bremen dazu verarbeitet.

Kalk wird zum einen über einen Hinrich Volberdes aus Minden bezogen und stammt vermutlich aus den Abbaustellen in den Ober-Jura-Vorkommen des östlichen Wiehengebirges und Wesergebirges beidseits des Weserdurchbruchs bei Porta Westfalica. Aus dem Bereich von Minden-Lübbecke sind aus späterer Zeit z. B. verschiedene Kalköfen in Nammen bekannt.

Zum anderen wird über einen Mann namens Heinrich Enundetwintich auch Kalk aus Hannover bezogen. Als Orte dafür kommen grundsätzlich verschiedene Jura- und Kreidevorkommen in der näheren Umgebung von Hannover in Frage. Ehmck und Schumacher (1866) machten aber bereits darauf aufmerksam, dass ein Meister Didrich Enundetwintich im Jahr 1354 als Käufer von Steinbrüchen in Hannover auftaucht (Urkb. d. Stadt Hannover, Nr. 330, S. 324). Diese Steinbrüche befanden sich ganz offensichtlich im Lindener Berg bei Hannover. Der dortige Kalkabbau für die Mörtelherstellung ist in späteren Jahrhunderten sehr gut belegt. Die gebrochenen Kalksteine wurden an Ort und Stelle neben den Steinbrüchen in Kalköfen gebrannt und in Holzfässern mit Schiffen auf der Ihme, Leine, Aller und Weser bis nach Bremen transportiert. Historische Darstellungen aus dem frühen 19. Jahrhundert zeigen große Steinbruchbetriebe im Lindener Berg mit zahlreichen Kalköfen daneben. Dieser Kalkabbau wurde erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts eingestellt.

Als dritte Quelle für Kalklieferungen wird im Rechnungsbuch der Begriff »kabyke« benutzt. Mit dem Begriff »kabyke« wurden nach

Ehmck und Schumacher Lieferungen von Muschelschalen von der Nordseeküste bezeichnet, die von friesischen Schiffen flussaufwärts nach Bremen gebracht wurden (Ehmck und Schumacher 1866). Es handelte sich sicherlich um Miesmuscheln, Herzmuscheln und Austernschalen, die in Schillanreicherungen im Gezeitenbereich aufgesammelt wurden. Die Muschellieferungen kamen unverarbeitet und in Tonnen verpackt direkt zur Baustelle, wo sie wohl zu Haufen aufgetürmt und mit Torf umgeben zu Branntkalk und durch Zugabe von Wasser zu Löschkalk verarbeitet wurden. Diese Tätigkeiten wurden sämtlich von Frauen ausgeübt und von einer Frau koordiniert, die »lange Tibbeke« genannt wird.

Als Lagerort für den Kalk wird das Palatium ausgewiesen, der zu jener Zeit nicht mehr bewohnte Bischofssitz des Erzbischofs Otto II. direkt neben der Baustelle des Rathauses. In ihrer Deutung der Einträge des Rechnungsbuches nehmen Ehmck und Schumacher an, dass der aus Muschelschalen hergestellte Kalk für die Außenmauern und der aus Kalksteinen gebrannte Kalk für die inneren Teile der Mauern benutzt wurde (Ehmck und Schumacher 1866). Dem Mörtel aus Muschelkalk werden besonders gute Eigenschaften zugeschrieben, weil er aufgrund seiner schnellen Zubereitung an der Baustelle und sofortigen Verarbeitung auch ungelöschte Kalkteile enthält.

Das heutige Fugennetz des Mauerwerks erfuhr im Laufe der Jahrhunderte zahlreiche Ausbesserungs- und Restaurierungsmaßnahmen. Ein angemessener Erhalt der historischen Luftkalkmörtel stellt eine wichtige Aufgabe der modernen Denkmalpflege dar (Juling 2005).

Werksteinlieferungen von Graustein

Alle beschafften Hausteine werden im Rechnungsbuch ganz allgemein und ohne jegliche Unterscheidung als Graustein (grawen stene) bezeichnet. Sie wurden nach den Aufzeichnungen vornehmlich aus Hannover aber auch

aus Minden bezogen. Um welche Gesteine es sich dabei genau handelt, ist nicht ersichtlich. Der Begriff Graustein wurde auch noch später für die Sandsteine beim Renaissance-Umbau des Rathauses unter der Leitung von Lüder von Bentheim verwendet. Für die Hausteine der Weserrenaissance ist gesichert, dass es sich um die Sandsteine aus den Bückebergen nahe Oberkirchen handelt. Ehmck und Schumacher (Ehmck und Schumacher 1866) nahmen deshalb an, dass die grauen Sandsteine wohl auch schon im Mittelalter aus den Steinbrüchen aus den Bückebergen bei Oberkirchen besorgt wurden (Ehmck und Schumacher 1866). Pauli nahm dagegen an, dass man beim Bau des Rathauses Anfang des 15. Jahrhunderts wegen des Transportes über Hannover den Sandstein vom Deister bezog (Pauli 1892). Sehr ähnliche Sandsteine kommen nämlich nicht nur in den Bückebergen, sondern auch im Deister, im Süntel, dem Nesselberg, im Osterwald und in den Rehburger Bergen vor. Alle diese Sandsteinvorkommen sind geologisch mit einem Alter von etwa 140 Million Jahren gleich alt, stammen aus der Unterkreide und wurden früher allgemein als Wealdensandsteine bezeichnet. Sie lassen sich allerdings wegen ihrer sehr ähnlichen Eigenschaften ohne Spezialuntersuchungen nur schwer voneinander unterscheiden (Lepper und Ehling 2012; Hornung et al. 2012). In allen Fällen handelt es sich um recht gut sortierte, gleichkörnig-homogene Feinsandsteine mit kieseligem Bindemittel. Die Farbe schwankt zwischen weißgrau bis gelblichgrau und hellgelb, örtlich kommen bräunliche Verfärbungen und Ausfällungsringe durch Fe-Hydroxidbildungen (in der Regel Limonit) vor. Ablagerungsraum war der küstennahe Bereich eines Binnenmeeres, das sich zur Zeit der Unterkreide im Niedersächsischen Becken befand und von Ostholland bis nach Polen und von Bremen bis nach Hildesheim erstreckte. Die Sandsteine sind in der Regel fossilifer, enthalten aber vereinzelt Lagen von Süß- bis Brackwassermuscheln. Bekannt geworden sind vor allem einzelne Horizonte von Dinosaurierfährten in den Bückebergen bei Oberkirchen

und im Münchehagener Sandstein der Rehburger Berge (Lepper und Ehling 2012).

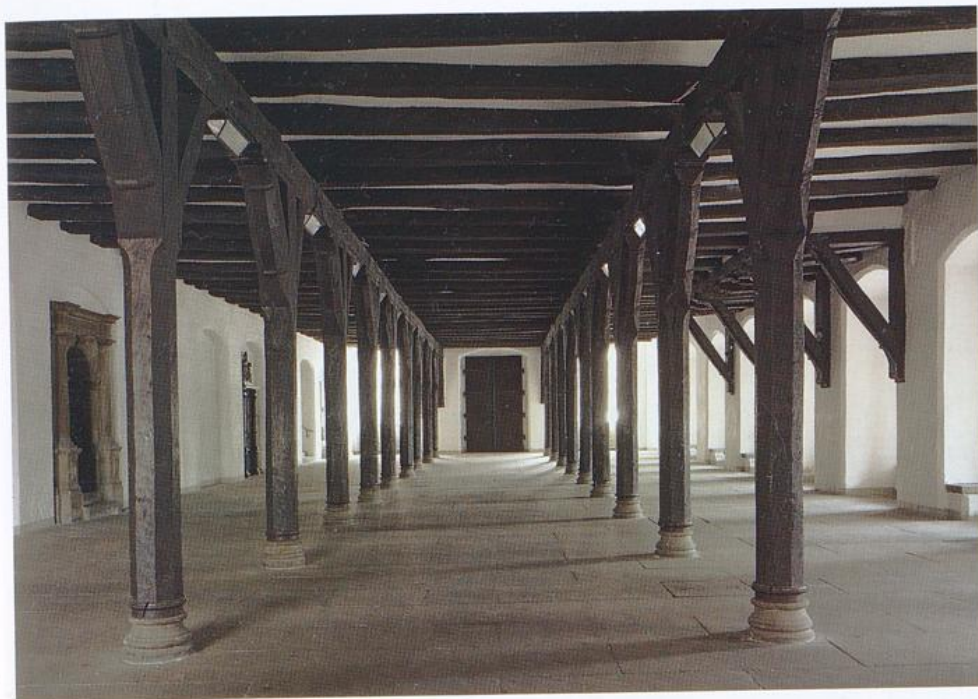
Obernkirchener Sandstein wurde zwar seit dem 9. Jahrhundert lokal abgebaut und bereits im 11. Jahrhundert am Minder Dom verwendet, Lieferungen in weiter entfernte Gebiete sind aber erst für das 16. Jahrhundert mit Sicherheit nachweisbar (Poestges 1982/1983). Poestges erwägt auch die Möglichkeit, dass die Sandsteinbrüche bei Sachsenhagen bereits beim Bau des Bremer Rathauses in Betrieb waren, sie sind mit historischen Quellen aber erst für 1607 nachweisbar. Für den Bau des Bremer Rathauses muss vermutet werden, dass zumindest ein Teil des sogenannten Grausteins aus den Vorkommen der Rehburger Berge stammte. Ein konkreter Hinweis darauf findet sich nämlich in den Rechnungsbüchern durch die Nennung des Ortes Sachsenhagen (Zassenhagen), der sich am südlichen Rand der Rehburger Berge befindet. Reste dieser ehemaligen Sandsteinbrüche

sind noch heute vorhanden. Meister Westfal verbrachte dort elf Wochen mit Arbeiten im Steinbruch. Er stellte über 50 Steinschilder her, die zwischenzeitlich im früheren Rathaus gelagert und später an der Außenfassade des Neubaus angebracht wurden. Sie sind beim Umbau in der Renaissance verloren gegangen. Vermutlich bezog auch der Steinmetz Hermann Stroling sein Material aus diesem Sandsteinvorkommen für die zwanzig Säulen, die die Decke des Ratskellers stützen, und die zwölf ursprünglichen Steinsäulen des Bogenganges am Markt. Die letzteren waren sechseckig gehauen, wie auch auf einem Stich von Dilich (1596) zu sehen ist.

Der Transport dieser Werksteine erfolgte durch namentlich bekannte Ekenschiffer über die Leine, Aller und Weser, was durch die Zollabgaben in Neustadt am Rübenberge, Rethem, Langwedel und Thedinghausen dokumentiert ist. Möglich wäre allerdings auch ein Transport



Obernkirchener Sandstein als Bodenbelag in der Unteren Rathaushalle



Obernkirchener Sandsteinplatten in der Unteren Rathaushalle, Foto Christian Richters

über die Weser. Die Sandsteine wurden nämlich bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts nach Minden oder Petershagen gebracht, erst später erfolgte der Abtransport auf der Weser ab Kohlenstädt und Rinteln (Poestges 1982/1983).

Da die Fassade des Rathauses Anfang des 17. Jahrhunderts stark umgestaltet wurde, sind viele der ursprünglich verwendeten Sandsteinblöcke wohl nicht mehr erhalten. Die gotischen Fenster an der Fassade zum Markt wurden bereits um die Jahrhundertwende von Lüder von Bentheim durch rechteckige ersetzt, später der Zinnenkranz entfernt, der Bogengang erneuert, die Ecktürme bis auf einen entfernt und ganz zuletzt ein Mittelrisalit vor die Fassade gesetzt (Skalecki 2018). Alle Werksteinteile sind nun im Stil der später sogenannten Weserrenaissance reich verziert und geschmückt (Gramatzki 1994). Die großen Sandsteinplatten im Fußboden der Unteren Rathaushalle sind vermutlich die einzigen sicheren Relikte aus der ersten Bauzeit.

Porta-Sandstein

Im Unterschied zu den benachbarten Kirchengebäuden des Doms und Unser Lieben Frauen sind nur geringe Mengen von Porta-Sandstein am Bremer Rathaus verwendet worden. Diese finden sich in den Fassadenkanten unter den ehemaligen Ecktürmen. Der dickbankige, massive, mittel- bis grobkörnige Sandstein weist ein toniges, kalkiges oder ferritisches Bindemittel auf. Kennzeichnend für den Porta-Sandstein ist vor allem seine graue bis braune Farbe und lagen- oder linsenförmige Eisenmineralanreicherungen (sogenannte Eisenschwarten). Trotz seiner variablen Zusammensetzung zeigt das Gestein eine sehr gute bis gute Verwitterungsbeständigkeit.

Die Entstehung des Gesteins fand zur Zeit des mittleren Jura in Norddeutschland auf einem von Festland umgebenen Schelfmeer in einer Wassertiefe von weniger als 100 Metern statt. Infolge von tektonischen Hebungsbewegungen



Porta-Sandstein neben glasierten und unglasierten Ziegeln an der Fassade des Rathauses

des Festlandes kamen auf submarinen Schwellen zwischenzeitlich vermehrt sandige Sedimente zur Ablagerung. Aufgrund starker Strömungen wurden die Sandkörper mehrfach umgelagert und bildeten auch örtlich eisenerzähnliche Lagen aus Eisenmineralabscheidungen. Die örtliche Bildung des nur bis zu 15 Meter mächtigen Werksandsteines findet sich heute in einem schmalen Band vom westlichen Wiehengebirge bis zum Wesergebirge (Ebel und Ehling 2012).

Die historischen Vorkommen wurden vor allem im Bereich seiner größten Mächtigkeit in Steinbrüchen am Jacobsberg und Wittekindsberg beim Weserdurchbruch an der Porta Westfalica abgebaut. Der braune Bausandstein wurde etwa ab dem Jahr 850 weserabwärts transportiert und findet sich in zahlreichen romanischen Kirchen beidseits der Weser bis nach Cuxhaven. Die Steinbrüche an der Porta Westfalica unterstanden damals dem bischöflichen Domkapitel. Laut einer Urkunde von 1337 hatte die Stadt Minden vorübergehend die Erlaubnis, diese Steine im Amt Hausberge zu brechen.

In den letzten Jahrzehnten des Abbaus von 1867 bis 1927 erfolgte die Sandsteingewinnung

sogar in Stollen unter Tage. Seitdem ist der Abbau zum Erliegen gekommen. Für Restaurierungsarbeiten muss deshalb auf Hausteine von älteren Bauwerken zurückgegriffen werden.

Roter Wesersandstein

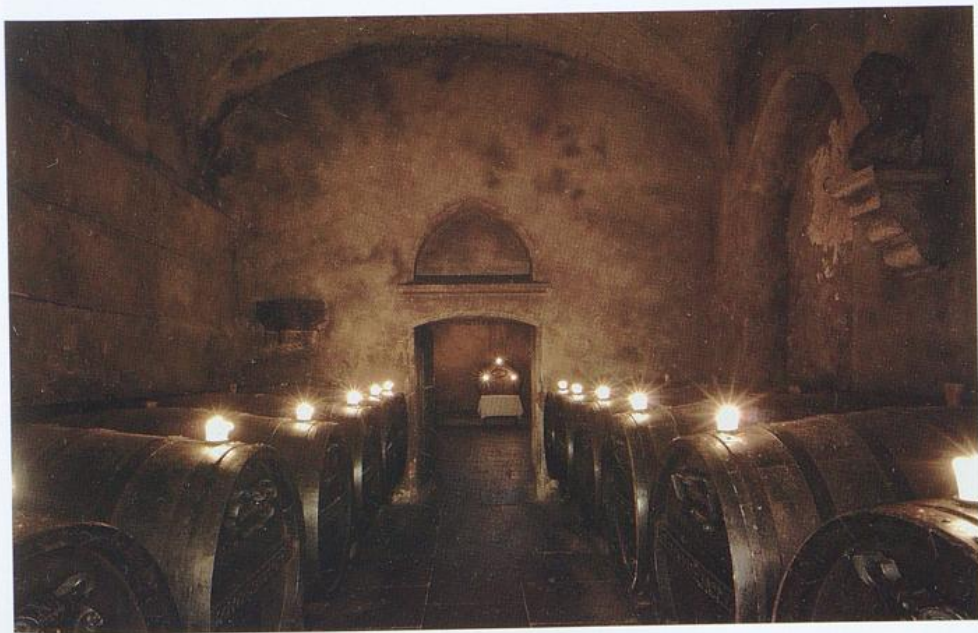
Historisch belegt ist auch, dass der Fernhandel auf der Weser über Minden hinaus bis nach Hameln und Hannoversch-Münden führte (Hill 2004; Ellmers 1996; Müller 1928). Naturwerksteine aus dem Bereich der Oberweser konnten deshalb ebenfalls herantransportiert werden. Im Ratskeller und den benachbarten Räumen des Rose- und Apostelkellers findet sich Roter Wesersandstein für die Verwendung als Fußbodenplatten. Geologisch stammen diese violettbraunen bis rotbraunen Sandsteine aus den Karlshafenschichten der Solling-Folge des Mittleren Buntsandsteins. Die Werksteinbänke dieser Gesteinsserie wurden während des Buntsandsteins vor etwa 250 Millionen Jahren als Rinnenablagerungen von verflochtenen und mäandrierenden Flusssystemen abgelagert. Die

intensive rote Verfärbung entstand durch die Eisenoxidminerale Hämatit und Goethit. Das Vorkommen des Wesersandsteins erstreckt sich im Wesentlichen vom Norden des Solling über seine Westflanke weiter nach Süden bis in den westlichen Reinhardswald. Kleinere Vorkommen finden sich auch im westlichen Bramwald. Die historische Werksteingewinnung des roten Sandsteins erfolgte spätestens seit dem 13. Jahrhundert in vielen hundert kleineren Steinbrüchen und konzentrierte sich vor allem auf die Vorkommen im nördlichen, westlichen und südlichen Solling und im nordwestlichen Reinhardswald. Über die Weserschiffahrt waren all diese Vorkommen während des Mittelalters von Bremen aus erreichbar. Die heutigen Abbaustellen konzentrieren sich nur noch auf wenige Gewinnungsbetriebe zwischen Eschershausen und Holzminden, in der Umgebung von Bad Karlshafen und bei Bodenwerder (Lepper 2000).

Je nach Ausbildung war und ist die Verwendung des Roten Wesersandsteins sehr vielfältig. Einlagerungen von glimmerreichen Horizonten

lassen das Gestein in unterschiedlicher Mächtigkeit sehr gut schichtparallel spalten. Mächtigere Sandsteinplatten werden je nach Dicke als Legesteine und Dehlsteine bezeichnet und dienten als Fußbodenbelag in Wohnhäusern, Ställen, Kirchen und Schlachthöfen. Eine im Zentimeterbereich dünnplattig aufzusplattend Ausbildung wurde zur Dachdeckung und als Fassadenbehang verwendet.

Vermutlich besaß das gotische Rathaus – zumindest zeitweilig – auch ein Steindach (Skalecki 2018). Auf der ältesten bildlichen Darstellung des gotischen Rathausdaches von Dilich (1603) sind rechteckige Platten erkennbar. Der historische Stich zeigt zudem eine relativ flach geneigte Dachkonstruktion, die aber ganz offensichtlich während des Umbaus in der Renaissancezeit vollständig entfernt wurde (Skalecki 2018). Als Material wurde sehr wahrscheinlich eine Dacheindeckung aus den dünnplattig spaltenden Buntsandsteinvorkommen aus dem Solling im oberen Weserraum verwendet. Diese ist wesenabwärts bis nach Bremen üblich gewesen und findet sich noch heute auf



Rote Wesersandsteinplatten im Apostelkeller, Foto Christian Richters

verschiedenen Gebäuden in unmittelbarer Nähe des Rathauses. Die übliche Hauptdeckungsart mit Sollingsandstein ist die sogenannte Doppeldeckung, bei der die dritte Reihe die erste noch überdeckt, so dass die Dachplatten in diesem Bereich dreifach liegen. Durch das sehr hohe Flächengewicht von ca. 150 kg/m² Dachfläche muss die Unterkonstruktion besonders stark ausgebildet sein (Müller 2011).

Ursprünglich hatte das Rathaus aber ganz offensichtlich eine damals übliche Dachziegeldeckung. Im Rechnungsbuch zum Bau des mittelalterlichen Rathauses wird zum Ende des letzten Teils ein Konto für »schofstene« von den Ziegeln Marquard Wielbrod und Volquin geführt. Die halbrunden, schmalen, ineinander zu schiebenden Dachziegel sind auch als Klosterziegel oder Mönch-und-Nonne-Ziegel bekannt. Diese erste Tonziegeldeckung des Rathauses hatte aber sicherlich keine sehr lange Haltbarkeit und musste vermutlich bereits nach einigen Jahrzehnten ausgetauscht werden.

Skulpturen am gotischen Rathaus

Zur Schmückung des Rathauses wurden drei Figurengruppen aus insgesamt 16 Steinstatuen an den Außenfassaden vor der Oberen Halle des Rathauses angebracht. Sie wurden auf einem verzierten Sockel aufgestellt und mit einem Baldachin geschützt. Die acht überlebensgroßen Figuren auf der Südseite zum Markt stellen symbolisch den Kaiser und die sieben Kurfürsten dar. An der westlichen und östlichen Fassadenfront wurden je 4 Figuren aufgestellt, die als Propheten bekannt sind, später aber zum Teil umgedeutet wurden. Bisher sind alle Abhandlungen über die überlebensgroßen gotischen Rathausfiguren davon ausgegangen, dass ein Sandstein als Werkmaterial verwendet wurde (z. B. Ehmck und Schumacher 1866; Waldmann 1908; Albrecht 1993; Putzer 1997). Die Überprüfung der Originalskulpturen im Focke-Museum und dem Magazin des Landesamtes für Denkmalpflege ergab jedoch, dass es sich



Kaiser- und Kurfürstengruppe im Focke-Museum, Figuren aus Kalkstein vom Lindener Berg in Hannover

nicht um Sandstein, sondern um einen fossilreichen Kalkstein handelt. Die Gesteinszusammensetzung und der Fossilinhalt belegen, dass es sich dabei um den historisch bekannten Kalkstein vom Lindener Berg bei Hannover handelt. Er wurde zur Zeit des oberen Jura in einem küstennahen flachmarinen Milieu abgelagert und durch von Salzaufstieg verursachte Hebungsvorgänge an verschiedenen Stellen im heutigen Hannover an die Oberfläche gebracht. Abbaustellen befanden sich seit dem Mittelalter am Lindener Berg, in Ahlem, dem Ahlemer Holz und dem Mönkeberg. Der letzte und größte Steinbruch am Lindener Berg wurde nach seiner teilweisen Verfüllung mit Schutt zum Sportstadion umgebaut. Die Stadtbefestigung Hannovers mit Beginenturm, Teile der Nikolai-Kapelle und die Sockelsteine der Ägidienkirche sowie mehrere markante Gebäude Lindens (Von Alten-Mauer, Windmühlenturm auf dem Lindener Berg) wurden aus diesem lokalen Kalkstein errichtet und sind bis heute erhalten (Richter 2013). Die gelblich-grauen Malm-Kalksteine sind unter anderem durch zahlreiche Fossilreste von Muscheln und Seeigeln charakterisiert, die auch in den Figuren der Rathausfassade leicht zu erkennen sind.

Ein Beleg für diesen neuen Befund findet sich auch in den Rechnungsbüchern zum Bau des Bremer Rathauses. Darin werden verschiedene Reisen von den Meistern Henning und Johann nach Hannover für die Beschaffung von Werkstein für 16 Figuren am Rathaus aufgeführt. Dort nahmen sie Kontakt zu einem Mann namens Spinneben auf. Bereits Ehmck und Schumacher (1866) wiesen darauf hin, dass ein Arnd Spinneben im Jahr 1354 als Besitzer von Steinbrüchen am Lindener Berg bei Hannover (Urkundenbuch d. Stadt Hannover Nr. 330, S. 324) erscheint.

Die gotischen Steinfiguren am Bremer Rathaus wurden also von den beiden Bildhauermeistern Johann und Henning nicht aus Sandstein vom Deister oder ähnlichen Vorkommen geschlagen, sondern aus Kalkstein vom Lindener Berg bei Hannover. Wichtig erscheint in diesem Zusammenhang auch, dass außer diesen



Figur des Kurfürsten von Brandenburg im Focke-Museum

etwa 2 Meter hohen Statuen vom Bremer Rathaus bisher keine anderen vergleichbaren Skulpturen aus Kalkstein vom Lindener Berg bekannt geworden sind.

Da die gotische Figurengruppe an der Fassade des Bremer Rathauses zunehmend unter Verwitterungsschäden litt, wurden in den Jahren 1959/1960 acht Bremer Bildhauer damit beauftragt, Kopien von zwölf der sechzehn Skulpturen aus Obernkirchener Sandstein anzu-



Versteinerter Seeigel im Kalkstein vom Lindener Berg, Detail Kurfürst von Brandenburg



Muschelschalen im Kalkstein vom Lindener Berg, Detail Kurfürst von Mainz

fertigen. Das Künstlerhepaar Ludwig Ahner und Ingeborg Ahner-Siese erstellte die Kopien des Kaisers und des Königs von Böhmen, Herbert Kubica die Kopie des Erzbischofs von Mainz, Karl Lettow die des Erzbischofs von Trier und den Demostenes/Jesaja, Alfred Horing den Erzbischof von Köln und den Aristoteles/Jeremia, Georg Arfmann übernahm die Figuren des Pfalzgraf bei Rhein sowie den Platon/Hesekiel, Edmund Lüttschwager den Herzog von Sachsen, Hans Breitenbach den Markgraf von Brandenburg und den M. Tullius/Cicero/David (Thies 2011). Allein die vier besser erhaltenen Originalskulpturen an der Ostfassade gegenüber dem Dom verblieben an ihrem ursprünglichen Ort.

Alle gotischen Steinfiguren waren zumindest teilweise farbig gefasst, was bei den Originalen zum Teil noch erhalten ist. Das Rechnungsbuch berichtet von Mennige und Leinöl, womit Meister Johann die Figuren färbte und konservierte.

Von den ursprünglich vier vorhandenen Ecktürmen ist heute nur noch einer an der Nordwest-Ecke des alten Rathauses erhalten. Die darunter noch im Original überlieferte Turmträgerfigur zeigt vermutlich einen der Bildhauer, der die verschiedenen Skulpturen am Rathaus geschaffen hat. Oft wird angenommen, dass hier Meister Johann selbst dargestellt ist.



Turmträger

Literaturauswahl

Ahner-Siese 1986

Ahner-Siese, Ingeborg: Die Bildhauer der Bremer Bauhütte, Bremen, 1986, S. 56–57.

Braune und Lepper 1996

Braune, Michael und Lepper, Jochen: »Steine kann man nicht trinken« – Der letzte Elmkalk-Steinbruch und die Trinkwasser-Schutzverordnung, in: Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 16 (1996) 4, S. 166–168.

Ebel und Ehling 2012

Ebel, Rainer und Ehling, Angela: Der Porta-Sandstein. Geologie, Vorkommen, histori-

scher Abbau und Verwendung, in: Geologie und Paläontologie in Westfalen 82 (2012), S. 5–146.

Ehmck 1866

Ehmck, Diedrich Rudolf und Schumacher, Hermann Albert: Das Rathaus zu Bremen, in: Bremisches Jahrbuch 2 (1866), S. 259–443.

Ellers 1996

Ellmers, Detlev: Das Schiff als Zeichen im Mittelalter und früher Neuzeit: bürgerliche Selbstdarstellung im Flußgebiet der Weser, in: Deutsches Schiffsarchiv 19 (1996), S. 221–252.

- Global Heritage Stone (Ressource:
<https://globalheritagestone.com/>)
- Gramatzki 1994
 Gramatzki, Rolf: Das Rathaus in Bremen. Versuch zu seiner Ikonologie, Bremen 1994.
- Hill 2004
 Hill, Thomas: Bremens Umlands- und Außenbeziehungen im Mittelalter (12.-15. Jahrhundert), in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 172 (2004).
- Hornung et al. 2012
 Hornung, Jahn J., Böhme, Annina, van der Lubbe, Torsten, Reich, Mike und Richter, Annette: Vertebrate tracksites in the Obernkirchen Sandstone (late Berriasian, Early Cretaceous) of northwest Germany - their stratigraphical, and historical context, in: Paläontologische Zeitschrift 86 (2012), S. 231-267.
- Lepper 1997
 Lepper, Jochen: Naturwerksteine in Niedersachsen, in: Zeitschrift für Angewandte Geologie 43 (1997), S. 3-10.
- Lepper 2000
 Lepper, Jochen: Der Wesersandstein - ein historisches Baumaterial: Vorkommen, materialkundliche Aspekte, Verwendung, in: Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 3 (2000), 129-132.
- Lepper und Ehling 2012
 Lepper, Jochen und Ehling, Angela: Naturwerksteinabbau im Obernkirchener Sandstein der Bückeberge, in: Exkursionsführer und Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für Geowissenschaften, Heft 248 (2012), S. 92-104.
- Lepper et al. 2018
 Lepper, Jochen, Jung, Günter und Seibert, Ekbert: Baulandschaft und Bausteine zwischen Oker und Aller (östliches Braunschweiger Land), in: Jahresberichte und Mitteilungen des Oberrheinischen geologischen Vereins N.F. 100 (2018), S. 169-209.
- Müller 1928
 Müller, Johanna: Handel und Verkehr Bremens im Mittelalter. II. Teil, in: Bremisches Jahrbuch 31 (1928), S. 1-107.
- Müller 2011
 Müller, Ulrich: Sollingsandstein - eine Dacheindeckung im oberen Weserraum, in: Restaurator im Handwerk 1 (2011), S. 12-13.
- Pauli 1892
 Pauli, Gustav: Die bremischen Steinhauer um 1600, in: Bremisches Jahrbuch 16 (1892), S. 29-96.
- Peters 1913
 Peters, A.: Die Geschichte der Schifffahrt auf der Aller, Leine und Oker bis 1618, in: Forschungen zur Geschichte Niedersachsens 4(6) (1913), S. 1-135.
- Poestges 1982/1983
 Poestges, Dieter: Die Geschichte der Obernkirchener Sandsteinbrüche, in: Bremisches Jahrbuch 60/61 (1982/1983), S. 95-116.
- Putzer 1997
 Putzer, P.: Kaiser und Reich am Bremer Rathaus, in: Bremisches Jahrbuch 76 (1997), S. 52-82.
- Richter 2013
 Richter, Annette: Naturwerksteine in Hannover, in: Steine in der Stadt, 8. Arbeitstagung, Hannover 2013, S. 9.
- Skalecki 2005
 Skalecki, Georg: Das Rathaus und der Roland auf dem Marktplatz von Bremen als Weltkulturerbe der UNESCO, in: Denkmalpflege in Bremen 2 (2005), S. 30-37.
- Skalecki 2018
 Skalecki, Georg: Denkmalpflege am Dach des Rathauses zu Bremen, in: Denkmalpflege in Bremen 15 (2018), S. 8-21.
- Thies 2011
 Thies, Erika: Zwölf Ersatzmänner für das Rathaus, in: Weser Kurier, 13. November 2011.
- Waldmann 1908
 Waldmann, E.: Die gotischen Skulpturen am Bremer Rathaus, in: Jahrbuch der bremischen Sammlungen 1 (2) (1908), S. 8-25.

Ottmar Struwe

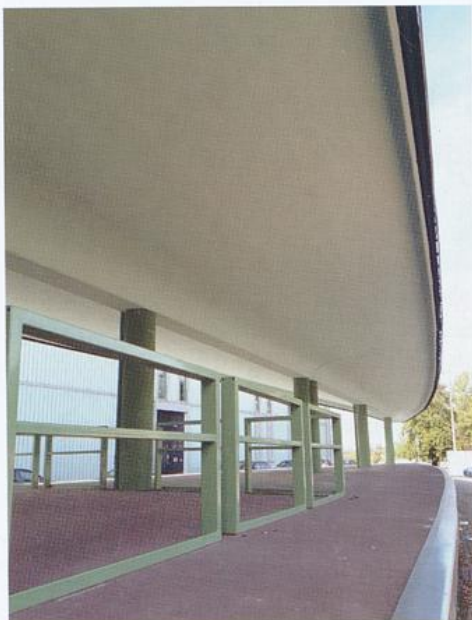
Das unbekannte Kleinod – Zur Umnutzung der ehemaligen Kleingüterabfertigung am Zollamt Hansator

Wer von Walle über die Straße Hansator in den neuen Ortsteil Überseestadt fährt, hat sicher schon einmal das ehemalige Zollamt mit seiner hellen Riemchenfassade wahrgenommen. Die gleich nebenan liegende ehemalige Kleingüterabfertigung hingegen dürfte kaum bekannt sein. Aber auch dieser auf den ersten Blick unscheinbare Bau war – und ist auch nach der Instandsetzung – ein herausragendes Beispiel für das Bauen in den frühen 1960er Jahren. Für die Entwürfe des Zollamtes, der Kleingüter-

abfertigung und für das nicht mehr vorhandene Abfertigungsgebäude für den Personenverkehr zeichnete Oberbaurat Willi Bornemann bei der Bauabteilung der Oberfinanzdirektion verantwortlich. Er hatte die Aufgabe, für den ständig zunehmenden Warenverkehr aus dem Freigebiet des Hafens moderne Dienstgebäude für die Zolldirektion zu entwerfen. In den Jahren 1961–1963 entstanden dabei Gebäude, die nicht nur die jeweiligen zugeordneten Funktionen erfüllten, sondern darüber hinaus auch den



Zollamt Hansator, Kleingüterabfertigung. Haupteingang nach der Sanierung



*Zollamt Hansator, Kleingüterabfertigung.
Rampe nach der Sanierung*

gestalterischen Anspruch des Architekten deutlich werden lassen. Ist es am Zollamt das Flugdach, die farbige Verglasung im Fluchttreppenhaus, vor allem aber die sehenswerte innenliegende Treppenanlage, so beeindruckt die Kleingüterabfertigung mit einer ovalen, organisch dem Verkehr angepassten Gebäudekubatur und dem ebenfalls oval geformten, auskragenden Dach über der Rampe und dem Haupteingang. Neben diesen auffälligen Merkmalen gibt es aber auch noch eine Vielzahl weiterer Elemente, die sich dem Betrachter erst bei genauerem Hinsehen erschließen. Da sind der in die Fassade hineingeschobene Portalrahmen des Haupteingangs oder das feine Raster aus hellem Werkstein in der ockerfarbenen Riemchenfassade, das Wandmosaik und der eingefärbte Beton auf der Rampe, ja selbst die eigentlich unbedeutende Betontreppe von der Rampe auf die Straße wurde gestaltet. Es ist deshalb zu erwarten, dass auch im Inneren des Gebäudes alle Materialien und Farben auf einander abgestimmt waren. Und tatsächlich

passte der PVC-Fußboden farblich zur Akustik-Rasterdecke und in der Holzvertäfelten Flurwand waren die Türblätter ornamental furniert, um nur einige besonders gelungene Aspekte zu benennen. Das Erscheinungsbild blieb dann bis zur Schließung der Abfertigungsanlagen im Jahre 2000 fast unverändert.

Leider konnte nach Aufgabe der Zollanlagen nicht gleich wieder eine Nutzung für das Gebäude gefunden werden, sodass es zu einem längeren Leerstand kam. In dieser Zeit wurde die Innenausstattung stark beschädigt oder gar entwendet, gleichwohl sind noch viele bauzeitliche Elemente erhalten geblieben, wie etwa das Pflanzbeet am Nebeneingang, die Wandvertäfelung sowie Türen mit eloxierten Profilen.



*Zollamt Hansator, Kleingüterabfertigung.
Schalterhalle nach Umbau zum Tanzstudio*

Endlich konnte aber ein Betreiber, eine Tanzschule, für das Gebäude gefunden werden, sodass mit den Planungen für eine neue Nutzung begonnen werden konnte. Die Architekten hatten dabei die Aufgabe, die Vorgaben des Landesamtes für Denkmalpflege, die der Bauordnung, die Nutzerwünsche und natürlich auch die Interessen der Eigentümerin unter einen Hut zu bringen. An dieser Stelle kann es dann auch schon mal etwas schwierig werden, wenn die Vorstellungen zu weit auseinanderliegen. Bei der Sanierung der ehemaligen Kleingüterabfertigung war das glücklicherweise nicht der Fall. Von allen Beteiligten wurde die Denkmalbedeutung anerkannt und gemeinsam das Ziel verfolgt, das Denkmal nachhaltig und denkmalgerecht instand zu setzen. So wurden z. B. die Fassade gereinigt, die Fugen ergänzt und die filigranen Werksteinelemente repariert oder materialgerecht erneuert. Eine Umnutzung bedeutet aber meistens auch, dass nicht alles bleiben

kann, wie es ist: So mussten vor allem im Inneren diverse Anpassungen vorgenommen werden. Für mobilitätseingeschränkte Personen wurde beispielsweise ein Hublift in den früheren Haupteingang eingebaut. Weiterhin wurden ein neuer Parkettboden verlegt, die komplette Haustechnik erneuert, das Dach gedämmt und neue Fenster eingebaut. Aber obgleich viele neue Bauteile integriert wurden, konnte dennoch das Erscheinungsbild des Gebäudes bewahrt und damit ein wesentliches Zeugnis der Bremer Hafengeschichte erhalten werden.

Quellen

FSB Architekten Bremen: Maßnahmenbeschreibung zur Baumaßnahme
Landesamt für Denkmalpflege: Gutachten zur Unterschutzstellung
Bauherr: Cells Group - Berlin

Marianne Ricci

Hoch zu Ross – das Bismarck Denkmal in Bremen

Die Instandsetzung des Sockels aus Allgäuer Kalkstein

Mit Blick auf den Bremer Marktplatz reitet auf hohem Sockel der ehemalige Reichskanzler Otto von Bismarck (1815–1898) weit über die Köpfe der Passanten hinweg. Durch den charakteristischen Schnauzbart und die Pickelhaube klar erkennbar, trägt er in seiner rechten Hand die Verfassungsrolle. Das Reiterstandbild wurde auf Initiative des Bremer Bürgermeisters Alfred Dominicus Pauli (1827–1915) durch Spenden Bremer Bürger finanziert und 1910 feierlich eingeweiht.

Eine eigens einberufene Denkmalkommission wählte 1904 den Standort am südlichsten Punkt des Domshofs an den Stufen des Domes, dem Rathaus zugewandt. Mit Blickbeziehung zum Marktplatz und dem Domshof wurde da-

durch eine raumprägende Wirkung geschaffen. Das vier Meter hohe, in Bronze gegossene Standbild zeigt Bismarck in stilisierter Kürassieruniform auf einem langsam schreitenden Pferd. Durch die leichte seitliche Drehung des Kopfes, die mit dem erhobenen Vorderhuf des stattlichen Rosses korrespondiert, erfährt die bedächtige Figur eine leichte Bewegtheit.

Den Auftrag für das Standbild hatte der prominente Münchner Bildhauer Adolf von Hildebrandt (1847–1921) erhalten. Beeinflusst durch seine Italienaufenthalte und das Studium der Antike entwarf der Künstler ein Reiterstandbild auf einem ungewöhnlich hohen Sockel, vergleichbar den Standbildern bedeutender Heerführer italienischer Stadtrepubliken der Renaissance wie denjenigen des Bartolomeo Colleoni in Venedig (1481 von Andrea del Verrochio) oder des Gattamelata in Padua (1447



Das Modell des Bismarck Denkmals im Münchner Atelier des Bildhauers Adolf von Hildebrandt

von Donatello), die ihrerseits abhängig vom Reiterstandbild des Marc Aurel in Rom (um 170 n. Chr.) waren.

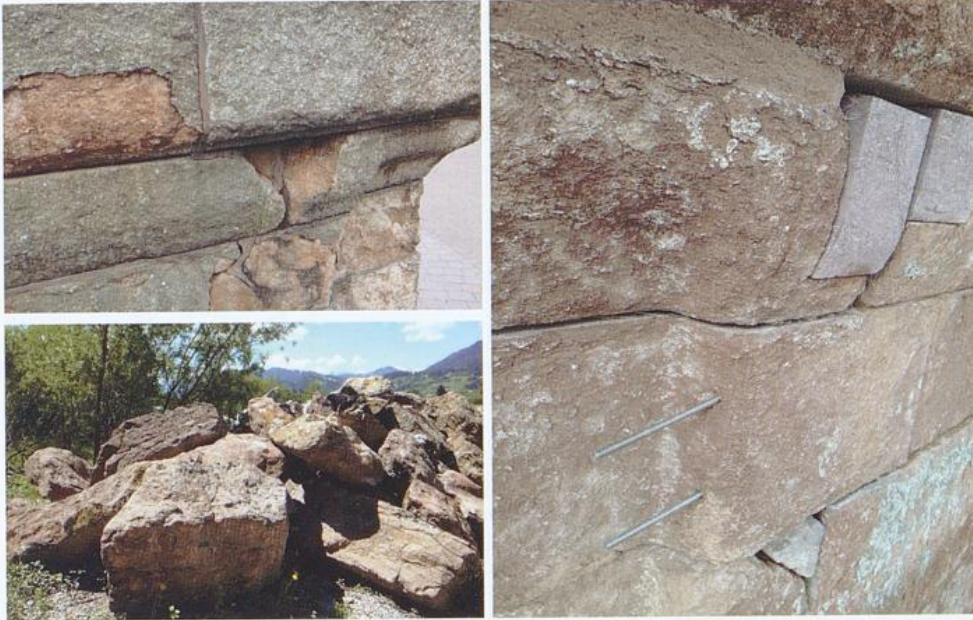
Die Darstellung zu Pferde war in Preußen Fürsten oder regierenden Häuptern vorbehalten. Dass diese preußische Vorschrift mit dem überlieferten Ausspruch Paulis »Um so besser! Wir sind ja nicht in Preußen« in Bremen übergegangen worden sein soll, wurde als Ausdruck einer »eigenständigen hanseatischen Position« interpretiert. Und so findet man in Bremen vermutlich den ersten reitenden Bismarck deutschlandweit, der durch seine prominente Lage direkt am Dom ein Alleinstellungsmerkmal besitzt. Es ist überhaupt nur ein weiteres Reiterstandbild Bismarcks geläufig, nämlich das kurze Zeit später entstandene Denkmal auf der Wöhr-

der Wiese in Nürnberg, eingeweiht 1915. Es wurde gestaltet von Joseph Floß (Plastik) und Theodor Fischer (Architektursockel).

Der Bildhauer Hildebrandt wählte für die Verblendung des sechs Meter hohen Sockels, der nach einem Entwurf von Carl Sattler (1877–1966) ausgeführt wurde, Nummuliten-Kalkstein aus der Gegend um Salzburg. Mit der Quaderung des Sockels wurde ein Bezug zur Fassadengliederung des Doms geschaffen, während die Farbigekeit des Materials einen bewussten Kontrast zum dort verwendeten Sandstein bildete. Der den nördlichen Witterungsbedingungen ausgesetzte Kalkstein war dann aber bereits zehn Jahre nach Einweihung des Denkmals in seiner Substanz stark angegriffen, sodass eine Kupferabdeckung aufgelegt wurde. Nach Einmauerung in eine Nische an der Nordseite des Doms während des Zweiten Weltkrieges wurde das Reiterstandbild 1952 erneut auf den Sockel gestellt. Aus Kostengründen wurde nun die Kupfereindeckung eingespart.

Imprägnierungen und Abstimmungen der Sockelverblendung in den 1970er- und 1980er-Jahren führten zu weiteren Substanzverlusten. Aufgrund des sichtbar schlechten Erhaltungszustandes veranlasste das Landesamt für Denkmalpflege Bremen im Jahr 2018 eingehende Untersuchungen. Während am Bronzestandbild keine Schäden festgestellt werden konnten, stellte sich der Zustand des Sockels als besorgniserregend dar. Aufgrund des Wassereintrags waren der Mauerwerkskern stark durchfeuchtet, die Muschelkalkfugen im oberen Bereich bereits weich und die Eisenklammern, die zwischen den Verblendsteinen eingebaut wurden, stark korrodiert und z. T. gesprengt. Dies führte in der Vergangenheit zu Abplatzungen an den Verblendern sowie zur Verbreiterung der Fugen.

Es war ein Anliegen des Landesamts für Denkmalpflege, den Sockel und das bauzeitliche Gestein, welches als bewusst gewähltes Material des Künstlers eine wichtige Aussagekraft besitzt, zu schützen und zu erhalten, sodass das Denkmal weiterhin authentisch erlebbar bleibt. Eine notwendige statische Ertüchtigung und Sanierung sollte substanzschonend und ma-



Bismarck Denkmal: Schadensbild; Ersatzmaterial im Allgäu; Festigung und Erneuerung während der Sanierung 2020

materialgerecht ausgeführt werden sowie das Erscheinungsbild nicht beeinträchtigen. Zur Finanzierung der Maßnahme wurde ein Förderantrag zur Bewilligung von Bundesmitteln aus dem Denkmalpflegeprogramm der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) eingereicht.

Neben der Recherche nach bauzeitlichen Plänen, die sich im Staatsarchiv Bremen befinden und die Rückschlüsse auf den Aufbau des Sockels und des Fundaments zuließen, wurde von der Amtlichen Materialprüfanstalt der Freien Hansestadt Bremen (MPA) das Material des Sockels bestimmt. Dadurch sollten die Materialeigenschaften für ein geeignetes Ersatzmaterial an Fehlstellen des Sockels festgelegt werden, um ein bestmögliches System mit dem Bestandsmaterial zu schaffen. So wies beispielsweise eine vor einigen Monaten mit Sandstein geschlossene Fehlstelle durch eine Grünfärbung darauf hin, dass der Kalkstein im Unterschied zum Sandstein weniger Wasser aufnimmt, wodurch der Sandstein auf Dauer stär-

ker durchfeuchtet und somit geschädigt wird. Bei der Prüfung der Gesteinskennwerte und der Erstellung von Dünnschliffen konnte durch die MPA die Verwendung von Nummuliten-Kalkstein am Sockel bestätigt werden. Unterlagen aus dem Staatsarchiv Bremen belegen weiterhin, dass der erste Waggon mit Steinen für das Bismarck Denkmal von einem Bau- und Steingeschäft aus München am 1. Juni 1910 nach Bremen transportiert wurde. Einer der wenigen – heute nicht mehr aktiven – Steinbrüche der von Österreich bis in die Schweiz verlaufenden Gesteinsader des Nummuliten-Kalksteins befindet sich in Burgberg im Allgäu. Dank dessen Bürgermeister Dr. Fischer konnte hier Restmaterial für die dringende Sanierung erworben werden.

Die aufgrund schadhafter Eisenklammern verlorene Kraftschlüssigkeit wurde durch neue dünne Edelstahlanker und zusätzliche Nagelungen regeneriert, die nach außen mit Ersatzmaterial kaschiert wurden. Die Fugen sind farblich angepasst und mit Solobel Luftkalkmörtel



Zustand vor und nach Abschluss der Sanierung des Bismarck Denkmals im Jahr 2020

geschlossen. Der historische Kalkstein bildet mit dem Ersatzmaterial aus dem Allgäu ein einheitliches Erscheinungsbild, wobei die neuen Ergänzungen als moderne Zutat noch leicht ablesbar bleiben. Um den Sockel dauerhaft zu

schützen, wurde die Kupferabdeckung nach historischem Vorbild nachgebaut und aufgelegt. Sie wird sich farblich mit der Zeit den umgebenden Kupferdächern anpassen. Durch die Bewilligung der beantragten Mittel aus dem

Denkmalpflegeprogramm der BKM konnte die Maßnahme gefördert und im August 2020 abgeschlossen werden.

Die erfolgreiche Sanierung ist das Ergebnis einer guten Zusammenarbeit zwischen allen Projektbeteiligten, denen an dieser Stelle vom Landesamt für Denkmalpflege gedankt werden soll. Besonderer Dank gilt Herrn Fischer für die Überlassung des Ersatzmaterials aus dem Steinbruch in Burgberg, auf den wir allein durch den Hinweis von Herrn Dr. Bittner vom Bayrischen Landesamt für Denkmalpflege aufmerksam wurden. Für die denkmalgerechte Restaurierung und statische Ertüchtigung sowie den

Erwerb und Transport der Steine aus dem Allgäu danken wir Herrn Buchenau von der Claus Ellenberger GmbH. Weiterer Dank gilt Herrn Dr. Schlütter von der MPA Bremen für die Untersuchung und fachliche Beratung des Steinmaterials sowie Frau Ueberdiek (Immobilien Bremen) für die genaue Planung und Koordinierung der Bauausführung.

Quellen

Bauakte, Staatsarchiv Bremen

Ottmar Struwe

»Bauschaum rettet Baudenkmal.« Von der Fassadensanierung eines Wohnblocks in Bremerhaven

Die Überschrift klingt zunächst unglaublich – die Anwendung von Bauschaum soll ein Denkmal gerettet haben und das mit Zustimmung der Denkmalpflege. Was zunächst schwer vorstellbar ist, wurde in Bremerhaven Wirklichkeit. Doch wie kam es dazu?

Von den Mietern eines unter Denkmalschutz stehenden fünfgeschossigen Gebäudes in Bremerhaven waren der Wohnungseigentümerin immer wieder Feuchtschäden an den Außenwänden gemeldet worden. Es erfolgten daraufhin die üblichen Reparaturen an den Anschlusspunkten der Fassade zu den Fenstern und der Verfügung – leider mit mäßigem Erfolg. Die Anzahl der Schadensmeldungen wurde zwar geringer, aber gelöst war das Problem dadurch offensichtlich nicht. Doch wie konnte die Feuchtigkeit durch die Klinkerfassade mit ausgebesserter Verfügung bis in das Innenmauerwerk gelangen? Man vereinbarte, dieser Frage in einer umfassenden Untersuchung der Fassade nachzugehen. Zunächst wurden an verschiedenen Stellen Bauteile geöffnet und Materialproben entnommen und anschließend

untersucht. Die Ergebnisse waren leider katastrophal. Neben ein paar konstruktiven Schwachstellen war es vor allem der zur Erbauungszeit im Jahre 1929 verwendete Mauermörtel, der viel zu wenig Bindemittel aufwies und so zu einer instabilen und damit auch undichten Vormauerschale führte. Steine der Vormauerschale, die zur Verankerung mit dem Hintermauerwerk verbunden sein sollten, fanden in dem sandigen Mörtel nicht genügend Halt. Die Standicherheit der Fassade war nicht mehr gewährleistet und das ursprüngliche Problem der Durchfeuchtung war auf einmal nur noch Nebensache!

Aber was sollte jetzt geschehen – die Fassade abreißen und neu aufmauern? Für die Denkmalpflege war das natürlich keine Option und so wurde nach anderen Lösungen gesucht. Der zielführende Vorschlag kam von dem Bremerhavener Architekturbüro, das bereits mit der Instandsetzung des Gebäudes beauftragt war: die Verklebung von Vormauerschale und Hintermauerwerk mit einem speziellen Bauschaum. Da der Einsatz von Bauschaum bei einem



Fassade an der Bürgermeister-Smidt-Straße nach der Sanierung

Denkmal aber normalerweise nicht in Frage kommt, war die Skepsis gegenüber dieser Lösung natürlich besonders groß. Allerdings konnten zuvor schon einmal bei einem ähnlich gelagerten Problem an einem Hamburger Denkmal die gefährdeten Fassaden durch die Anwendung des Schaums gerettet werden. Grund genug, um sich intensiver mit einem möglichen Einsatz des Spezialschaums zu befassen. Nach eingehender Prüfung der Eigenschaften und der möglichen Auswirkungen auf die Fassade wurde schließlich der Anwendung von Seiten der Denkmalpflege zugestimmt.

Natürlich handelt es sich bei dem verwendeten Schaum nicht um einen handelsüblichen Polyurethanschaum aus dem Baumarkt, sondern um einen Spezialschaum mit besonderen Eigenschaften. Wichtig ist z. B., dass der Schaum in jeden kleinen Riss eindringt und damit eine Verzahnung hergestellt wird, ohne dabei Druck auf die instabile Fassade auszuüben. Die anderen Aspekte sind die Klebekraft, die Wasserdichtigkeit und nebenbei auch noch die Wärmedämmeigenschaften. Damit diese Eigenschaften aber auch in der kompletten Fassade wirksam werden können, ist es vor dem Einbringen des Schaums besonders wichtig, den Hohlraum zwischen den Mauerflächen von

Mörtelresten im Sockelbereich zu säubern. Bei einem fünfgeschossigen Gebäude können sich dort nämlich erhebliche Mengen davon befinden und den Erfolg der Maßnahme stark beeinträchtigen.

Der Zwei-Komponenten-Schaum wurde schließlich über Bohrlöcher lagenweise eingefüllt und dessen Verteilung in der Luftschicht dabei ständig mit einem Endoskop überwacht. Als dann endlich die gesamte Fassade statisch gesichert war, konnte auch die Fugensanierung umgesetzt und das Gebäude somit schlagregendicht gemacht werden. Ein über viele Jahre bekanntes Problem war damit endlich beseitigt und gleichzeitig auch eines, das lange unbekannt war und schlimme Folgen hätte haben können. Der spezielle Fall zeigt aber auch, dass bisweilen ungewöhnliche Maßnahmen erforderlich sind, um ein Denkmal zu retten.

Quellen

Städtische Wohnungsgesellschaft Bremerhaven
mbH, Bremerhaven
Architekten und Gutachter Wiedenroth, Bremerhaven
Everisol GmbH, Hamburg

Jessica Hänsel

Drei neue Geschichtszeugnisse der ehemaligen Bremer Wollkämmerei unter Denkmalschutz

Als ein besonders bedeutender Industriebetrieb Bremens war die in ihrer Blütezeit zu den weltweit größten Unternehmen ihrer Art gehörende ehemalige »Bremer Woll-Kämmerei AG« (BWK) im vergangenen Jahr bereits zum wiederholten Male Gegenstand denkmalfachlicher Untersuchungen.

Die Gründung der BWK datiert in das Jahr 1883, als Bremen noch nicht der Zollunion angehörte. Bei der Suche nach einem geeigneten Baugelände für die neue Industrieanlage fiel die Wahl deshalb auf die zum damaligen Zeitpunkt zu Preußen gehörige und erst 1939 nach Bremen eingemeindete Ortschaft Blumenthal. Neben den steuerlichen Vorteilen barg zudem die Lage an der Weser großes infrastrukturelles Potential, und auch die unmittelbare Nähe zu Bremen stellte einen entscheidenden Standortvorteil dar, da die Hansestadt Ende des 19. Jahrhunderts zu den wichtigsten deutschen Umschlagplätzen für Rohwollimporte zählte.

Der 1883/84 auf einem 54.471 qm großen Gelände zwischen der heutigen Landrat-Christians-Straße im Norden und der Weser im Süden errichtete Werkskomplex der BWK wurde im Laufe der Jahre kontinuierlich erweitert und ausgebaut. Er erreichte seine größte Ausdehnung mit rund 49 ha zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als sich die Fabrik zu einer der bedeutendsten Wollkämmereien und Woll-Wäscheereien entwickelt hatte. Nach wirtschaftlichen Einschnitten im Laufe des Zweiten Weltkriegs konnte sich das Unternehmen in der Nachkriegszeit unter anderem aufgrund ihres hervorragenden Rufs in der Textilindustrie sowie durch die zusätzliche Aufnahme der Chemiefaserproduktion erfolgreich auf dem Weltmarkt rehabilitieren. Anfang der 2000er Jahre wurden

die Herstellungsprozesse jedoch teilweise ins Ausland verlagert und das Bremer Werksgelände entsprechend verkleinert. Im Februar 2009 erfolgte dann die endgültige Einstellung der Produktion.

Trotz zahlreicher Abbruch- und Umbaumaßnahmen konnte der historisch besonders wertvolle Kernbestand des späten 19. Jahrhunderts erhalten werden. Er macht den grundlegenden Produktionsablauf anschaulich nachvollziehbar und wirkt darüber hinaus in hohem Maße ortsbildprägend. Das 2012 unter Denkmalschutz gestellte Gebäudeensemble erstreckt sich entlang der Landrat-Christians-Straße sowie zu beiden Seiten der ursprünglichen Haupterschließungsachse, welche bis hinunter zur Weser verläuft. Der eingetragene Bestand umfasst verschiedenste Gebäudetypen wie Pfortner-, Verwaltungs-, Produktions- und Lagerbauten bis hin zu dem historischen Wasserturm der Industrieanlage. Die Gebäude werden von der staatlichen Wirtschaftsförderungsgesellschaft Bremen vermarktet und von verschiedenen gewerblichen Unternehmen genutzt. Für die Zukunft ist der Aufbau eines zentralen Berufsbildungscampus auf dem ehemaligen BWK-Gelände vorgesehen.

Vor dem Hintergrund dieser umfangreichen städtebaulichen Planungen wurde der erhaltene Gebäudebestand im Jahr 2020 noch einmal denkmalfachlich überprüft und das Gesamtensemble um drei Positionen ergänzt, die im Folgenden kurz vorgestellt werden sollen: Die zur ehemaligen Werksbahn gehörende Dampfspeicherlokomotive von 1921, der imposante Kreppehochbau von 1892/93 und ein Werkstatt- und Magazingebäude aus den 1930er Jahren.

Dampfspeicherlokomotive

Zu den wenigen erhaltenen Relikten der ehemaligen Betriebstechnik der Bremer Wollkämmerei zählt eine historische Dampfspeicherlok der Arnold Jung Lokomotivfabrik GmbH mit dem Baujahr 1921, die ursprünglich ein wichtiger Bestandteil der werkseigenen Bahnanlage war. Bereits 1888 hatte die BWK einen eigenen Bahnanschluss an die Farge-Vegesacker Eisenbahn erhalten und war darüber auch an die Staatsbahn angebunden. Transportiert wurde in erster Linie die für die Kesselanlagen und später für das betriebseigene Kraftwerk der BWK benötigte Kohle, aber auch Roh- und Hilfsstoffe wurden in geringem Umfang per Bahn angeliefert. Die 2020 in die Denkmalliste des Landes Bremen aufgenommene Dampfspeicherlokomotive diente rund 70 Jahre lang als Werksbahn auf dem Fabrikgelände.

Eine Dampfspeicherlokomotive unterscheidet sich von einer regulären Dampflokomotive

dadurch, dass der für ihren Antrieb benötigte Dampf nicht in einem fahrzeugeigenen, mit entsprechenden Brennstoffen beheizten Dampfkessel erzeugt wird; stattdessen wird ihrem relativ groß bemessenen Kessel, der als einfacher Druckbehälter konstruiert ist, sowohl Wasser als auch Dampf aus einer externen Dampferzeugung zugeführt. Durch den im Kessel herrschenden Druck bildet sich dabei sofort ein Dampfpolster. Während des Fahrbetriebs sinkt der Druck durch die Entnahme des Dampfs stetig ab, was wiederum dazu führt, dass das verbleibende Wasser fortlaufend nachverdampft. Dampfspeicherlokomotiven sind besonders gut als Triebfahrzeuge für Werksbahnen geeignet und kommen aufgrund ihres feuer- und emissionslosen Antriebs unter anderem in Industriezweigen mit brand- oder explosionsgefährdeter Umgebung zum Einsatz.

Die über eine Leistung von 150 PS verfügende Dampfspeicherlokomotive war mehr als ein halbes Jahrhundert lang im Einsatz, bis sie



Dampfspeicherlokomotive der ehemaligen Werksbahn der Bremer Wollkämmerei

in den 1990er Jahren außer Betrieb genommen und verkauft wurde. Auf Initiative des Fördervereins Kämmeremuseum Blumenthal e.V. konnte die Lok 2019 mithilfe von Spendengeldern wieder auf das ehemalige Werksgelände der Bremer Wollkämmerei verbracht und optisch restauriert werden. Im Oktober 2019 kam das Fahrzeug an seinen heutigen Aufstellungs-ort am historischen Wasserturm der BWK, wo es, auf einem Stück Schienenstrang platziert, anschaulich von der Betriebsgeschichte des ehemaligen Großunternehmens zeugt.

Die Dampfspeicherlok der BWK ist ein charakteristisches und anschaulich erhaltenes Exemplar einer speziellen, für die Geschichte der Industrialisierung sehr wichtigen Lokomotiv-Bauform. Sie bezeugt einen frühen Entwicklungsstand der besonders innovativen Dampfspeichertechnologie und besitzt dadurch technikgeschichtliche Bedeutung. Die Maschine ist außerdem eine der letzten, womöglich sogar die letzte historische Dampfspeicher-



Krempelhochbau der Bremer Wollkämmerei; Südfassade mit dem ehemaligen Maschinenhaus

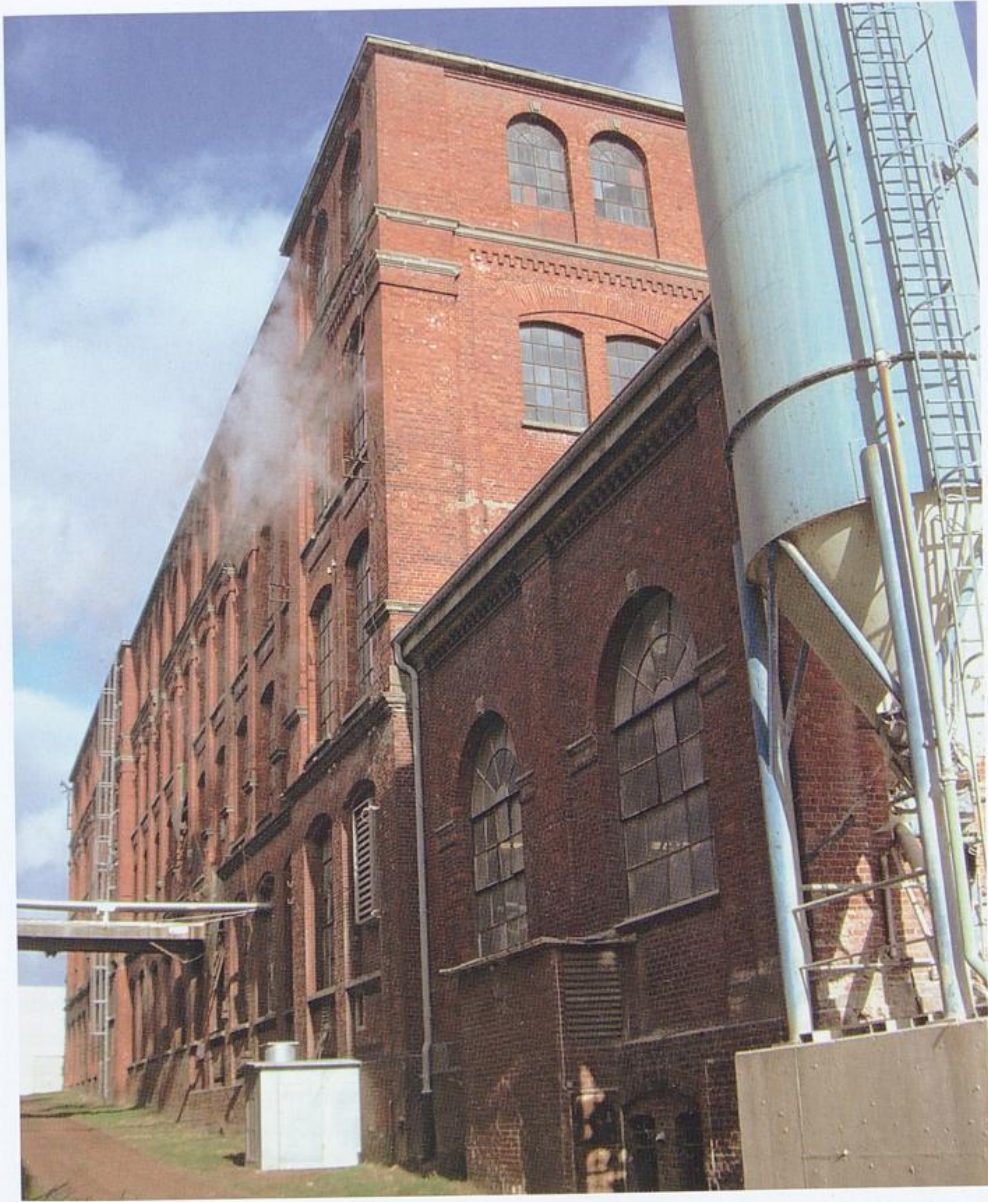
lokomotive im Land Bremen. Ihr kommt damit ein ausgesprochener Seltenheitswert zu. Gleichzeitig ist sie ein sprechendes Zeugnis der Betriebsgeschichte der traditionsreichen, über einen Zeitraum von beinahe 125 Jahren tätigen Bremer Wollkämmerei.

Krempelhochbau

Der sogenannte »Krempelhochbau« ist eines der ältesten erhaltenen Produktionsgebäude der ehemaligen Bremer Wollkämmerei. Das Bauwerk wurde um 1892/1893 an der westlichen Grundstücksgrenze des Werksgeländes errichtet und in der ehemaligen werksinternen Zählung als »Haus 91« geführt. Seine Bezeichnung geht auf den Produktionsschritt des »Krempelns« zurück, bei dem die bereits gereinigte und getrocknete Rohwolle mithilfe entsprechender Maschinen, den Krempelsätzen, gelockert, entwirrt und zu einem Flor geformt wird, um anschließend in der Kämmerei zu einzelnen Fäden verarbeitet zu werden.

Der Krempelhochbau wurde als viergeschossiger Mauerwerksbau auf längsrechteckigem Grundriss mit einem leicht nach innen geneigten, bauzeitlich mit Holzzement gedeckten Flachdach ausgeführt. Seine einzelnen Geschossdecken werden von genieteten Eisenstützen getragen, die innen hohl ausgebildet sind und der Ableitung des Regenwassers dienen. An der südlichen Schmalseite des Fabrikbaus waren ursprünglich ein Dampfmaschinen- und ein Kesselhaus angeordnet, von denen heute nur noch das Maschinenhaus erhalten ist. In den Winkel zwischen diesen beiden Bauten wurde ein mit Umkleide- und Sanitärräumen ausgestattetes Haupttreppenhaus eingefügt und über eiserne Brücken mit den einzelnen Stockwerken des Produktionsgebäudes verbunden, welches außerdem über eine der Nordfassade vorgelagerte schmiedeeiserne Nottreppe verfügt.

Die backsteinsichtigen Fassaden des Krempelhochbaus zeigen eine klare und regelmäßige Gliederung, die mit großformatigen Segment- bzw. Rundbogenfenstern das Grundraster der



Krempelhochbau der Bremer Wollkammererei; Ansicht von Südwesten

inneren Tragwerkskonstruktion widerspiegelt. Nicht mehr erhalten sind das breite Kranzgesims der Traufzone, die angedeuteten Ecktürme des Flachdachs sowie der abgetreppte Blendgiebel an der nordöstlichen Gebäudeecke. Dieser Blendgiebel akzentuierte ursprüng-

lich die zum Werksgelände hin ausgerichtete, über 20 Fensterachsen verlaufende Schauseite des Krempelhochbaus.

Es kann davon ausgegangen werden, dass der zu den erfolgreichsten Industriebauplanern des späten 19. Jahrhunderts zählende Schweizer

Architekt Carl Arnold Séquin-Bronner (1845–1899) für den Entwurf des Kreppehochbaus verantwortlich zeichnete, während seine Ausführung in den Händen der Bauabteilung der BWK lag. Séquin-Bronner war ein international anerkannter Fabrikbauspezialist, der hauptsächlich Produktionsgebäude der Textilindustrie projektierte. Die Entwicklung dieses Industriezweigs wurde im 19. Jahrhundert in besonderem Maße von Großbritannien, dem Mutterland der modernen Textiltechnologie, beeinflusst. Unternehmer aus ganz Europa bezogen hier die maschinelle Ausrüstung für ihre Spinnereien und Webereien und ließen darüber hinaus auch die Produktionsbauten selbst nach englischem Vorbild errichten.

In Großbritannien hatte sich in jahrzehntelanger Entwicklungsarbeit ein spezieller Bautyp für Spinnereigebäude herausgebildet, der den Anforderungen der mittels Dampfmaschinen und Transmissionen betriebenen Maschinen optimal entsprach und dessen hoch funktionale Konstruktion großen Einfluss auf die Entwicklung des modernen Industriebaus im Allgemeinen hatte. Bei diesem Gebäudetyp handelt es sich um einen mehrgeschossigen Baukörper auf längsrechteckigem Grundriss mit Flachdach und Ecktürmen, in denen die Wasserreservoirs der Sprinkleranlage untergebracht waren. Die Geschossbauweise erlaubte die Aufstellung der Maschinen in übereinanderliegenden Fabrikationssälen, in die die von den Dampfmaschinen umgewandelte Energie mittels Transmissionswellen direkt übertragen werden konnte. Die kontinuierliche Weiterentwicklung der technischen Ausrüstung und die Konstruktion immer leistungsstärkerer Maschinen mit immer größeren Dimensionen machte die Errichtung tieferer Fabrikbauten notwendig, deren Säle zunehmend schwerer zu belichten waren. Die Lösung dieses Problems wurde in einem innenliegenden, selbsttragenden Konstruktionssystem aus feuersicheren Eisenstützen und -trägern gefunden. Die zunächst noch aufgemauerten Geschossdecken wurden in einem weiteren Entwicklungsschritt durch Betondecken ersetzt. Der auf die Außenwände wirkende Seitenschub

konnte dadurch erheblich reduziert und eine weitgehende Öffnung der Wandflächen mit großformatigen Fenstern ermöglicht werden. Außerdem erlaubte das breitere Stützenraster die Aufstellung größerer Maschinen.

Carl Arnold Séquin-Bronner übernahm sämtliche bautechnischen Innovationen der englischen Textilfabriken in das Repertoire seiner eigenen Entwürfe, was sich am Beispiel des Kreppehochbaus der Bremer Wollkämmerei besonders anschaulich nachweisen lässt. Darüber hinaus führte er aber auch eigene konstruktive Neuerungen ein, zum Beispiel ein besonderes Flachdach mit einem leichten Innengefälle, das ebenfalls beim Kreppehochbau zur Ausführung kam und mit dessen Hilfe das Regenwasser durch Hohlräume in den Stützen der inneren Tragkonstruktion abgeleitet und damit unter anderem ein Zufrieren der Dachrinnen in der Winterzeit vermieden werden konnte.

Auch in gestalterischer Hinsicht griff Séquin-Bronner das Vorbild der englischen Textilfabriken auf, die nicht nur als reine Funktionsbauten aufgefasst wurden, sondern auch der Selbstdarstellung des jeweiligen Unternehmens dienen sollten. Der in Großbritannien entwickelte und von dort aus über ganz Europa verbreitete Spinnerei-Bautyp übernahm Stilelemente der im englischen Industriebau der Zeit allgemein verbreiteten Architekturströmung der sogenannten »Italianate Architecture«. Diese Rezeption oberitalienischer Vorbilder lässt sich auch an den Bauten Séquin-Bronners beobachten. So weist beispielsweise die besonders detailreiche Fassadengliederung des Kreppehochbaus charakteristische Stilelemente wie Segment- und Rundbogenfenster mit Schlusssteinen, eine Pilaster-Kolossalordnung in den ersten beiden Obergeschossen und gekuppelte Fenster an den Schmalseiten auf. Die weit hin sichtbaren zinnenbekrönten Dachaufsätze zitierten dabei ganz konkret die für die englischen Spinnereibauten obligatorischen Sprinkler-Ecktürme. Die reiche Gliederung mit unterschiedlich ausgebildeten Friesen und Wandvorlagen verleiht der Fassade des Kreppehochbaus



Werkstatt- und Magazingebäude der Bremer Wollkämmerei, Ansicht von Nordwesten

eine große Plastizität und Lebendigkeit, während die weitgehend durch großformatige Fenster aufgelösten Wandflächen dem großdimensionierten Bau seine Massivität nehmen.

Als bis ins Detail hinein sorgfältig und qualitativ gestaltet Entwurf des renommierten, international tätigen Industriearchitekten Carl Arnold Séquin-Bronner besitzt der Krempelehochbau einen hohen baukünstlerischen Wert. Gleichzeitig dokumentiert er anschaulich die konstruktive und gestalterische Entwicklung von Produktionsbauten der im 19. Jahrhundert bereits hochentwickelten, aufgrund der zahlreichen hier entwickelten technischen Innovationen überaus einflussreichen Textilindustrie, woraus sich seine besondere architekturgeschichtliche Bedeutung begründet.

Obwohl das Bauwerk im Laufe der Zeit mehrere An- und Umbauten erfuhr, hat es sich dennoch mit zahlreichen historischen Ausstat-

tungsdetails sowohl im Äußeren – etwa in Form der bauzeitlichen Metallsprossenfenster und der eisernen Feuertreppe – als auch im Inneren – beispielsweise mit einem Walzenstuhl aus den 1920er Jahren – noch in großer Anschaulichkeit erhalten.

Werkstatt- und Magazingebäude

Als drittes neues Bestandteil wurde das Werkstatt- und Magazingebäude mit der werksinternen Zählung »Haus 130« dem Denkmalensemble der ehemaligen Bremer Wollkämmerei hinzugefügt. Der Bau wurde ab 1933 zu dem Zweck errichtet, die zahlreichen über das Werkgelände der Bremer Wollkämmerei verteilten Werkstätten und Magazine unter einem Dach zusammenzufassen und die Arbeitsabläufe dadurch zu rationalisieren. Im ersten Bauabschnitt

entstand die Werkstatt für mechanische Betriebe, 1936 folgte an deren westlicher Schmalseite der heute nicht mehr erhaltene Bau der Werkstätten für Feuerbetriebe. Beide Gebäude wurden durch das Bremer Baugeschäft W. Kellner & Co ausgeführt.

Die heute noch erhaltene Werkstatt für mechanische Betriebe ist eine zweigeschossige, unterkellerte Stahlskelettkonstruktion mit gemauerten Außenwänden. Im Kellergeschoss war ursprünglich das Wolllager untergebracht, das Erdgeschoss beherbergte Magazin und Magazin-Kontor und im Obergeschoss befanden sich Werkstätten sowie Garderobenräume für die Arbeiter. Das Äußere des langgestreckten Gebäudes zeichnet sich durch sachlich und funktional gestaltete Klinkerfassaden aus. Der sparsam angewandte Baudekor beschränkt sich auf ein abgetrepptes Traufgesims und schmale, umlaufende Brüstungs- und Gurtgesimse, die sämtliche Fensteröffnungen einfassen. Ebenfalls prägend für das Erscheinungsbild des Gebäudes ist sein markantes Sheddach, dessen fünf aneinandergereihte Pultdächer als leichte Stahlfachwerkkonstruktion ausgeführt wurden.

Das anschaulich erhaltene Werkstatt- und Magazingebäude dokumentiert mit seiner schlichten, funktionalen Gestaltung und seinen klaren Linien die Industriearchitektur der 1930er Jahre, als nicht die Repräsentationsbedürfnisse des jeweiligen Unternehmens, sondern die zweckorientierte, kostensparende Ausführung der Bauten im Vordergrund stand. Seine nüchternen, schmucklosen Wandflächen mit den breiten Fensterbändern knüpfen an die sachliche Architektursprache des Industriebaus der Klassischen Moderne an und heben sich damit deutlich von den reich gegliederten historischen Fassaden der älteren Bebauung ab.

Fazit

Die Unterschutzstellung der drei vorgestellten Objekte erweitert das Denkmalensemble der ehemaligen Bremer Wollkämmerei um wichtige technik- und baugeschichtliche Facetten. Sie

sind als sprechende Zeugnisse der Betriebsgeschichte dieses traditionsreichen, über einen Zeitraum von beinahe 125 Jahren tätigen Unternehmens anzusehen.

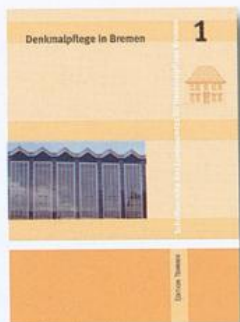
Die BWK hat als erster Industriebetrieb Blumenthals die städtebauliche Entwicklung des Ortsteils von einer eher ländlich geprägten Gemeinde zu einem Industriestandort maßgeblich mitgetragen und gehörte über Jahrzehnte hinweg zu den wichtigsten Arbeitgebern in Bremen-Nord. Ihre baulichen Hinterlassenschaften stellen nicht nur ein Ensemble von herausragender ortsgeschichtlicher Bedeutung dar, sondern zugleich auch ein überregional bedeutendes Denkmal der deutschen Industrie- und Wirtschaftsgeschichte.

Literatur (Auswahl)

- Bremer Woll-Kämmerei Aktiengesellschaft Bremen-Blumenthal (Hrsg.): Ein Jahrhundert BWK. 1883-1983, Bremen o. J. [1983].
- Thalenhorst, Carl (Hrsg.): Bremen und seine Bauten 1900-1951, Bremen 1952, S. 139 f.
- Jerchow, Friedrich: 1883-1983. Die Geschichte der Bremer Woll-Kämmerei zu Blumenthal, Bremen 1983.
- Lassotta, Arnold: Eine Musterspinnerei für die Herren Huesker. Séquin & Knobel - die Konkurrenz aus der Schweiz, in: Westfälisches Industriemuseum (Hrsg.): Cotton mills for the continent. Sidney Stott und der englische Spinnereibau in Münsterland und Twente, Dortmund 2005, S. 116-123.
- Lehold, Volkmar: Die Kämmeristen. Arbeitsleben auf der Bremer Woll-Kämmerei, Schriftenreihe der Arbeiterkammer Bremen, Hamburg 1986.
- Schöß, Susanne: Geschichte und Bedeutung der Bremer Wollkämmerei (BWK) in Bremen-Blumenthal, in: Denkmalpflege in Bremen 7 (2010), S. 67-76.

Abbildungsnachweis

- Claus Ellenberger GmbH: S. 141 u. l.
 FSB Architekten: S. 137, 138
 Jürgen Pätzold: S. 124, 125, 128, 130, 132, 134, 135
 Soulm8 Bremen/Hendrik Kuo/Simon Frank: S. 88 u.
 Volker Mai: S. 81 o.
 Bauabteilung Bremische Evangelische Kirche/Messbildstelle Dresden: S. 18
 Bauakte/Bauordnungsamt Bremen: S. 80, 100 u.
 Bremer Zentrum für Baukultur/Jochen Mönch: S. 88 o.
 Bremisches Jahrbuch 1865: S. 75
 Dehio Handbuch/Georg Skalecki: S. 35
 Focke-Museum Bremen: S. 23, 48, 50, 53, 93 o., 94, 108 u., 109 u., 133
 Landesarchäologie Bremen/Dieter Bischof: S. 106, 107, 109 o., 111, 112, 118, 119
 Landesarchäologie Bremen/Julia Schmidt: S. 108 o., 113
 Landesarchäologie Bremen/C.C. von Fick: S. 114, 115, 117
 Landesamt für Denkmalpflege, S. 13, 15 u., 17, 21, 29, 30, 47, 51 u., 52, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 67, 81 u., 83, 84, 87, 89, 93 u., 95, 96, 97, 98, 99 u., 99 o., 100 o., 101 o. m. u. r., 102, 104 o. l., 123, 141, 142, 144, 147, 148, 149, 151
 Landesamt für Denkmalpflege/Christian Richters: S. 129, 131
 Landesamt für Denkmalpflege/Herbert Schwarzwälder: S. 76, 77, 79
 Landesamt für Denkmalpflege/Georg Skalecki: S. 9, 11, 14, 15 o., 16, 19, 24, 25, 26, 27, 28, 31
 Landesinstitut für Schule Bremen, Zentrum für Medien: S. 45, 78, 85, 86, 104 o. m. u. r.
 Messbildarchiv Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum: S. 69
 Propstei St. Johann, S. 49 u., 51 o.
 Staats- und Universitätsbibliothek Bremen: S. 49 o.
 Staatsarchiv Bremen: S. 22, 101 o. l., 110, 140
 Titelbild: Bremen, Säulenkapitelle an einem Bündelpfeiler in der Kirche Unser Lieben Frauen, Foto Landesamt für Denkmalpflege
 Abb. S. 6: Bremen, Kirche Unser Lieben Frauen, Dachstuhl, Foto Landesamt für Denkmalpflege



Georg Skalecki (Hg.)

Denkmalpflege in Bremen

Heft 1 (2004)

ISBN 978-3-86108-697-5

VERGRIFFEN

Einzigartig und erhaltenswürdig -
Kulturdenkmäler in Bremen



Georg Skalecki (Hg.)

Denkmalpflege in Bremen

Heft 2 (2005)

ISBN 978-3-86108-552-2

VERGRIFFEN

Weltkulturerbe Rathaus und Roland



Georg Skalecki (Hg.)

Denkmalpflege in Bremen

Heft 3 (2006) · 84 Seiten · 63 Abbildungen

ISBN 978-3-86108-567-6

5,90 €

Die Restaurierung des Bremer Doms
im 19. Jahrhundert - Haus des Reichs -
Focke-Windkanal



Georg Skalecki (Hg.)

Denkmalpflege in Bremen

Heft 4 (2007) · 88 Seiten · 67 Abbildungen

ISBN 978-3-86108-586-7

5,90 €

Bremerhaven



Georg Skalecki (Hg.)

Denkmalpflege in Bremen

Heft 5 (2008) · 88 Seiten · 70 Abbildungen

ISBN 978-3-86108-352-8

5,90 € unverbindliche Preisempfehlung

Das Bremer Haus - Villenarchitektur in Bremen -
Wohnen im Baudenkmal



Georg Skalecki (Hg.)

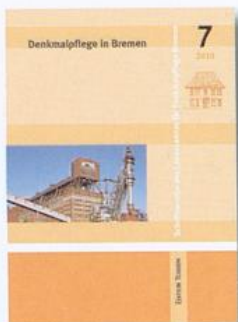
Denkmalpflege in Bremen

Heft 6 (2009) · 96 Seiten · 85 Abbildungen

ISBN 978-3-86108-109-8

5,90 €

Historischer Kirchenbau und kirchliche Denkmalpflege
im Land Bremen



Georg Skalecki (Hg.)

Denkmalpflege in Bremen

Heft 7 (2010)

ISBN 978-3-8378-1016-5

VERGRIFFEN

Historische Zeugnisse -
Industrie- und Hafenbauten



Georg Skalecki (Hg.)

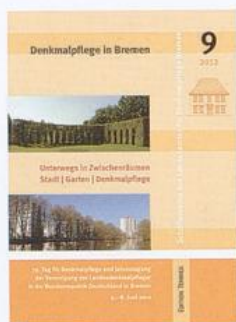
Denkmalpflege in Bremen

Heft 8 (2011)

ISBN 978-3-8378-1023-3

VERGRIFFEN

Gartendenkmäler und
städtebauliche Denkmalpflege



Georg Skalecki (Hg.)

Denkmalpflege in Bremen

Heft 9 (2012) · 384 Seiten · 336 Abbildungen

ISBN 978-3-8378-1025-7

12,90 €

Unterwegs in Zwischenräumen Stadt | Garten | Denkmalpflege.
Dokumentation der Denkmalpfleger-Jahrestagung 2011
in Bremen



Georg Skalecki (Hg.)

Denkmalpflege in Bremen

Heft 10 (2013) · 96 Seiten · 91 Abbildungen

ISBN 978-3-8378-1036-3

5,90 €

Architektur der Zwanziger Jahre



Georg Skalecki (Hg.)

Denkmalpflege in Bremen

Heft 11 (2014) · 128 Seiten · 118 Abbildungen

ISBN 978-3-8378-1042-4

5,90 €

Mittelalterliche Kirchen



Georg Skalecki (Hg.)

Denkmalpflege in Bremen

Heft 12 (2015) · 128 Seiten · 132 Abbildungen

ISBN 978-3-8378-1045-5

5,90 €

Architektur der Nachkriegszeit



Georg Skalecki (Hg.)

Denkmalpflege in Bremen

Heft 13 (2016) · 128 Seiten · 123 Abbildungen

ISBN 978-3-8378-1048-6

5,90 €

Historismus und Gründerzeit I



Georg Skalecki (Hg.)

Denkmalpflege in Bremen

Heft 14 (2017) · 128 Seiten · 109 Abbildungen

ISBN 978-3-8378-1050-9

5,90 €

Historismus und Gründerzeit II



Georg Skalecki (Hg.)

Denkmalpflege in Bremen

Heft 15 (2018) · 120 Seiten · 111 Abbildungen

ISBN 978-3-8378-1052-3

5,90 €

Renaissance



Georg Skalecki (Hg.)

Denkmalpflege in Bremen

Heft 16 (2019) · 144 Seiten · 76 Abbildungen

ISBN 978-3-8378-1053-0

8,90 €

Bremen und Skandinavien



Georg Skalecki (Hg.)

Denkmalpflege in Bremen

Heft 17 (2020) · 136 Seiten · 138 Abbildungen

ISBN 978-3-8378-1056-1

8,90 €

Reformarchitektur





Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Staats- und Uni.-Bibliothek Bremen
46\$0 00 816 122 4



ISBN 978-3-8378-1060-8



9 783837 810608

Denkmalpflege in Bremen

18

2021

Schriftenreihe des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen



Gotik

EDITION TEMMEN



datacolor

4
EG
201
15
18